This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gift of

Alvin Cox

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Aus
meiner Jugend.

Erinnerungen.

Aus
meiner Jugend.

Erinnerungen

von

Rudolf von Gottschall.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1898.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus meiner Knabenzeit.

Am 30. September 1823 wurde dem Premierlieutenant der reitenden Artillerie Gottschall in Breslau ein Knäbchen geboren, welches später bei der Taufe den Namen Karl Rudolf erhielt. Es war Mittags, und die Glocken läuteten. Dies soll ja ein Zeichen sein, daß das Knäblein ein berühmter Mann werden wird, und auch bei Goethe war es der Fall gewesen. Doch die Kirchenglocken irren sich öfters — haben doch auch die Kirchen selber sich oft genug geirrt. Ein Offizierssohn — das milieu, in welchem das Kind und der Knabe aufwuchs, war das militärische; kein Wunder, daß ich Alle, die keine Uniform trugen, für untergeordnete Menschen ansah; in späteren Jahren bemerkte ich allerdings, daß ich mit dieser Ansicht, die ich eine Zeitlang für kindisch hielt, nicht allein stand, und daß große Gesellschaftskreise sie mit dem heranwachsenden Knaben theilten.

Mein Vater war ein geborener Ostpreuße, doch er stammte nicht von den alten Anbetern des Perkunos im Hain von Romove oder an dem samländischen Meeresstrand, ebenso wenig von den deutschen Colonisten ab, die sich bei den Ordensburgen unter dem Schutze der deutschen Ritter niedergelassen hatten; nein, unser Stammbaum wurzelt weiter im Süden und zwar in den österreichischen Alpenländern. Unsere Väter waren die wegen ihres protestantischen Glaubens aus dem Erzstift Salzburg von dem tyrannischen Erzbischof Firmian 1731 vertriebenen Salzburger. Nicht an den Gestaden des Bernsteinlandes waren die ursprünglichen Wohnsitze derselben, sondern an den Bergseen in

den Salzburger Alpen, in den Thälern, welche der eisgekrönte Dachstein mit seinen Hochgebirgsvasallen abschließt.

König Friedrich Wilhelm I. hatte den Flüchtlingen in Littauen und den benachbarten Landschaften eine Freistadt gegründet. Der rauhe Soldatenkönig fühlte sich nicht nur als Schutzherr des protestantischen Glaubens; er war auch ein fürsorglicher Landesherr und zog deutsche Einwanderer in jene durch die Pest entvölkerten Gegenden. Er verlieh ihnen das Culmische Recht; keinem Gutsherrn unterthänig, als freie Erben saßen sie auf dem vom Vater zum Sohne forterbenden Besitz.

Auf einem solchen Culmischen Gute in Illischken, nicht weit von Taplacken, war mein Vater am 22. November 1787 geboren. Weitverbreitet umher wohnten die Vettern, die sich stets die Salzburger nannten. Von seiner Jugend weiß ich nicht viel zu erzählen; seine Biographie beginnt für mich erst mit dem Jahre 1812, wo er bei der preußischen Artillerie den Feldzug gegen Rußland mitmachte, sowie er später ein tapferer Mitkämpfer in den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 gewesen ist. Und was diese wichtigste Zeit seines Lebens betrifft, bin ich nicht auf gelegentliche Mittheilungen angewiesen, sondern mir liegen seine Tagebücher aus den Feldzügen vor, gewissenhaft geführte Tagebücher, mit oft eingehenden Schilderungen des Kriegslebens, der Märsche und Schlachten, die mir das Bild seiner Tüchtigkeit in jeder Hinsicht, seiner Charakterfestigkeit und geistigen Begabung stets von Neuem vor Augen rücken. Der Pulsschlag echt deutscher Gesinnung, wie sie damals auch in den baltischen Landen heimisch war, belebt diese Blätter. Zwar der deutsch-französische Krieg mit seinen großen Schlachten und Siegen hat jene Zeit etwas in Schatten gestellt; aber sie wird doch immer ihren eigenartigen Glanz behaupten; denn es war ein ebenso begeisterter wie erbitterter Kampf, um das Joch fremder Unterdrückung abzuschütteln, während der neue mit unverhältnißmäßig größerem Kraftaufwand geführte Krieg die feindliche Drohung von den deutschen Grenzen abwehrte, bis

dann im Feindesland Sieg auf Sieg erfochten wurde. Die zerbrochene Kette — das gab jenem ersten Krieg noch mehr Erbitterung, noch mehr Ingrimm; das war das Zeichen, unter dem die Truppen Yorks und Blüchers siegten. Einige Blätter aus diesen Aufzeichnungen werden mit dem Bild jener Zeit zugleich das Bild meines Vaters besser ins Licht stellen, als eine pietätvolle Schilderung vermöchte.

Das Jahr 1812 bot ein in der Geschichte seltenes Bild: Franzosen und Preußen unter denselben Fahnen, unter dem Commando des Marschalls Macdonald gegen die Russen kämpfend in Kurland und Livland. Doch der Krieg wurde lau geführt; es kam nur zu kleinen Gefechten. Die Bundesgenossenschaft, die Waffenbrüderschaft machte den Eindruck des Erzwungenen.

„Am 15. August", schreibt mein Vater, „wurde Napoleons Geburtstag auf die befohlene Weise gefeiert; es wurde geschossen und Hurrah! gerufen, welches letztere dem Capitain von Amtswegen allein zur Last fiel, weil die Artilleristen nicht miteinstimmten". Auch der Sieg der großen Armee Napoleons bei Mosaisk wurde mit 51 Kanonenschüssen und einem Tedeum gefeiert; die Preußen mußten mitschießen und mitsingen, aber es ging Niemandem von Herzen. Vom 23. Juli bis 26. September wurde ein Lager bei Olai bezogen. Zwei Monate lang mitten im Krieg ein ruhiges langweiliges Lagerleben. Später fanden mehrfache Gefechte mit den Russen statt: mein Vater war inzwischen an einem heftigen Fieber erkrankt und wurde zum Theil in den prächtigen Gemächern des Schlosses von Mitau verpflegt, die zu einem Lazareth eingerichtet worden waren. Noch ermattet und ziemlich hülflos schleppte er sich zu seiner Batterie zurück, wurde dort in einen Schlitten verpackt und bei grimmiger Kälte den marschirenden Truppen nachgefahren. Erst allmählich erholte er sich trotz der großen Strapazen und konnte nach einigen Tagen wieder den Befehl über sein Geschütz übernehmen; doch Lorbeern blühten nicht mehr auf dem Boden Kurlands; der Brand von Moskau, der allmählich trotz einzelner ruhmvoller

Kämpfe in wilde Flucht ausartende Rückmarsch der großen Armee nöthigte auch das Seitencorps Macdonalds und seine Preußen, sich aus Rußland zurückzuziehen. Es war ein grimmiger Winter; die Kälte stieg bis zu 24 Grad. Nur im gebahnten Wege war es möglich fortzukommen; man watete im aufgemahlenen 1 bis 1 1/2 Fuß tiefen Schnee, wie in tiefem Sande; neben dem Wege stand der Schnee wie steil abgerissene Grabenränder 3 bis 5 Fuß hoch. Doch welch ein anderes Bild boten die zurückmarschirenden Preußen, als die Regimenter der großen Armee, die ihr Grab auf den weiten Schneefeldern des inneren Rußlands fanden. Mein Vater hatte sich nicht unbedeutend die eine Backe erfroren; der Chirurg rieb dieselbe tüchtig mit dem hartgefrorenen Schnee. Mit der Frostbeule hatte er aber auch zugleich die Haut abgerieben, und die Kälte war auf dieser von der Haut entblößten Stelle um so empfindlicher. „Das Weinen", schreibt mein Vater, „war mir näher als das Lachen; die imposante Haltung der Truppen ließ aber Niemand kleinmüthig werden. Das ganze Corps bestand aus tapferen, im kräftigsten Mannesalter stehenden Mannschaften, die von den Schlacken gereinigt waren; denn die Schlechteren und Schwächeren waren durch Krankheiten oder auf anderem Wege beseitigt worden. Jeder hatte einen Pelz und tüchtige Ohrenlappen; jeder hatte seinen Bart wachsen lassen; an jedem Barthaar hing ein Krystalltropfen. So schritten sie muthig und kräftig fort. Nie sind mir die Bataillone so mannhaft, so gewaltig erschienen wie auf diesen Schneefeldern. Eine dreifach überlegene Zahl von Feinden wäre nicht im Stande gewesen, diese Kraftmenschen zu überwinden".

Feindliche Milizen, die gegen die Avantgarde vorrückten, wurden von einem Dragonerregiment mit Hülfe einzelner Geschütze leicht geschlagen und ein Bataillon gefangen genommen. Kaum waren die Truppen über die preußische Grenze gerückt, da trat eine große weltgeschichtliche Wendung ein; durch die Capitulation des Preußengenerals von York mit dem russischen General Diebitsch wurde im fernen Nordosten das große Signal zum

deutschen Befreiungskampfe gegeben. Wenn einige Geschichtsschreiber berichten, das preußische Corps sei schon von den Franzosen isolirt gewesen, als diese Capitulation abgeschlossen wurde, so gilt das keineswegs von der unter dem preußischen General Massenbach stehenden Avantgarde, zu welcher auch die Batterie meines Vaters gehörte.

Da lagen im Dorfe Ballgarden ihre Artilleristen mit 50 Mann bayrischer Infanterie in einem Bauernhause zusammen, als die Batterie am 30. December Abends die Ordre erhielt, nach Tilsit zurückzumarschiren. Wir lagen mit den bayrischen Infanteristen bunt zusammen auf einer großen Streu, welche die ganze Bauernstube einnahm. „Die preußischen Artilleristen auf, auf! gleich anspannen!“ wurde in die Finsterniß hineingerufen; auf eine andere Weise waren sie nicht zu ermitteln. Es wurde rasch angespannt, aber auch die Bayern, die den Feind in der Nähe glaubten, standen bei den Geschützen auf dem Sammelplatz.

„Die Batterie marschirte ab, ohne Verdacht zu erregen, indem sie sich auf das Hauptcorps zurückzog; die Bayern rückten wieder in die Quartiere. Die Gegend zwischen Ragnit und Tilsit ist ziemlich hügelig. Nach ein paar Tagen Thauwetter hatte es wieder gefroren. Die ganze Straße bildete eine frische, spiegelglatte Eisdecke. Mit den stumpfbeschlagenen Pferden getraute sich Niemand zu reiten. Die ganze Batterie führte die Pferde, und nicht selten lagen die Pferde und Reiter bunt durcheinander. Schlimmer ging es den fahrenden Artilleristen, diese müssen sitzen bleiben. Ihre Pferde wurden zwar durch die Geschirre und den Zusammenhang untereinander leichter vor dem Fallen geschützt, dagegen schob das Geschütz sie von jedem Hügel in einen Knäuel geballt hinunter. Unten angekommen mußten sie erst auseinandergekoppelt werden, um mühsam einen anderen Hügel zu erklimmen. Die Geschütze marschirten in großer Distanz, damit sie nicht ineinander schoben. Doch ging der Marsch ohne alles Unglück ab. In Tilsit stießen auch zwei Schwadronen des

westpreußischen Dragonerregiments und die reitende Batterie Nr. 1 zu uns. Es wurde eine Stunde gefüttert und den 31. December ungefähr um 9 Uhr der Marsch nach Insterburg angetreten. Die ganze Brigade Bacheln, aus Bayern und Polen bestehend, stand vor dem Thore auf dieser Straße in einem engen Bivouac. Sie konnte sich nicht weiter ausdehnen, weil sie keinen Mann Cavallerie hatte und die russische leichte Reiterei sie immer in Schach hielt. Unser kleines Corps ging mitten durch die Brigade. — „Wo geht's denn hin?" fragten die bayrischen Grenadiere. „Recognosciren!" war die Antwort unserer Artilleristen, die zwar selbst den Zweck des Marsches nicht kannten, indeß doch eine Ahnung der Wahrheit hatten.

„Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von den Bayern entfernt, als uns Allen das Geheimniß, welches bisher nur die Commandeure kannten und treu bewahren mußten, mitgetheilt wurde. Wie durch einen elektrischen Schlag waren die ernstesten Gesichter in heitere umgewandelt. Viele schrieen laut jubelnd auf; anderen, namentlich den älteren Leuten sah man eine innere, recht behagliche Freude an; vielen rollten Thränen in den bezapften Eisbart. Bald waren wir von Kosackenschwärmen umgeben. Nun begann eine Scene, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Diese gutmüthigen, bebärteten, ehrwürdigen Krieger stürzten in die Batterie. Jeder nahm seinen Mann, herzte und küßte ihn, wie man ein Kind hätschelt. Ich war der Gegenstand der Zärtlichkeit eines recht alten Mannes, dem bei seinen Liebkosungen die Thränen in den Bart rollten. Viele, namentlich von den Bauernkosacken, wie wir sie nannten, ritten neben der Batterie, schlugen fortwährend Kreuze und beteten sichtlich.

Unser Marsch ging in halbem Trabe, so gut es die Glätte des Weges zuließ, schnell vorwärts. Schon aus der Ferne sahen wir russische Cavalleriecolonnen aus allen Richtungen in schneller Bewegung der Straße zueilen, auf der wir marschirten.

Beim Amte Sommerau waren diese Colonnen vereinigt.

Die beiden Batterien und die zwei Schwadronen marſchirten ihnen auf 50 Schritt Entfernung gegenüber auf. Der Zwiſchenraum war der Tummelplatz der Generale und ihres Gefolges. General Graf Wittgenſtein ließ den König und ſeinen Kaiſer leben; ein „Hurrah“ aus voller Kehle begleitete dies Lebehoch und wollte kein Ende nehmen. Hier wurde anders gerufen als im Lager bei Olai am Geburtstage Napoleons. Es wurde abgeſeſſen und ein Augenblick geruht, und nun wiederholten ſich häufig die Scenen, wie mit den Koſacken, zwiſchen den preußiſchen und ruſſiſchen Kriegern“.

Soviel Begeiſterung und Rührung, ſoviel tiefes und inniges Vaterlandsgefühl ſpricht ſich in dieſen und den folgenden Schilderungen meines Vaters aus, daß der ganze Geiſt jener Epoche ſich darin ſpiegelt: ein Geiſt, der nicht bloß in den akademiſchen Freiſcharen herrſchte, der damals das ganze Heer und das ganze Volk belebte.

„In voller Parade, in einer zuſammenhängenden Colonne marſchirte das Corps in Berlin ein. Ein wahrer Triumphzug! Nur eine beſchränkte Straße blieb für den Marſch der Truppen — Kopf an Kopf auf der Straße und an den Fenſtern bis auf die Dächer, vom Frankfurter bis zum Halle'ſchen Thor ein Menſchenſchwarm. Tauſend weiße Tücher wehten zugleich aus den Fenſtern. Vornehme Damen jeden Alters jubelten dort mit der Volksmenge auf der Straße um die Wette. Weinen, Lachen, Schreien, ſtiller Ernſt, je nach der Individualität der Einzelnen drückten die Gefühle der Bewohner der Hauptſtadt aus. Die Truppen wurden als die Erlöſer Preußens von dem Franzoſenjoch begrüßt. Ein Jeder von uns hat gewiß ſein Freudenthränlein im Stillen mitgeweint. Wie muß dem General York, dem Urheber dieſes Jubels, dabei zu Muthe geweſen ſein!“

Und als vor der Schlacht bei Groß-Görſchen die Truppen hinter Pegau dem Kaiſer von Rußland und dem preußiſchen König vorbeidefilirten, da herrſchte auch das Gefühl der Be-

geisterung und Hingebung bis zum völligen Aufgeben der eigenen Persönlichkeit.

„Die Monarchen übersahen vom Rande eines mit Gebüsch bewachsenen Terraineinschnittes das Anrücken der Truppen schon auf größere Entfernungen. Unsere Cavallerie und die reitende Artillerie defilirte im Trabe. Nie mögen die hohen Herren wohl mit freundlicheren Blicken angesehen worden sein, als bei diesem Vorbeimarsch. Ich schwebte im Sattel, meine physische Existenz war ganz unbeachtet; Thränen drängten sich mir in die Augen, und gewiß war dies ein Augenblick, wo ich ganz allein eine französische Armee angegriffen hätte. Diese Gefühle sah man einem Jeden an: Alles war erregt und feierlich gestimmt. Ein Jeder von uns glaubte, er habe mit dem Feinde eine Ehrensache auszufechten!“

Mein Vater war stets ein ausgezeichneter Reiter und liebte Wagnisse der Reitkunst — ich selbst habe ihn in Mainz die schmalen Treppen auf den Wällen der Eisgrube oft herauf und herunterreiten sehen. Auch in seinen Kriegsdenkwürdigkeiten spielt Roß und Reiter eine große Rolle.

„Ich war von Jugend auf“, schreibt mein Vater im Kriege 1813, „ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und ein großer Freund vom Reiten; diese Neigung hatte ich selbst nach einem Ritt von einigen hundert Meilen auf einem hölzernen Sattelblock noch nicht im Mindesten verloren. Wenn ich ein schönes Pferd bei der Batterie sah, so ergriff mich eine wirkliche Sehnsucht nach dem Besitz desselben. Alle Mittel wurden aufgeboten, um es zu erlangen. Selten schlug es mir fehl. Die Offiziere waren mir gewogen und meine aufmerksame Pflege dieser Thiere ihnen bekannt. Jeder neue Ankömmling — und ich wechselte oft, weil sich immer etwas Neues fand — wurde mit solcher Liebe von mir gepflegt, daß ich stundenlang im Stalle blieb, jede Bewegung beobachtete, ihm beinahe jedes Körnchen Hafer einzeln reichte, wenn ich bemerkte, daß er ein schlechter Fresser war. Dafür hatte ich denn auch die Belohnung, ihn in kurzer Zeit in bestem

Zuſtande zu ſehen. Ohne ihn übermäßig anzuſtrengen, wurden dann ſeine Leiſtungen auch tüchtig in Anſpruch genommen. Ein jeder Graben, jeder erhöhte Gegenſtand, der mir in den Wurf kam und über den hinweg zu gelangen nur irgend möglich war, wurde überſetzt. Durch gute Behandlung und beſtändige Uebung wurden meine Thiere auch bald ſo bereitwillig dazu, daß ſie oft von ſelbſt einen Sprung als nothwendig erachteten und ſich dazu drängten. Bei Tilſit gelangte ich in den Beſitz eines ſolchen Lieblingsthieres, nach welchem ich lange vergebens geſtrebt hatte. Gut gepflegt und fleißig, aber behutſam geübt, befand es ſich in Berlin im ausgebildetſten Zuſtand. Jeder Kenner ſah es mit Vergnügen. Das Berliner Publikum, an den Anblick ſchöner Pferde gewöhnt, nimmt immer Antheil an außergewöhnlichen Leiſtungen dieſer Thiere. Der junge Artillerie-Unteroffizier mit ſeinem ſchönen Pferde entging der Aufmerkſamkeit nicht, und jeder kühne Sprung wurde beifällig aufgenommen; daß mir dies viel Vergnügen gewährte, geſtehe ich ganz offen ein."

Und auch während der Feldzüge, beſonders in den Cantonnements wurden dieſe Reitervergnügungen fortgeſetzt. Im Auguſt 1814 lag mein Vater bei Ettelbruck im Luxemburgiſchen im Quartier. „Die Batterie befehligte ein Rittmeiſter, welcher, von der Gensdarmerie zur Artillerie übergegangen war und ſeinen früheren Titel beibehielt. Er war als wilder Reiter renommirt und hielt ſich gute Pferde. Bei Ritten, die ich mit ihm zuſammen unternahm, ſchien es ihm Vergnügen zu machen, daß mir ſeine Art zu reiten ſo überaus gefiel. Statt auf die Schonung des Dienſtpferdes, welches ich ritt, Bedacht zu nehmen, munterte er mich zu allen nur möglichen Wageſtückchen auf, denen ich ſo wie ſo nicht abgeneigt war. Es war mir recht, wenn er mir zuredete, ich möchte doch nicht auf der großen Straße zur Parole reiten, ſondern ich könnte ja hinten zum Garten hinaus den geraden Weg einſchlagen. Hier war aber gar keiner; nichts als hohe Hecken und breite tiefe Gräben. Mein Fuchs ſetzte über Alles hinweg, oft mit einem Kraftaufwand, daß mir der Säbel vom

Leibe gerissen wurde und wer weiß wie weit davonflog. Der Rittmeister sah mir dann mit Wohlbehagen zu, obgleich er manchmal mehr für meinen Hals fürchtete, als ich selbst."

Mein Vater hat die ganzen Befreiungskriege mitgemacht; außer einer beträchtlichen Zahl von größeren und kleineren Gefechten die Schlachten von Groß-Görschen, Bautzen, Möckern (Leipzig), Laon, Paris, Belle-Alliance. In seinen Tagebüchern finden sich Schilderungen derselben, natürlich nicht, wie die meisten in die Geschichtsbücher übergegangenen Kriegsberichte der Feldherren und Generalstäbe, von einem das Ganze beherrschenden Standpunkte aus, von dem sich ein Gesammtbild dieser Kämpfe geben ließ, sondern nur das eigene Erlebniß schildernd, und was in den Gesichtskreis eines tapferen Mitkämpfenden fiel. Doch durch die Detailzüge, die solche Aufzeichnungen geben, läßt sich mancher Schlachtbericht ergänzen; vor Allem aber entrollt sich uns ein farbenreiches Gemälde, welches uns die Heldenthaten und Schrecken des Krieges lebendiger vor Augen führt, als die in jenen Werken geschilderten Schachzüge der Taktik und Strategie. Mein Vater besaß eben das Talent zu solchen Schilderungen, und wenn auch mir dasselbe von mancher Seite zugesprochen wird, so ist es ja wohl möglich, daß dies ein natürliches Erbstück ist. Ein solches Kampfbild aus der Schlacht von Möckern will ich hier zur Probe mittheilen.

„Die Batterie war hart an der Straße und dicht bei Möckern aufgefahren. Das Geschützfeuer tobte auf der ganzen Linie, während das Infanteriefeuer im Dorfe und neben demselben furchtbar wüthete. Das Gefecht neben dem Dorfe zwischen den feindlichen Colonnen und der zweiten Brigade war mörderisch. Bald wurde mit dem Bajonnet angegriffen, bald standen die Bataillone sich auf 50 Schritt gegenüber und unterhielten rasches Gliederfeuer. Man sah, wie die Reihen sich lichteten. Die Blessirten gingen auf der Chaussee zurück in so dichten Massen wie Infanterie, die auf Märschen, auf schlechten Wegen, etwas auseinander gekommen ist. Auf diese Straße war aber die vor-

geschobene feindliche schwere Batterie gerichtet. Blessirte, die sich noch zurückschleppen konnten, wurden hier von Kanonenkugeln zu Boden gerissen. Die Chausseegräben waren bis an die hohen Ränder gehäuft voll Todter. Neben unserem achten Geschütz, welches etwas erhöht zunächst an der Straße stand, bildete sich ein vollständiger Damm von Todten. Unsere Bataillone wurden immer lichter und gingen zurück, während sie durch neue ersetzt wurden. Beim Feinde, der seine Massen in der Nähe hatte, bemerkte man diese Abnahme nicht. Die zweite Brigade war beinahe gänzlich aufgerieben, während der Feind Vortheile neben dem Dorfe und in demselben gewann. Jetzt rückte die erste Brigade mit gleichem Muthe vor und stellte das Gefecht wieder her. Die im Dorfe zurückgedrängte Batterie machte nun wieder Fortschritte. Das Gefecht wurde mit gleicher Erbitterung fortgesetzt. Das Dorf Möckern liegt zwischen der großen Straße und der Elster und ist der Länge nach zwischen diesen beiden Linien eingeschlossen. In der Mitte wird es durch eine breite Querstraße, die von der Chaussee nach der Elster führt, in zwei gleiche Theile getheilt. Den Theil nach Leipzig hatte in der Regel die feindliche Infanterie, den nach Halle zu die unsrige in Besitz. Hier wogte das Gefecht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu, je nachdem der eine oder der andere Theil im Vortheil war. Viele Häuser waren schon in Brand gerathen. Die schlesische Landwehr, in der Nähe unserer Geschütze, stand so dicht an den Mauern der Häuser, daß sie oben hinaufsehen konnten und nach dem oben hervorragenden Franzosenkopf schossen. Diese waren bis an die Brust gedeckt und hatten den ganzen Landwehrmann freistehend auf 5 bis 10 Schritte vor sich. Natürlich traf beinahe jeder Schuß. Die feindlichen verlorenen Gewehrkugeln schlugen bei diesem Gefecht in die Batterie. Es rasselte nur immer so an den Geschützen. Wir hatten nach Beendigung des Kampfes 13 blessirte Leute und 19 Pferde, die durch solche verlorene Kugeln getroffen waren. Bei dem siebenten und achten Geschütze meines Zuges war der größte Theil der Pferde und

Leute auf dieſe Weiſe bleſſirt, glücklicherweiſe die meiſten ſo leicht, daß ſie in ihren Dienſtverrichtungen nicht geſtört wurden. Von der Batterie bis zu den Gartenmauern und den nächſten Häuſern befand ſich ein Kohlfeld; auf dieſem ſtand die Landwehr bei ihrem Angriff auf die Häuſer. Bei jedem Kohlkopf lag ein Landwehrmann, öfter zwei übereinandergeſtürzt. So ſtand das Gefecht ſchon ganz gegen Abend noch immer nicht zu unſerem Vortheil. Die erſte Brigade war wie vorher die zweite zuſammengeſchoſſen. Wie eine Todtenglocke tönte der Ruf: „Die ſiebente Brigade vor!“ — „Die ſiebente Brigade — ſie kommt ſchon, ſie kommt ſchon!“ hörte man andere Stimmen. Es entſtand eine kurze Pauſe im feindlichen Feuer, weil die ganze Linie ſich vorzubewegen begann. Sie ſtutzte aber wieder, weil unſer Artilleriefeuer auf das ſchnellſte abgegeben wurde. Ich ſelbſt ließ mit Kartätſchen ſchießen und munterte die Leute auf, die ihre letzten Kräfte anſtrengten und ihr Feuer ſo ſchnell abgaben, wie man es bei ſolcher Erſchöpfung nicht für möglich gehalten hätte. Wäre es angegangen, hätte jeder Artilleriſt noch eine Kartätſche in den Mund genommen und ſie den dichten, beſonders im Dorfe zuſammengedrängten feindlichen Maſſen entgegengeſpuckt. Der General York hatte immer in der Nähe der Batterie gehalten, weil hier nahe am Dorfe das Gefecht am erbittertſten war und von hier die Entſcheidung ausgehen mußte. In dieſem kritiſchen Moment, wo die erſte Brigade weichen mußte und der Feind, in ſeinem weiteren Vorgehen unſchlüſſig, nur hin und wieder feuerte, nahm der General York den Degen auf. Ehe er ihn zog, runzelte er die Naſe ungefähr ſo, als wenn Einem zufällig ein Inſect hineingeflogen. Der Unteroffizier Marquardt vom achten Geſchütz ſagte ganz laut in ſeiner Königsberger Sprache: „Wat wardt nu warne? De Ohle träckt ja den Kielkeprickel rut!“ (Was wird nun werden? Der Alte zieht ja den Klößeſpieß heraus!) — Es wurde aber was daraus; denn er gab Befehl, die ganze Linie ſolle vorrücken und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Cavallerie. Drei Schwadronen

brandenburgiſcher Huſaren, die zunächſt hinter der Batterie ſtanden, ſtürzten durch die Intervalle derſelben und warfen ſich auf den Feind. Die Batterie mußte natürlich ihr Feuer einſtellen und konnte dem Gemetzel in der Nähe zuſehen. Die Huſaren fuhren wie ein Blitz durch die feindliche Batterie, überrannten einige ganz überraſchte feindliche Bataillone, wurden aber dann von Cavallerie angefallen und wären gewiß, ſo allein mitten in der feindlichen Colonne, ſchlecht weggekommen, wenn nicht das ſchleſiſche Ulanenregiment gleich nachgeſprengt wäre. Zufällig flogen auch zwei feindliche Munitionswagen, von einer preußiſchen Granate der links von uns ſtehenden und im Schießen nicht behinderten Batterie getroffen, mitten in dieſem Durcheinander in die Luft, wodurch der Wirrwarr noch vermehrt wurde. Nun ſchwieg auch unſere Artillerie; die ſiebente und achte Brigade auf dem linken Flügel rückte mit gefälltem Bajonnet vor und die Reſervecavallerie brach in der Mitte durch; an ihrer Spitze befand ſich unſer „Ohler“. Der Feind, von dieſem plötzlichen Wechſel überraſcht, war mit Abwehren beſchäftigt; unſere Truppen ſaßen aber nunmehr mitten drin und der feindliche General konnte der Verwirrung nicht mehr Herr werden. Immer weiter und weiter wälzten ſich die Maſſen, bis ſie ſich endlich hinter der feindlichen Stellung gegen Eutritzſch und Gohlis hin verloren. Bald aber kamen erfreuliche Zeichen in Sicht. 53 feindliche, noch vollkommen beſpannte Geſchütze mit einer Anzahl Wagen kamen angefahren. Selbſt die Bedienung fehlte nicht. Schön uniformirte Artilleriſten, die eben von den weſtlichen Küſten Frankreichs zur Armee geſtoßen waren, wurden auch gleich mitgebracht. Die Zahl der Gefangenen belief ſich auf 2000; außerdem waren ganze Bataillone niedergehauen worden. „Unſer Ohler“ hatte den rechten Augenblick ergriffen, um das ſchon ſchwankende Kriegsglück auf unſere Seite herüberzuſpielen.

„Das Bivouac ſelbſt nach der Schlacht war eine ſehr traurige Herberge mitten in einer großen Todtenkammer. Rechts

die Straße mit Leichen und Verwundeten bedeckt, daneben das brennende Dorf über Todte und Verwundete zusammenstürzend; die Luft ertönte vom Klagegeschrei der tausend Verstümmelten, denen in diesem Augenblick Niemand helfen konnte."

„An der großen Völkerschlacht des 18. Octobers hatte sich das York'sche Corps nicht betheiligt. Doch von seiner Stellung aus ließ sich das Geschützfeuer der ganzen verbündeten Armeen und das der Franzosen übersehen. — Das Getöse einer Schlacht, in welcher dreiviertel Millionen Krieger zu gleicher Zeit kämpfen, läßt sich garnicht beschreiben. Die Erde zittert, die ganze Luft der Gegend ist ein Kriegsgeschrei. Das Feuer der Kanonen in dieser Runde ist nur den zahlreichen Funken zu vergleichen, welche einer Schmiedeesse entsprühen, wenn Holzkohlen gebrannt werden. Des Abends, als das Feuerlicht der Kanonen und Gewehre des Tageslichtes Herr wurde, war die ganze Gegend ein zerrissenes Feuermeer."

Diese lebendigen Schilderungen, die zugleich auf einen der denkwürdigsten Schlachtentage von 1813 ein erhellendes Licht werfen, zeigen die Beobachtungs- und Darstellungsgabe meines Vaters. Derselbe hatte als Wachtmeister in den Feldzügen meistens Offiziersdienste gethan, besonders in Gefechten und Schlachten einen Zug wie ein Offizier commandirt und erhielt im Juli 1815 sein Lieutenantspatent. Die Schlacht bei Belle-Alliance, die er tapfer mitgemacht, gab ihm ebenfalls Anlaß zu farbenreichen Aufzeichnungen, nicht weniger sein späterer Aufenthalt in Frankreich auf dem Schlosse des Marquis Roquedair. Das Schloßleben und der Verkehr mit den jungen, anmuthigen Französinnen wird fast mit der Feder eines Novellisten geschildert. Mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet, kehrte mein Vater mit seiner Batterie am 20. Januar 1816 nach Breslau, seiner Garnison zurück. Im Jahre 1822 verheirathete er sich mit Mathilde Mülheim, der Tochter eines städtischen Beamten, der früher Haushofmeister Sr. Excellenz, des allmächtigen schlesischen Ministers von Hoym gewesen war und sich einiges Ver-

mögen erworben hatte. Das Bild meiner Mutter, der zärtlichsten und besten Frau, die ganz in der Liebe zu ihrer Familie, zu ihren Kindern aufging, schwebt vor mir mit jenem Schmerzenszug, mit dem andauernde Kränklichkeit, ein allmählich sich immer mehr entwickelndes Herzleiden ihre lieben Züge leider gezeichnet hatte. Sie besaß ein tiefes, poetisches Gemüth; ihre litterarischen Richtungen und Neigungen entsprachen dem Geist der Epoche. Mathissons Gedichte, die Stunden der Andacht waren eine Lieblingslectüre der jungen Mädchen, später wurden Walter Scott, Bulwer, Cooper bevorzugt. Doch meine Mutter, die eine eifrige Leserin war, las auch Sophocleische Tragödien, die sie aufs Tiefste ergriffen; ich traf sie oft mit Thränen in den Augen, wenn sie „Oedipus" oder „Antigone" gelesen hatte. Daß sie meine poetischen Versuche sehr beglückten, bedarf kaum der Versicherung; mein erstes Drama „Cajus Gracchus" hatte sie eigenhändig abgeschrieben, und ich darf mir schmeicheln, daß ich in ihrem Leben voll schmerzlicher Resignation und edler Aufopferung einer der wenigen Glanzpunkte war.

* * *

Spärlich sind die Erinnerungen aus meiner Kindheit, soweit ich dieselbe in Schlesien verlebte; nur einzelne Momente tauchen wie die Effektscenen eines Dramas aus dem Dunkel auf. Wir wohnten in Breslau auf dem Bürgerwerder; unserem Hause schräg gegenüber stand damals eine Zuckerraffinerie, die eines Tages in hellen Flammen aufging. Wie ich da am Fenster neben meiner Mutter lag und in das Feuermeer blickte: das schwebte mir später noch lebhaft vor. Auch auf Spaziergängen in die Gärten der benachbarten Dörfer besinn' ich mich: ich seh' mich dort, mochte es nun in Pöpelwitz oder Oswitz oder Morgenau sein, wie ich mit andern Kindern im Grünen mich herumtummle; ich hatte lebhafte Bilder von den Oertlichkeiten, den Gängen, den kleinen bewachsenen Hügeln, die sich in den Gärten

befanden und die wir herauf- und herunterkletterten, und doch fand ich bei meinem ſpäteren Aufenthalt in Breslau für dieſe Erinnerungsbilder nicht die entſprechende Stätte wieder — nur ein anheimelndes Gefühl hatte ich in allen dieſen Gärten, einen gewiſſen Inſtinkt der Erinnerung. Da ſteckte etwas Dageweſenes in der Luft, aber ich konnte es nicht haſchen.

Im Jahre 1827 war mein Vater nach Neiſſe verſetzt worden; auch von dieſer Feſtung blieb mir nur der dunkle Eindruck von Wällen, Brücken, Gräben; ich beſinne mich, die Feſtungsgefangenen geſehen zu haben, die Ketten und Kugeln mitſchleppten und auf der Stirne irgend ein an Hirſchgeweihe erinnerndes Abzeichen hatten; ich beſinne mich, daß ich mit meinem Vater bisweilen auf den Wällen ſpazieren ging, wo er die Kugelhaufen zählte. Das düſtere Bild der engbrüſtigen Feſtungsſtadt erhielt aber den tiefſten Schatten durch ein Ereigniß, das in unſere Häuslichkeit eingriff, ohne unſere Familie ſelbſt zu berühren. Noch ſehe ich wie heute das nach der Straße hinaus liegende Zimmer — meine Mutter in Thränen ſehr erregt auf einem Tritt am Fenſter ſitzend, auf der Straße ſelbſt ein unheimliches Leben, ein Hinundher von Menſchen — ich ſchmiegte mich angſtvoll an meine Mutter an, die anfangs zögerte, auf meine Frage zu antworten. Endlich kam's zu Tage: auf dem Hochgericht ging etwas Schreckliches vor; der Bruder unſeres Dienſtmädchens wurde gerädert: eine grauſame, aber damals noch landesübliche Strafe. Was er für ein Verbrechen begangen, erfuhr ich nicht, aber ich ſah, wie meine Mutter von einem ſchaudernden Gefühl ergriffen war — und auch mich überrieſelte ein ſtiller Schauder. Selbſt unſer Mädchen, als die Schweſter eines geräderten Bruders, flößte mir lange Zeit eine gewiſſe Scheu ein.

In Neiſſe wurde mir auch ein Brüderchen geboren, welches bei der Taufe den Namen Otto erhielt. Lange war indeß unſeres Bleibens nicht in der ſchleſiſchen Feſtung; mein Vater erhielt 1828 das Patent als Hauptmann und wurde als Zeugkapitän

in die Festung Coblenz am Rhein versetzt. Damit schied er eigentlich aus dem aktiven Kriegsdienste aus; er muß dies wahrscheinlich in Folge damaliger körperlicher Leiden selbst beantragt haben. Die Strapazen der Kriegsjahre blieben nicht ohne Nachwirkung; vielleicht hatte mein Vater diese überschätzt oder dienstliche Verdrießlichkeiten machten ihm den Aufenthalt in Neisse unangenehm und einen Wechsel in seiner Stellung wünschenswerth.

Eine Reise von Neisse an den Rhein darf nicht mit heutigem Maßstab gemessen werden; sie erforderte damals, besonders wenn eine größere Familie sich auf die Wanderschaft begab, eine Zeit, wie etwa heutzutage eine Reise nach dem äußersten Sibirien, das nach Vollendung der ostsibirischen Bahn uns noch näher gerückt sein wird, als damals der Rhein für einen aus Schlesien dorthin versetzten Offizier war. Und mit Kind und Kegel mußte die Reise angetreten werden, noch dazu im strengen Winter. Es wurden daher alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie sie mein Vater aus seinem französisch-russischen Feldzug kannte. Der kleine Otto lag wie in einer Pelzwiege und auch die Amme, die ihn trug, war gegen die Unbilden der Witterung durch allerlei Pelzverbrämung geschützt. Ein Miethswagen wurde für eine dreiwöchige Reise gemiethet — und so ging's denn langsam von Station zu Station dem fernen Rhein zu. Bei Zeiten rückten wir immer in die Nachtquartiere ein; manches Bild aus diesen Hôtels und Wirthshäusern ist in meiner Erinnerung haften geblieben. In Leipzig erlebte ich selbst das für mich interessanteste Abenteuer der ganzen Reise; ich verlief mich nämlich aus unserem Hôtel in fremde Straßen, und da ich den Namen des Gasthauses mir nicht eingeprägt hatte, so dauerte es lange Zeit, ehe man mich zu meinen Eltern zurückbringen konnte. Von der Reise selbst hatte ich nur noch den Eindruck, als ob sie durch eine endlose Pappelallee dahinginge: Pappeln zur Rechten und zur Linken, in Sachsen, in Thüringen; die ewige Chaussee so eintönig, so schläfrig im Wintergewand — nur wenn der Wagen über das Pflaster der Städte rasselte, gab es eine kleine Ab-

wechslung. Drei Wochen im Kutschwagen zur Winterszeit — und wenn der kleine Otto noch so artig war, gelegentlich machte er doch seiner Ungeduld Luft; es regte sich in den Pelzen, und der darin vergrabene kleine Grönländer äußerte sich in einer Sprache, der man die deutsche Nationalität noch nicht anmerkte.

In Coblenz, wo ich von meinem fünften bis zu meinem neunten Lebensjahre verweilte, fließt der Quell der Erinnerungen schon weit reichlicher; mochte mir auch für die Schönheit der landschaftlichen Umrahmung das Auge des Malers fehlen, so wirkte doch das anmuthige Rheinpanorama in aller Stille auf mein Gemüth und theilte meinen Knabenjahren Etwas von seinem Duft und Reiz mit. Von Jahr zu Jahr wuchs natürlich auch mein Verständniß dafür — mein Vater nahm mich öfters mit bei seinen dienstlichen Besuchen der verschiedenen Forts, die auf den die Stadt beherrschenden Höhen lagen, und so that ich manchen Blick in die Festungsgeheimnisse, welche Andern nicht zugänglich waren. Am meisten imponirte mir die Festung Ehrenbreitstein und die große Treppe, die zu ihr fast senkrecht in die Höhe führt. Oft stand ich dort oben und erfreute mich an dem entzückenden Blick auf die Rhein- und Mosellandschaft, auf die beiden sich hier vermählenden Flüsse, auf die Häuser und Thürme der zwischenhineingebauten Stadt, auf die jenseitigen Höhen mit ihren Forts und die im Duft verschwimmende Ferne. Die Schildwachen auf den Wällen, das militärische Treiben in den Festungshöfen lenkten bisweilen den Blick in die Nähe; doch am liebsten schweifte er ins Weite und weckte in der Brust des Knaben jene unbestimmte Sehnsucht, welche hinausmöchte in die Welt, zu den duftumschleierten Hügeln, die irgend etwas geheimnißvoll Schönes ahnen ließen. Und man konnte ja plaudern mit diesen fernen Hügeln; das bewies der Telegraph auf Ehrenbreitstein, dessen windmühlenartige Bewegungen ich mit großem Interesse verfolgte und der sich mit einem hölzernen Genossen unterhielt, der auf einer Höhe ganz in der Ferne seine Bewegungen nachzuäffen schien. Das war ein Wunder für den

Knaben; er ahnte nicht, daß späteren Jahrzehnten diese Fernsprechkunst als eine Kinderei erscheinen würde, als die schüchternen und hölzernen Anfänge einer die ganze Welt umspannenden Schriftsprache, die blitzschnell über die Oceane hinweg ihre Zeichen schreibt.

Daß es aber mit den Wundern der Ferne nicht allzuviel auf sich hatte, darüber klärten mich bald die Wanderungen auf, die ich mit meinem Vater in jene vom Ehrenbreitstein so zauberisch erscheinenden Gegenden unternahm. Alljährlich machte mein Vater eine solche Fußtour, bei welcher ich sein steter Begleiter war. Da ging's über Andernach in die Eifel an den Laacher See — dieser Kratersee und die merkwürdigen Berge, wie die ganze Gegend machten einen tiefen Eindruck; ich freute mich, wenn der Weg einmal durch ein wogendes Getreidefeld führte. Im Ganzen sind die Erinnerungsbilder an jene Fußpartien matt und unzusammenhängend. Ein anderes Mal wurde mit mehreren Artillerieoffizieren zusammen eine Wagenfahrt über den Hunsrück unternommen — der eintönige Charakter dieser Hochfläche wurde nur, wenn es durch schöne Wälder ging, von anmuthigeren Eindrücken abgelöst. Alles machte einen ärmlichen, dürftigen Eindruck; kein üppiger Weizen, nur Hafer und Gerste wuchs auf den Aeckern. Die Fahrt verlief nicht ohne Unfälle; mit einem der Wagen, in welchem die Offiziersburschen saßen, gingen die Pferde durch und zertrümmerten ihn. Die Burschen selbst wurden zum Theil schwer verletzt — ich besuchte sie in der verhangenen Krankenstube in Simmern; schweigsam oder stöhnend lagen sie in den Betten; ich hatte zum ersten Male den Eindruck eines Lazareths. Ich war nicht gerade furchtsam, aber ich konnte doch ein Angstgefühl nicht unterdrücken, als unser Wagen nicht lange darauf die jähen Wege der steilen Thalschlucht hinunterfuhr, die bei Bacharach in das Rheinthal mündet.

Ein Vorfall aus jener Zeit, der die Phantasie des Knaben lebhaft beschäftigte, ist mir noch in Erinnerung geblieben. Ein russischer Offizier war zum Besuch in Coblenz, und mein Vater

und mehrere Artillerielieutenants gingen und fuhren mit ihm in der Umgegend herum. So ging's denn auch von der hohen Festung durch Thal Ehrenbreitstein an die Lahn und dann über den Rhein auf Schloß Stolzenfels, welches damals noch eine malerische Ruine war aus der Zeit her, wo die Franzosen unter ihrem großen Könige den Rheinlanden ihre Besuche machten, bei denen so viele Schlösser zertrümmert wurden, so viele Dörfer in Flammen aufgingen. Damals hatte noch nicht König Friedrich Wilhelm IV. nach den Entwürfen von Schinkel den Hauptthurm wiederherstellen lassen, den Rittersaal und die Kapelle mit Fresken geschmückt; man mußte noch auf steilen Pfaden, oft durch Disteln und Dornen herumklettern, und mein Vater warnte mich vor manchem steilen Rand, hinter dem ein Abgrund gähnte. Der Russe hatte eine Pfeife mit einem prächtigen Meerschaumkopfe, der meine Bewunderung erregt hatte. Und dieser schöne Kopf fiel bei den Klettereien zur Erde und zerschellte am Gestein. Er war ein Andenken — und der Offizier war unglücklich darüber. Er that mir herzlich leid; aber er tröstete sich vielleicht rascher als ich. Bitteres Herzweh verursachte mir das tragische Geschick dieses Pfeifenkopfes, und niemals im Leben, wo ich so Manches verloren, habe ich ein gleich lebhaftes Gefühl eines unwiederbringlichen Verlustes empfunden.

Die Amtswohnung meines Vaters befand sich in einem kleinen Hause neben zwei großen Schuppen, die dem Zeugwesen dienstbar waren. Die drei Baulichkeiten standen in einem abgeschlossenen Raum, aus dem nach der einen Seite hin ein Pförtchen nach der Wöllersgasse führte, während nach der anderen ein Thorweg Pferden und Gespannen den Eingang und den Ausgang gestattete. Ein bescheidenes Duodezgärtchen gehörte zum Hause und ging bis an die Mauer; doch es gewährte keinen ungetrübten idyllischen Genuß, denn über die Mauer hinüber blickten die ersten und zweiten Stockwerke der nur durch eine schmale Gasse von ihr geschiedenen Häuser, und aus den Fenstern derselben sahen junge und alte häßliche Weiber heraus,

die den ganzen Tag herüber und hinüber ſchimpften und fluchten, echte Xantippen, die auch zuweilen eine ähnliche Taufe, wie die Gattin des Sokrates über ihren Philoſophen, über Freund und Feind verhängten oder gar das ganze Geſchirr auf die Straße herunterpoltern ließen.

Dieſe Oertlichkeit, wo ich mehrere Jahre meiner Knabenzeit verlebte, habe ich in meiner Erzählung: „Der Zeuglieutenant“ geſchildert und bin in meinem Romane „Moderne Streber“ noch einmal flüchtiger darauf zurückgekommen. Die Jungen aus der Wöllersgaſſe, die durch die kleine Thüre auf den Hof kamen, waren meine Spielgefährten, vor Allen der Schinderhans, der Sohn des Schinders, der in dem erſten Hauſe der Gaſſe wohnte. Wir jagten uns in dem großen Hof um die Magazine herum auf und ab; unſer Hauptvergnügen aber war mit Achatkugeln in die gegrabenen Löcher zu werfen. O dieſe farbigen, ſchöngeſtreiften Achatkugeln, wie verfolgten ſie mich bis in meine Träume! Es waren ja damals meine Glückskugeln, die Gewinn oder Verluſt brachten. Und wir verfolgten ihren Lauf mit nicht geringerer Spannung als die Spieler in Monte Carlo die kreiſende Kugel des Roulettes.

Doch nicht immer waren unſere Spiele ſo friedlicher Art; der kriegeriſche Geiſt ſteckte uns im Blute und beſonders mir, dem Sohne eines Vaters, der ſich das eiſerne Kreuz erworben hatte. Der Herwegh'ſche Vers:

„O fraget nicht, wo Feinde ſind!
Die Feinde kommen mit dem Wind —“

hat beſonders Geltung bei der kriegsluſtigen Jugend. Und wir hatten unſere Feinde. Die Wöllersgaſſe lag mit der benachbarten Weißgaſſe in fortwährendem Kampf. Ueber die Urſache hatt' ich nie nachgedacht — wir hatten einmal die Antipathie und ſie hatten ſie auch. Die Keckheit dieſer Brut aus der Weißgaſſe ging aber ſo weit, daß ſie bisweilen durch den Thorweg in unſeren Hof drang. Da ruhten wir nicht eher, als bis wir ſie durch Steinwürfe wieder hinausgetrieben hatten. Das ging

aber nicht ſo glatt ab — wie oft kam ich mit blutendem Kopfe nach Hauſe. Meine Mutter war außer ſich; doch mein Vater ſchmunzelte; er ſah in mir den künftigen Krieger.

Andere Straßenkämpfe der Jugend in Coblenz hatten ſogar eine politiſche Färbung; ich betheiligte mich daran, als ich bereits die Ehre hatte, actives Mitglied der unterſten Klaſſe des Gymnaſiums zu ſein. Es war im Jahre des Herrn 1832; die Franzoſen belagerten die Citadelle von Antwerpen, welche von dem General Chaſſé tapfer vertheidigt wurde. Nun bildeten ſich bei der Straßenjugend zwei Parteien; wir Offiziers- und Beamtenſöhne waren für Chaſſé; die Anderen, deren Eltern damals noch gut franzöſiſch geſinnt waren und das preußiſche Joch mit Widerſtreben trugen, für die Franzoſen — und ſo wälzte ſich die kämpfende Jugend oft durch die Hauptſtraßen der Stadt bis auf den Schloßplatz.

Das erſte Haus in der Wöllersgaſſe wurde für mich von beſonderer Bedeutung: ich ſah hier zum erſten Male eine Todte; es war die Mutter oder Großmutter meines Spielgefährten Schinderhans, und ich ſtellte zum erſten Male tiefſinnige Betrachtungen über die Vergänglichkeit des irdiſchen Daſeins an, obſchon ich eigentlich noch an der Schwelle desſelben ſtand. Daß es aber auch allerlei Schönes und Glückliches verſprach, davon ſtieg mir bei meinen Beſuchen im erſten Stockwerk dieſes Hauſes eine Ahnung auf. Dort wohnte die Wäſcherin Ladinois, welche ſelbſt nicht im Stande geweſen wäre, ſo anregend auf mein Gemüth zu wirken; aber ſie hatte zwei hübſche Töchter, das ſtattliche Trautchen und die weniger ſtolze, aber lieblichere Minna — und dieſe Letzte hatte es mir angethan. Wenn die Liebe darin beſteht, daß man nicht recht weiß, wie Einem zu Muthe iſt, ſo war ich in Minna verliebt. Daß dieſe Liebe eine platoniſche war, das brachte mein Taufſchein ſo mit ſich. Wir gingen bisweilen zuſammen über Feld, wie Hermann und Dorothea, oft entgegen der ſinkenden Sonne, und ich pflückte ihr einen Strauß der ſchönſten Feldblumen. Sie war etwas älter

als ich; aber sie machte davon keinen Gebrauch. Sie bevormundete mich nicht. Wir sprangen zusammen über die Gräben und lagerten uns auf den Rainen der Kornfelder unter den hochwogenden Aehren, wo wir gelegentlich nur von einem Maulwurf gestört wurden, der seine Minirarbeit unterbrach und dies riesenhafte Menschenpaar anstarrte, das sich da vor seiner Höhle breit machte.

Eine meiner Hauptvergnügungen war die Schmetterlingsjagd, der ich in jener Gegend huldigte, welche jetzt durch die Bauten und Schienen des Rheinischen Bahnhofes ihres idyllischen Reizes entkleidet ist, damals aber auf ihren Wiesen, ihrem Buschwerk den bunten Faltern den freiesten Spielraum gestattete. Wie viele Tagespfauenaugen, Citronenfalter, Bläulinge hab' ich damals in meinem Netz gefangen; namentlich die Citronenfalter waren das Wild, dem ich am eifrigsten nachjagte. Wenn indeß das Talent zum Jäger sich in dieser leidenschaftlichen Schmetterlingsjagd äußerte, so habe ich dies später ebenso wenig ausgebildet, wie das Talent zum Reiten, welches die Offiziersburschen bei mir weckten, wenn sie das Pferd meines Vaters im Zeughofe herumführten und mich auf dasselbe setzten, bis der rechte Reiter kam.

Meine Mama, die immer kränklich war, hatte wenig geselligen Verkehr; gleichwohl gab es hin und wieder einen kleinen Damenthee, bei welchem auch ich mich präsentiren durfte, wenn ich ordentlich gewaschen, gekämmt und gebürstet war. Das waren für mich sehr feierliche Augenblicke, und ich war schon lange vorher in größter Spannung, wenn die Kaffeedecke mit den eingewirkten Jagdstücken über den Tisch gebreitet und die zierlich geränderten Täßchen aus dem Schrank genommen und auf den Tisch gestellt wurden.

Meine Intelligenz war, trotz meines Umgangs mit dem Fräulein Ladinoir, damals noch nicht sehr entwickelt, und ich gab Proben mangelnder Einsicht, die mich bei Uebelwollenden in ein sehr ungünstiges Licht stellen mußten. So theilte mir

mein Vater einmal mit, daß man die Sperlinge am beſten fangen könne, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz ſtreue. Dies leuchtete mir vollſtändig ein; ich ging in die Küche, plünderte das Salzfaß und begab mich dann in unſer Gärtchen, um den Sperlingen aufzulauern, die ſich aber durchaus nicht ſo entgegenkommend benahmen, daß ich mein unfehlbares Mittel hätte in Anwendung bringen können. Ich kehrte ohne Jagdbeute zurück und wurde natürlich ausgelacht. Es war hohe Zeit, daß meine noch darniederliegenden Verſtandeskräfte in der Schule fortentwickelt wurden, damit ich mir nicht noch einmal ein ſolches ὕστερον πρότερον zu Schulden kommen ließ. Und ſo beſuchte ich die Elementarſchule des Herrn Bungenroth, wo ich die erſten Vorausſetzungen meiner künftigen ſtaatsbürgerlichen Wirkſamkeit, das ABC und die vier Species erlernte. Wir Jungen ſaßen mit den Mädchen in einer Klaſſe, die Einen zur Rechten, die Andern zur Linken, und wir zeichneten uns nicht durch übertriebene Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht aus. Bei den Prügeleien wurde auf dergleichen keine Rückſicht genommen; wer den Torniſter trug, war ſatisfactionsfähig. Der Ehrgeiz wurde durch die große Bretzel, die dem Beſten in der Klaſſe zu Theil wurde, erweckt und wachgehalten. Dieſe große Bretzel war für uns, was ein Comthurkreuz erſter Klaſſe für den höheren Staatsbeamten iſt — ein ſtrahlender Stern, nach dem unſere Sehnſucht ging. Auch ſonſt wurde noch Backwerk an die Fleißigen ausgetheilt; die große Bretzel indeß hab' ich nie nach Hauſe gebracht und ſie iſt mir auch ſpäter nie zu Theil geworden. Vor dem Examen hatten wir immer Angſt; doch es tröſtete uns, daß es anderen Leuten noch ſchlechter ging. Da gab es Candidaten des Lehramts oder der Kanzel, die an uns erproben ſollten, wieweit ſie ihrem künftigen Beruf in der Erziehung der Jugend gewachſen waren. Einige von uns wurden in ein anderes Klaſſenzimmer hinaufcommandirt — da ſtand der unglückliche Candidat, der examinirend examinirt werden ſollte. Ich ſehe heute noch den einen vor mir, wie er faſt händeringend

nach der richtigen Frageſtellung ſuchte, wie er ſich auf die Finger ſah, als könnte er ſie dort ableſen. Wir waren außer der Schußlinie und empfanden einige Schadenfreude über die Verlegenheiten eines ſo hoch über uns ſtehenden Jünglings. Kamen wir ihm durch einige gute Antworten zu Hülfe, ſo flog's wie Sonnenſchein über ſeine bleichen Züge; wir thaten das Unſrige, damit er nicht durchfiel.

Mein Vater verließ indeß die Zeughausidylle, wir zogen in ein Haus auf der Schloßſtraße. Damit beginnt die zweite Epoche meines Coblenzer Aufenthaltes, die Zeit meiner gereifteren Knabenjahre. Anfangs beſuchte ich noch die Bungenroth'ſche Schule, mit der ich bisweilen Ausflüge über die Karthauſe hinaus in die Wälder machte, wo wir eifrig die Cholerakräuter, Thymian, Quendel und Lavendel ſuchten. Im Jahre 1831 war das Krankheitsgeſpenſt aus Aſien zuerſt in Europa erſchienen, und man glaubte durch jene würzhafte Kräuter ſich vor Anſteckung ſichern zu können. Man war damals noch recht kindlich in ſeinem Glauben, und die vorgeſchrittenſten Geiſter hatten keine Ahnung vom Kommabacillus. Gerade damals war meine Phantaſie krankhaft gereizt durch die erſten Regungen der Sinnlichkeit, von denen meine Beziehungen zu den Mädchen der Wöllergaſſe gänzlich frei waren. Merkwürdigerweiſe war's das Grauſame, worin zuerſt der ſinnliche Trieb ſich äußerte. Mit Ruthen gepeitſcht zu werden vor allem Volk; das war ein ſolches aufregendes Bild der Phantaſie. Einige Märtyrerbücher, welche ſich die Mitſchüler zu verſchaffen wußten, hatten den Reiz des Verbotenen; dieſe geſchundenen, mit feurigen Zangen gezwickten, geröſteten heiligen Männer und Frauen durchrieſelten uns mit ſo eigenthümlichem Schauder, daß Wehe und Wohlgefühl ſich ſeltſam miſchten. Es waren die unheimlichen Gewalten des neroniſchen Zeitalters, die ſich in ſchüchternen Anfängen in uns regten.

Nun ſiedelte ich in das Gymnaſium über und hier begann ich ſchon die erſten litterariſchen Fühlfäden auszuſtrecken. Mich

beschäftigte ein Drama: „Wilhelm von Oranien"; unter dem Tische in den Schulstunden hatte ich den Band von Beckers Weltgeschichte, der den Oranien behandelte, und ich entwarf einige Skizzen in Prosa. Meine ersten Berührungen mit den klassischen Dichtern fallen in jene Zeit; für meinen Vater holte ich Goethe's „Faust" aus der Bibliothek des Offizierscasinos und habe bei dieser Gelegenheit zuerst das dichterische Wunderwerk durchkostet, das auf mich noch mehr als auf seinen Verfasser den Eindruck eines „Tragelaphen" machte.

Meine Bekanntschaft mit Schiller aber begann damit, daß dieser Dichter mir den Anlaß gab, mich in der Schule gründlich zu compromittiren. Der Lehrer fragte, ob einer von uns den großen Monolog aus der „Jungfrau von Orleans" kenne; da meldete ich mich voll stolzen Selbstgefühls, und aufgefordert, ihn herzusagen, bestieg ich den Katheder und begann:

„Lebt wohl, Ihr Berge, Du jeliebte Hammelherde,
Die Hanne sagt Euch jetzt adjes!
Ob ick nochmal zurückekommen werde,
Wer weeß, wer weeß!"

Ein schallendes Gelächter bewies mir, daß ich die Wirkungen der Tragödie verfehlt hatte. Weiß Gott, in welchem Buche ich zu Hause diese Travestie gelesen und meinem Gedächtniß eingeprägt hatte! Der Lehrer ließ mich zu seiner Freude und zur Freude der ganzen Sexta dies Pseudo-Schiller'sche Prachtstück bis zu den Schlußversen vortragen:

„Ick fange an zu wüthen und zu rasen,
Die Pferde böhmen sich und die Trompeter'sch blasen!"

Das war wieder, wie das Salzstreuen auf den Schwanz der Sperlinge, eine kolossale Dummheit! Und sie hatte etwas Unerklärliches; sie stand gar nicht im Verhältniß zu meinem sonstigen Bildungsgrad. Wer einen „Wilhelm von Oranien" unter der Bank dichten wollte, der mußte doch Schillers Muse von schlechten Berliner Witzen zu unterscheiden wissen.

In der Nähe des Gymnasiums befand sich eine Buchhandlung, in welcher ich an jedem Sonnabend eine Nummer des Pfennigmagazins abholte, auf welches meine Eltern abonnirt waren. Es war dies ein großes Ereigniß — im Laden und unterwegs besah ich schon die Bilder und berichtete zu Hause darüber, ehe ich die Nummer in die Hand meiner Mutter legte. Eine Zeitschrift mit Bildern — und damals die einzige ihrer Art! Welche kindlichen litterarischen Zustände — eine wahre buchhändlerische Idylle! Und das war sogar damals eine Aufsehen erregende Neuerung, die von England herübergekommen war. Und heutigen Tags — welche Fluth von illustrirten Zeitschriften, die sich zum Theil in bunte Bilderbücher zu verwandeln drohen! Oft erdrückt das Bild den Text! Wie schüchtern trat damals der bildliche Schmuck auf! Hier und dort ein Porträt, eine Kirche, ein Bauwerk, ein Vogel oder sonst ein Geschöpf aus dem Thierreich — man las dies Pfennigmagazin, man sah sich nicht bloß beim Durchblättern die Bilder an — und ich habe Manches daraus gelernt! Mit stiller Wehmuth denke ich daran zurück — was hilft es? Der alte gelbe trauliche Postwagen mußte ja auch den Eisenbahnwaggons weichen. Die Zeit schreitet eben fort.

* * *

In unserer neuen Wohnung im zweiten Stock eines anständigen Miethshauses, hinter welchem eine Kunstgärtnerei ihre Treibhäuser und Glasbeete zur Schau stellte, so daß der Blick wenigstens sich am Grün der Pflanzen erquicken konnte, brachte die Nachbarschaft meiner jungen Muse mancherlei Anregung; denn ich dichtete damals schon. Im Nebenhause wohnte eine liebenswürdige fromme Dame, Frau Musculus, mit welcher meine Mutter in freundschaftliche Beziehung trat. Ich las dort meine poetischen Erzeugnisse vor; doch man wünschte mehr religiösen Inhalt. So lehnte ich mich denn theils an Klopstock, theils an Kosegarten an und dichtete in reimlosen Versen eine

Ode auf „Gott", welche vielen Beifall fand und abschriftlich in Freundeskreisen circulirte. Herr Musculus, ein vortrefflicher Mann, wurde nun mein Freund und Gönner und schenkte mir ein prächtig eingebundenes Exemplar von Ovid's „Metamorphose" mit der Widmung: „Puero discendi cupido hoc librum dono dedit." Weniger durch dies schöne Geschenk, als durch den grammatikalischen Schnitzer hatte sich mein Gönner ein dauerndes Andenken gesichert: das ist ja die Perfidie alles Irdischen, daß die Fehler sich mehr einprägen als die Tugenden, wie ja auch die Bösewichter der dramatischen Dichter den Darstellern willkommener sind, als ihre Tugendhelden. Alle meine späteren Mitschüler, welche das Buch in die Hand nahmen, machten natürlich über den haarsträubenden Grammatikfehler der Widmung ihre Glossen. Das that mir leid, und ich wünschte oft, Herr Musculus hätte auf die Sprache des Cicero verzichtet, welche zu beherrschen man heutzutage nur in der Prima verpflichtet ist, nicht einmal mehr beim Doctorexamen — und hätte meiner Wißbegier und seiner Freundschaft in ehrlichem Deutsch einige auf die Nachwelt kommende Denkworte gewidmet.

Im ersten Stock unseres Hauses wohnte Herr Schulrath Brüggemann, der später ins Unterrichtsministerium kam; er hatte zwei Pensionäre, welche den berühmten Namen Cornelius führten. Hier wurden hin und wieder in ziemlich engen Wohnräumen theatralische Aufführungen veranstaltet; auch ich wurde mit in das Künstlerensemble aufgenommen, doch hatte ich von meinem schauspielerischen Genie bisher keine Proben geben können und wurde deshalb nur in stummen Rollen beschäftigt. An einem Theaterabend hatte man es besonders auf Theodor Körner abgesehen und gab hintereinander „Toni" und „Hedwig, die Banditenbraut". In dem ersten Negerstück hatte ich einen Negerknaben zu spielen, in dem zweiten eine Schildwache. Der Negerknabe war sehr gelungen und gehörte der dunkelsten afrikanischen Rasse an. Durch welche Mittel seine tiefe Schwärze erzeugt worden, vermag ich nicht mehr anzugeben; jedenfalls war sie

waſchecht und alle Bemühungen, den Mohren in der Zwiſchenpauſe weiß zu waſchen, ſcheiterten vollſtändig. Die ganze Familie, die Dienſtboten, die Mitſpieler ſcheuerten an ihm herum. Länger ließ ſich die Pauſe nicht ausdehnen; eine andere Schildwache für die „Hedwig“ war auch nicht vorhanden; es blieb nur das eine verzweifelte Mittel übrig. Der Mohrenknabe mußte mit dem Antlitz, das er noch hatte, in die Uniform geſteckt werden mit der Ordre, dem Publikum ſtets den Rücken zuzukehren. Eine Schildwache im Dienſt darf ſich dem Publikum gegenüber Manches erlauben und ſo ſpazierte ich auf und ab, und die harmloſen Zuſchauer, denen ich ſtets meine Rückſeite zuwandte, hatten keine Ahnung davon, daß dieſe Schildwache für die Mitſpielenden eine Othellomaske hatte.

Mehr indeß als Theater und Dichtung intereſſirten mich damals die Militärwiſſenſchaften, und man hätte glauben können, daß ein künftiger General in mir ſtecke. In der That, gegen den Zauber der Brigadebibliothek auf dem Schloſſe verſchwand mir alles Andere. Mit dem Feuerwerker, der dieſe Bibliothek verwaltete, ſchloß ich bald innige Freundſchaft; kein in Coblenz garniſonirender Offizier benutzte dieſelbe fleißiger und eifriger als ich. Der Feuerwerker ſchloß die Bibliothekräume auf und ließ mich oft allein darin; er wußte, daß ich keine Unordnung machte und die Bücher wieder in Reih' und Glied ſtellte, wenn ich ſie herausgenommen. Und heraus nahm ich ſie allmählich faſt alle; ſo brennend war meine Begierde, ihren Inhalt wenigſtens in den Grundzügen kennen zu lernen. Ich betrat dieſe Räume ſtets mit einer gewiſſen feierlichen Stimmung; mir war's als dürfte ich den Vorhang heben vom Allerheiligſten der Kriegskunſt; wie Weihrauch erſchien mir der eigenthümliche Duft von Pappe und Kleiſter, der mir aus den Fächern entgegenwehte, wo die neuen Bände einrangirt waren; denn alle waren ſauber in blaues Papier eingeſchlagen und auf dem Rücken waren ihnen Etiketten von verſchiedenen Farben angeheftet, je nachdem ſie der Kriegsgeſchichte, der Taktik und Strategie oder anderen militä-

rischen Wissenschaften angehörten. Da standen die Jerome und Dumas, die Clausewitz und Tempelhoff, und ich hatte die entzückende Wahl, mir den Einen oder den Anderen herauszusuchen und unter meines Vaters Bürgschaft mit nach Hause zu nehmen. Ich bevorzugte den siebenjährigen Krieg, und Tempelhoff war mein Lieblingsschriftsteller. Mit welchem Behagen breitete ich die großen Schlachtpläne aus, wo die Regimenter in bunten Rechtecken aufmarschirt waren; wie lebhaft malte ich mir das Theater der Schlacht aus nach den schärfer oder schwächer schraffirten Höhen und Hügeln, den Wäldern und Wiesen, Haiden und Sümpfen. Alle Geheimnisse der Terrainzeichnung erschlossen sich mir mit Hülfe meines Vaters, die Lehmann'schen Striche für die verschiedene Steigung der Berge, und so wurden die Schlachten von Leuthen und Roßbach, Zorndorf und Kunersdorf lebendig vor meinem inneren Auge. Ich saß oft stundenlang über diesen Schlachtbeschreibungen; bisweilen wurden die Bücher von mir eingefordert, wenn ein Offizier sie zu irgend einem Examen brauchte — und die Herren Lieutenants wunderten sich nicht wenig, wenn sie erfuhren, daß ein blutjunger Gymnasiast den Tempelhoff entlehnt habe, um die Kriegsthaten des großen Friedrich zu studiren.

Daneben hatte ich noch eine andere Passion, „Afrika", und man konnte im Zweifel sein, ob ich nicht eher ein berühmter Afrikareisender, als ein berühmter General werden würde. Afrika war aber damals noch nicht Mode, und wenigstens in Deutschland gab es noch keine gefeierten Entdeckungsreisenden, welche dem schwarzen Erdtheil gleichsam den Gürtel gelöst hätten! Um so ruhmvoller war das von mir geplante Unternehmen, mit einigen ebenso hochgemuthen Mitschülern eine Reise ins Innere von Afrika zu unternehmen. Wir hatten zunächst die Insel Madagaskar ins Auge gefaßt, die hatte etwas ungemein Verlockendes für uns. Damit konnte man ja den Anfang machen. Welche Abenteuer winkten dort! Wir berathschlagten in geheimen Zusammenkünften und ließen es zunächst noch dahingestellt, wie-

weit wir die Eltern in unſern Plan einweihen wollten. Die Finanzfrage beſonders war ein kitzlicher Punkt, über den wir ſtets ſo raſch wie möglich hinwegglitten. Sonſt hätte man ja bei beſchränkten Anſchauungen der Familie ſich plötzlich von ihr losreißen und kühn hinaus in die Ferne ſchweifen können. Ehe wir indeß uns über das Unternehmen und ſeine Ausführung geeinigt, ehe wir Rath geſchafft für die mancherlei Schwierigkeiten, die ihm entgegenſtanden, trat ein Ereigniß ein, welches die ganze hoffnungsvolle Reiſegeſellſchaft auseinander ſprengte.

Mein Vater hatte den Plan gefaßt, da er ſich wieder wohl und friſch fühlte, ſeine Stellung beim Zeugweſen aufzugeben und in die Armee einzutreten. Bei allen dieſen Wünſchen konnte er in Berlin auf die Unterſtützung des ſpäteren Kriegsminiſters, des Generals von Peucker, rechnen, der ein Verwandter meiner Mutter und in Berlin ſehr einflußreich war. So wurde mein Vater denn auch auf ſein Anliegen in die Armee zurückverſetzt und zwar als Compagniechef der Feſtungsartillerie in die Garniſon von Mainz. So vertauſchten wir denn die Feſtung am Zuſammenfluß der Moſel und des Rheins mit der anderen Rheinfeſtung, die der Mündung des Mains gegenüberliegt; ich ſchied 1833 von Coblenz, dem Gymnaſium, der Brigadebibliothek und meinen jungen vielverſprechenden Freunden, und ſo verſchwand auch Afrika und die Inſel Madagaskar für mich auf immer im Duft der Ferne.

Mit dem goldenen Mainz, der Stadt des Gutenberg, der Perle der Rheinlande, ſind meine ſchönſten Jugenderinnerungen verknüpft. Hier zeigte ich mich in der Entwickelung meiner poetiſchen Anlagen als eine Art von Wunderkind. Es iſt damit aber nicht viel Rühmens zu machen, denn es iſt ja bekannt, daß die Wunderkinder nachher in der Regel nichts Geſcheidtes geleiſtet haben.

Wir wohnten an dem beſchatteten Platz, von welchem aus die Treppen zur Stephanskirche emporführen, welche ja den Haupttheil der Stadt zu ihren Füßen und mit ihrem Thurm

die ganze Gegend beherrſcht. Auch zu unſerem Hauſe mußte man ſchon eine ſchmale Straße hinanſteigen. Es war eine ſehr freundliche Wohnung, denn der große Park des Eckhauſes am Ballplatze zog ſich bis dicht an unſere Fenſter hinan, und von allen Seiten ſah man hinaus ins Grüne. Die Kaſerne, in welcher die Compagnie meines Vaters lag, befand ſich am Thiergarten, dem heutigen Schillerplatz, ſchräg gegenüber dem Gouvernementsgebäude, und die Exercitien und ſonſtigen leichten Truppenübungen fanden auf der Eisgrube ſtatt.

Ich wurde alsbald beim Gymnaſium angemeldet, wo mein Ehrgeiz ſogleich eine kleine, ſchmerzliche Enttäuſchung erfuhr. Bei der abweichenden Einrichtung der heſſiſchen Gymnaſien mußte ich mich bequemen in der Octava Platz zu nehmen, welche der Coblenzer Sexta entſprach; dafür hatten die oberen Klaſſen hier nur einjährigen Curſus. Gleichwohl empfand ich es als eine Herabſetzung, einer achten Klaſſe anzugehören, nachdem ich bereits in einer ſechſten geſeſſen hatte. Ich hielt mich übrigens tapfer an der Spitze; nur mit den freien Künſten, Geſang und Zeichnen wollte es nicht recht vorwärts gehen, und in der That habe ich in beiden auch niemals etwas Erwähnenswerthes geleiſtet. Ich hatte Jahre lang Violinſtunden und noch längere Zeit Clavierſtunden; äußerliche Fertigkeit hatte ich mir auf beiden Inſtrumenten bis zu einem gewiſſen Grade angeeignet, aber die höheren muſikaliſchen Weihen habe ich nie erhalten und niemals wäre ich talentvoller Jünger eines Conſervatoriums geworden. Hier in Mainz war der Stabshorniſt Staab mein Lehrer, und er pries mich bei anderen Schülern und Schülerinnen als einen Muſterknaben. Dies Lob drang zu mir, aber „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“ verwunderte ich mich darüber; ich wußte nicht, daß das Lob des Schülers zugleich ein Lob des Lehrers ſei. Uebrigens war ich dem braven Herrn Staab dankbar für ſeine muſikaliſchen Unterweiſungen, denn ich ſpielte zeitlebens einige ſeiner Compoſitionen auf dem Clavier, beſonders einen Trauermarſch und einen Walzer, und nachdem ich ſchon ſeit Jahrzehnten die Pflege

der Musik gänzlich aufgegeben, blieben sie doch die beaux restes meiner musikalischen Kunst, mit denen ich gelegentlich aufwartete, zum größten Erstaunen derjenigen, die mich für einen Barbaren hielten, dem die heilige Cäcilie niemals einen Kuß auf die Stirn gedrückt. So fest in den Fingern saßen mir die Melodien des Herrn Staab.

Mit meiner Zeichenkunst war es auch nicht weit her, obschon ich eine sehr schöne, große Mappe besaß, in der sich meine schüchternen Versuche mit den zur Unzeit umfallenden Häusern und dem sinnlos verwirrten Baumschlag befanden. In einem hellen, großen Zeichensaal machten wir unsere Studien, und unser Lehrer, Herr Nicolaus Mueller, wanderte von einer Mappe zur anderen, um das Schiefe gerade zu rücken und das Verworrene zu lichten. Herr Nicolaus Mueller war auch Dichter — und das brachte mich bald in nähere Beziehung zu ihm; denn meine Muse regte jetzt lebendig ihre Schwingen, und ich brachte ihm dann meine Gedichte zu gefälliger Correctur und gelegentlicher Bewunderung. Schon in der Octava sattelte ich nicht nur meinen Pegasus, sondern ich durfte ihn auch schon vorreiten. Wir lasen die Fabeln des Phädrus, und ich brachte dieselben in zierliche deutsche Verse. Bei den öffentlichen Prüfungen trug ich dieselben vor und erregte damit ein gewisses Aufsehen; ich fühlte wohl, daß man hierin eine ganz erstaunliche Leistung sah. Das Mienenspiel der Zuhörer ließ darüber keinen Zweifel übrig, ebensowenig das Lob der Lehrer. Noch besinne ich mich, wie unser Lateiner in der Neuen Anlage meinem Vater darüber Complimente machte; ich war zugegen, es war die erste Genugthuung, die meine schriftstellerische Eitelkeit empfand, wie ich dieselbe später noch so oft empfunden. Die Welt um mich sah auf einmal recht schön aus, und ich war glücklich, in derselben zu leben, da sie dem Sterblichen so viele Freuden bot.

Doch als Uebersetzer des Phädrus hatte ich noch lange nicht mein poetisches Pulver verschossen; mich trieb's zu eigenen bedeutenderen Leistungen. Ich dichtete ein dreiactiges Trauerspiel:

„Caius Gracchus“, das vor Allem den wohl nicht ganz unparteiischen Beifall meiner Mutter fand, die es sauber copirte. Ich besaß dies Manuscript lange; leider ist es mir wie alle dichterischen Erzeugnisse meiner Gymnasialzeit verloren gegangen. Das Drama war in fünffüßigen Jamben geschrieben; daß dieselben correct waren, mögen die vier Verse beweisen, die mir noch in der Erinnerung haften geblieben sind:

„Stolz blickt jetzt der Patricier herab
Und denkt nicht an des Glückes Wankelmuth,
Das bald den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn,
Den stolzen Sieger zum Besiegten macht“.

Natürlich spielten die Patricier darin keine glänzende Rolle, besonders der Consul Opimius wurde in die dunkelste Beleuchtung gerückt. Daß meine Stoffwahl keine unglückliche war, bewiesen wohl die Caius-Gracchus-Dramen berühmter Dichter, dasjenige von Chenier, das ich nicht kannte, und später das erfolgreiche von Adolf Wilbrandt.

Mein Caius Gracchus hatte aber auch einem Offizier sehr wohl gefallen, der in meiner ganzen Jugendzeit in Mainz für mich eine wichtige Persönlichkeit war. Es war dies Premierlieutenant von Greiffenberg, der in der Compagnie meines Vaters stand. Unansehnlich in seinem Aeußeren, sehr schmächtig, meistens mit etwas gerötheten Augen, war er nicht nur stets auf dem Platze als ein tüchtiger Soldat, sondern er war auch ein Dichter und ein so sprachkundiger Herr, daß hierin wohl Niemand im alten Mainz mit ihm wetteifern konnte. Er studirte und beherrschte zum Theil neun neuere Sprachen: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Dänisch, Schwedisch, Türkisch und Ungarisch, und hatte seine Zeit so eingetheilt, daß er jeder dieser Sprache je eine Woche widmete. Eine löste immer die andere ab. In dieser Woche trieb er nicht nur bei Tag und Nacht das Studium der Sprache, die gerade an der Reihe war; auch seine ganze häusliche Einrichtung mußte ihr Gepräge tragen; er hatte für jede Woche Pfeifen mit bestimmten Farbenquasten,

er beſaß ſeine ruſſiſchen, italieniſchen, türkiſchen Beinkleider, ſein Burſche, der Littauer Skarnikatis, war darauf dreſſirt, dieſe Lebensgewohnheiten aufs Sorgfältigſte zu beachten. In meiner Erzählung „Die zehnte Sprache“ habe ich den Helden derſelben, den penſionirten Hauptmann, mit allen dieſen Eigenheiten ausgeſtattet, obſchon ſich ſonſt ſeine Perſönlichkeit mit derjenigen Greiffenbergs weder deckt noch irgend eine Epiſode aus ſeinem Leben benutzt iſt. Er war auch ein Dichter, aber einer der verſchwiegenſten, von dem Niemand etwas wußte. Eine ganze Reihe in ſanftes braunes Papier eingebundener Quartbände ſtand auf ſeinem Repoſitorium; das waren zum Theil Operntexte, zum Theil phantaſtiſche Dramen. Lange Zeit vor Richard Wagner hatte er einen „Sängerkrieg auf der Wartburg“ gedichtet, als Text für einen Operncomponiſten; ein phantaſtiſches Drama ſpielte auf dem Monde, ehe noch Jules Verne ſeine Helden dort hinauf ſpedirte. Das originellſte ſeiner Stücke war aber ein umfangreiches Capriccio, in welchem er alle die bekannteſten komiſchen Helden der Weltlitteratur zuſammenbrachte. Da begegneten ſich Falſtaff und Don Quixote und Sancho Panſa, und ſelbſt der Pachter Feldkümmel und Rochus Pumpernickel fehlten nicht. Jede dieſer komiſchen Figuren war den Originalen von Shakeſpeare, Cervantes und Kotzebue getreulich nachgearbeitet, dabei aber nicht mit entlehnten Einfällen ausgeſtattet, ſondern bei Wahrung ihres eigenartigen Humors doch mit neuen Gedankenblitzen und Witzen gerüſtet. Auch war eine Handlung erfunden, die ſie zuſammenführte. Ohne Zweifel ein origineller Gedanke — ich wüßte nicht, daß irgend ein Anderer einen ähnlichen Einfall gehabt oder ausgeführt hätte.

Mich ſelbſt unterrichtete Greiffenberg im Engliſchen, und ich machte hierin bald erfreuliche Fortſchritte. Wir laſen den erſten Band von Gibbon's history of the decline and fall of the Roman empire, und ich beſchrieb in engliſcher Sprache die Ferienausflüge, die ich mit meinem Vater machte. Von Jahr zu Jahr wurde ich der engliſchen Sprache immer mächtiger,

und die englische Litteratur gehörte zu meinen Lieblingsstudien; ich fand Muße, während der Gymnasialzeit mehrere englische Dramen zu übersetzen. Mein Lehrer hatte mir außer einem durchschossenen Duodez-Hamlet mit eigenhändigen Anmerkungen, den ich noch besitze, auch den ebenfalls noch in meinem Besitz befindlichen Band: The british Theatre geschenkt, in welchem sich eine Sammlung hervorragender Dramen der Shakespeare'schen Zeit bis zur Gegenwart befand.

Von diesen Dramen übersetzte ich: „The mourning bride" von Congreve, „Douglas" von Home, „The siege of Damascus" von Hughes, von denen das erste Stück, das einzige Trauerspiel des bekannten Lustspieldichters, den meisten Schwung hat, mit dem ich auch meine Jamben zu erfüllen suchte. Daneben übersetzte ich in Prosa mehrere Lustspiele: „A bold stroke for a wife" von Suzanna Centlivre, „The recruiting officer" von Farquhar, ein modernes Stück: „A school for grown children". Alles waren Stücke mittlerer Talente, sie blieben indeß nicht ohne Einfluß auf meine Dichtweise. Dem „Caius Gracchus" ließ ich nun „Catilina" folgen; auch hier war meine Stoffwahl keine unglückliche — haben doch später Dichter wie Hermann Lingg und Kürnberger denselben Stoff geeignet gefunden zu tragischer Behandlung. Im Gymnasium rückte ich inzwischen regelmäßig von Klasse zu Klasse fort und erhielt auch bisweilen einen Preis. Es fanden nämlich alljährlich öffentliche Preisvertheilungen statt. Die Besten in jedem Fach wurden proclamirt; unter einem Tusch von Trompeten näherte sich der Gefeierte dem Katheder und erhielt als Preis ein schönes, gelb eingebundenes Buch. Das war natürlich ein gewaltiger Sporn für den jugendlichen Ehrgeiz; mehrmals trug ich die schönen gelben Bücher nach Hause und schritt wie ein Triumphator durch das bewundernde Publicum. Mit welcher Spannung lauschte ich, ob mein Name vom Katheder her erklang; blieb es aber bei einer ehrenden Erwähnung, oder ging ich ganz leer aus, so waren die Folgen der Enttäuschung nicht leicht zu verwinden. Ich

ging nach Hause, mußte mich ins Bett legen, oder die Niederlage wirkte auf mich wie eine starke Dosis Rhabarber. Mein Vater mußte mich oft trösten und sprach sich ungünstig über diese Anstachelungen des Ehrgeizes bei den Knaben aus.

Später war ich weniger empfänglich bei solchen Reizungen; ich konnte ruhig mit ansehen, wenn die verschiedensten Dichterpreise vom Katheder herab — es handelte sich meistens um Entscheidungen der Professorenweisheit — an Andere vertheilt wurden; jene deprimirenden Wirkungen, welche einst den Organismus des Knaben in Unordnung gebracht, blieben gänzlich aus.

Wenn auch nicht in den untersten Klassen des Gymnasiums, so doch zeitig genug für jahrelange Dauer schloß ich ein Freundschaftsbündniß, welches auf mein ganzes Mainzer Leben von größtem Einfluß war.

Dieser Jugendfreund war ein Mitschüler Robert Schmidt. Wenn man indeß in der Regel glaubt, daß Knaben und Jünglinge bei der Auswahl ihrer Freunde sich meistens durch körperliche Schönheit bestimmen lassen, so war dies hier keineswegs der Fall. Herr Robert Schmidt, den ich später einmal nach langen Jahrzehnten in Darmstadt wieder aufsuchte, wo er als Rechtsanwalt lebte, als Vater zweier schöner Töchter, von denen die eine zur Bühne ging und sehr jung als erste Liebhaberin des Hoftheaters von Coburg-Gotha starb, wird mir verzeihen, wenn ich jene etwaigen Ansprüche auf solche Schönheit in der Knabenzeit zurückweisen muß; er war damals eher häßlich als schön, hatte pechschwarzes Haar, ein scharfgeschnittenes Gesicht, aber gerade diese pikante Häßlichkeit übte auf mich einen eigenartigen Reiz aus; er wohnte bald im „Herzen meines Herzens", wie Hamlet von seinem Horatio sagt, und diese Freundschaft beruhte nicht auf der Gemeinsamkeit irgend welchen Knabensports; sie war ein edler Seelenbund und fand ihre Vorbilder in der Freundschaft der Jean Paul'schen Helden, eines Victor und Flamin, eines Albano und Roquairol. Und

in der That, die Werke Jean Pauls waren unser Evangelium; Knaben, die den Jean Paul lesen und für ihn schwärmen, gibt es in der heutigen Zeit nicht mehr, wo auch die Männer und Frauen es längst aufgegeben haben, diesem ungenießbaren Humoristen Geschmack abzugewinnen; wir aber waren solche nach dem heutigen Geschmack sehr unwahrscheinliche Knaben. Merkwürdigerweise gab mir die erste Anregung zur Lectüre Jean Pauls mein Vater, der ganze Hefte mit Auszügen von Jean Paul, mit einer Sammlung seiner aphoristischen Aussprüche gefüllt hatte. Darnach würde man auch bei unseren heutigen Offizieren vergebens suchen: daß mein Vater keine schwärmerische Natur war, ging wohl aus seinem ganzen Lebensgange hervor. Ein tapferer Soldat, der die Freiheitskriege mitgemacht und von Morgens bis Abends als Compagniechef mit den tausend Plackereien des Garnisondienstes zu thun hatte, konnte dem hohen Menschen Jean Pauls und seinen blinden Lianen wenig Sympathie entgegenbringen. Gleichwohl hatte er auch die größte Achtung für diese oft überschwengliche Gefühlsseite seines dichterischen Schaffens, während er dem anderen Gesicht des Jean Paul'schen Januskopfes, seiner Satire, seinem Witz, seinem glänzenden Humor begeisterte Huldigung darbrachte. Er selbst versuchte sich mehrfach in satirischen Skizzen, welche das Gepräge des Jean Paul'schen Stils trugen. Wir Insassen der Quinta und Quarta des Gymnasiums hielten uns mehr an die herrlichen Naturschilderungen; der Spaziergang Victors im ersten Bande des Hesperus, die Lyrik des Waldlebens, des Sonnenaufgangs erfüllte uns mit Entzücken, und dies gleiche Verständniß, diese Gemeinsamkeit der Gefühle war der Kitt unseres Freundschaftsbundes.

Mein Vater war zuletzt in das große Eckgebäude des Ballplatzes umgezogen, das jetzt den englischen Schwestern gehört; wir wohnten in dem auf Hof und Garten hinausgehenden Seitenflügel. Der ganze schöne parkartige Garten stand uns zur Verfügung. In einer Laube dieses Gartens feierten wir

den Geheimcultus des Jean Paul'schen Genius, und nur selten störten uns die jungen Damen eines im anderen Seitenflügel hausenden Pensionats, welche mit Jean Paul'schen Heldinnen wenig Aehnlichkeit hatten, sondern mehr dem Geschlecht der zierlichen, aber naseweisen Gurlis angehörten. Wir nahmen indeß das Naturgefühl, dessen begeisterter Apostel Jean Paul war, aus der Laube des Gartens mit hinaus auf unsere Spaziergänge in den reizenden Umgebungen von Mainz, und da steigerte es sich oft zu so überschwenglichen Verzückungen, daß die Jünglinge der Wertherperiode nicht in größerem Gefühlsrausch schwärmen konnten. Wenn ich dies an meinem Lebensabend beschreiben wollte, so würden mir selbst die Farben dafür fehlen; wenn ich es aber auch beschreiben könnte — es würde heutzutage nirgends Verständniß finden. Solche gehobenen Stimmungen vertragen keine Zergliederung. Die Rheinlandschaft mit ihren wechselnden Beleuchtungen, die blauen Taunusberge im Hintergrunde, bot uns stets neuen Anlaß zu Schwärmereien. Die untergehende Sonne erinnerte uns nicht etwa an Kosegartens Gedicht; über solche hölzerne Apotheosen waren wir weit hinaus im Odenschwung unserer Gefühle. Wenn wir über die Rheinbrücke gingen, in abendlicher Beleuchtung, welche die Wogen vergoldete, da konnten wir nicht scharf genug die blöden Alltagsmenschen verurtheilen, welche ihren Geschäften nachgingen, über den prächtigen Strom dahineilten, als gälte es möglichst rasch über einen Graben hinwegzusetzen, welche blind für den Farbenzauber des Naturschauspiels keinen Sinn hatten, das sich hier vor ihren Augen entrollte. Wie oft drückten wir uns die Hände in seligem Einverständniß, wenn wir von gleicher Begeisterung für die Schönheiten der Schöpfung entflammt waren.

Doch auch wenn ich allein ohne den Freund meiner Wege ging, da hatte ich bisweilen in der Einsamkeit der Felder und Wälder ein unbeschreibliches Gefühl, ich möchte es ein pantheistisches nennen; ich fühlte mich Eins mit der Weltseele, es waren

ähnliche Erleuchtungen, wie sie den Mystikern, einem Jung Stilling und anderen Gottesgläubigen zu Theil wurden, doch ohne jeden Mysticismus. Ich gedenke eines Tages, wo ich zwischen den römischen Wasserleitungen von Zahlbach und der Chaussee, die nach Alzei führt, am Fuße eines vorspringenden Hügels saß. Es war an einem hellen Vormittag; Blumen blühten ringsum am Hang, Schmetterlinge umflatterten sie, Käfer und Käferchen krochen an den Grashalmen in die Höhe, die Hügel hinauf wogte das Korn; es war eine alltägliche Landschaft ohne den Duft der Ferne. Da ergriff mich ein unsagbares Gefühl, es war eine Art Offenbarung; ich war ein Stück von der Weltseele, wie alle diese Geschöpfe ringsum, wie Alles, was da kreucht und fleucht, duftet und blüht, und ein heiliger Schauer durchzuckte mich. Als ich später Werthers Leiden las, da stieß ich auf eine Stelle, welche ähnliche Saiten anschlug; nur hatte ich nicht wie dieser empfunden, daß das All ein Alles verzehrendes Ungeheuer sei. Und so ergriff mich auch bisweilen eine unnennbare Rührung. Als ich mit meinen Eltern einmal über den Hardenberg ging, von wo aus der Blick auf dem Bergzug des Taunus ruhte, da war mein Empfinden der Naturschönheit so lebhaft, daß ich in Thränen ausbrach. Auf die Fragen meiner Eltern konnte ich nicht Rede stehen, es war eben unsagbar, was mich bewegte. Alljährlich wanderte ich einmal mit meinem Vater in den Taunus, bald ging's über die Platte hinüber nach Schwalbach und nach Schlangenbad, bald nach Königstein und den höchsten Gipfeln des im Ganzen bescheidenen Gebirgszuges. Doch wie erquickend waren seine Wälder, wie anmuthig seine von Bächen durchrauschten Waldthäler. Wir logirten in der Regel bei den Förstern und Oberförstern, die nebenbei auf Nachtquartier für Durchreisende eingerichtet waren oder sie für uns zurecht machten. Da saß mein Vater, der seine Uniform ausgezogen und den ich nie so heiter gesehen wie bei diesen Ferienausflügen, in traulichem Gespräch mit den wackeren Hütern der herzoglichen

Wälder, wie diese aus behaglicher Pfeife rauchend, und ich hörte dem Gespräch über die durchpassirenden Fremden, über Jagdabenteuer und Forstverwaltung aufmerksam zu. Am anderen Morgen aber, wenn ich im fröhlichen Schein der Frühsonne durch die Wälder und Thäler an der Hand meines Vaters dahinschritt, da ergriff mich wieder jene beglückende Naturandacht, und mein Herz strömte über, auch vor Liebe zu dem herrlichen Manne, wie ich später einmal sang:

„Mir war's, als ließ' er diese Wipfel
Von Liedern rauschen sonnerhellt,
Als hätt' er diese Bergesgipfel
Zu meiner Wonne hingestellt.
Der Bach im Thal, die grünen Matten,
Die Mühle mit dem muntern Rad,
Und dort im tiefen Tannenschatten
Das helle, weltberühmte Bad;
Die ganze, reiche Frühlingsblüthe,
Im Silberduft der ferne Rhein.
Das Alles schien von seiner Güte
Ein zauberisch Geschenk zu sein.
Da küßt' ich seine Hand mit Zähren
Und hing gerührt an seinem Blick,
Und jeden Wunsch ihm zu gewähren,
Fleht' ich ein freundliches Geschick."

Mit Robert Schmidt las ich indeß nicht bloß Jean Paul, sondern auch die Werke neuer Dramatiker. Auch allein war ich ein eifriger Leser; alle Bände der Raupach'schen Dramen, diejenigen von Auffenberg, Immermann, Grabbe hab' ich durchgelesen; es gab eine Zeit, wo ich an jedem Tage ein Drama bewältigte, und in den letzten Jahren kam auch Heine, Boerne und Gutzkow an die Reihe.

Ich muß etwas zurückgreifen in der Zeit, um der Entwickelung des jungen Dramatikers von Klasse zu Klasse zu folgen. Er hatte einen Wunsch mit den ältesten gemein, er wollte gern aufgeführt werden. Ich besuchte oft genug das Theater, die preußischen Offiziere hatten ein sehr wohlfeiles

Abonnement, und das kam auch mir zu ſtatten, da meine Mutter bei ihrer Kränklichkeit von den Billets keinen Gebrauch machte. Es war dasſelbe Theater auf dem Gutenbergplatz, deſſen Rundbau einen ſo ſtattlichen Eindruck machte. Da hörte ich die Opern von Roſſini und Auber, die damals neben dem Freiſchütz und Oberon das Repertoire beherrſchten. „Die Stumme von Portici“ machte auf mich den größten Eindruck; ſehr gefielen mir auch die jetzt nur ſelten gegebenen Spielopern von Auber „Der Schnee“, „Das eherne Pferd“ u. a. Im Schauſpiel ſah ich Kotzebue'ſche Dramen: „Die Kreuzfahrer“, „Johanna von Montfaucon“, und wenn ich mich für die Effectſcenen derſelben intereſſiren wollte, da rief mich mein engliſcher Lehrer, Lieutenant von Greiffenberg, der mein Parquetnachbar war, alsbald zur Ordnung und bekreuzte ſich vor meinem ſchlechten Geſchmack, der an ſolchem Schund Gefallen finden konnte. Auch Hohenſtaufendramen von Raupach wurden gegeben, ebenſo die Dramen von Schenk „Beliſar“ und die „Krone von Cypern“; darauf folgte ſpäter Halms „Griſeldis“, ein Drama, welches das größte Aufſehen erregte.

Kaum hatte ich in die Welt der Proſceniumslampen einen Einblick gethan, als ich den lebhaften Wunſch hatte, meinen Caius Gracchus auf den weltbedeutenden Brettern zu ſehen; ich hatte als noch kleiner Knirps bereits den Muth, die Bekanntſchaft von Schauſpielern aufzuſuchen, die mir dazu verhelfen ſollten.

Ein Liebling des Publicums war Herr Ditt und ihm vertraut' ich meinen Wunſch und mein Stück an — auch Madame Ditt war eine beliebte Darſtellerin, und ſie mußte ſich doch für die heldenmüthige Römerin in meinem Caius Gracchus intereſſiren. Doch es verging Woche auf Woche, und ich erhielt nicht den mir zugeſagten Beſcheid. Das iſt mir nun ſpäter allerdings oft genug paſſirt, und ich bin ſo häufig ohne Antwort von Intendanten, Directoren und Schauſpielern geblieben, daß ich an das höfliche Schweigen längſt gewöhnt bin. Da-

mals in meiner kindlichen Harmlosigkeit konnte ich es mir nicht anders erklären, als daß man mich mit einer Aufführung überraschen wollte und eine solche in aller Stille vorbereitete. So sah ich denn an den Straßenecken immer nach einem Zettel, auf welchem in fetten Lettern Caius Gracchus stand, — natürlich immer vergebens. Dies gab einem guten, jungen Freunde den Anlaß zu einer kleinen Mystification.

Wir wohnten eine Zeit lang beim Maurermeister Britz im Innern der Stadt, in dessen Familie ich ganz zu Hause war, auf den Balken des Bauhofs schaukelte ich mich oft mit einer seiner anmuthigen Töchter und wußte bei ihm in Küche und Keller wohl Bescheid. In der Nähe war das Haus des jungen van Recum, dessen Vater, ein Großhändler, stattliche Waarenräume auf seinen Speichern hatte. Dort trieben wir Knaben uns oft herum, und der junge Recum, kein so edler Freund wie später Robert Schmidt, hatte mir bald meines Herzens Geheimnisse abgelauscht; auch mocht' ich dort bei den Waarenballen ihm manchen Vers aus Caius Gracchus versetzt haben. Er suchte sich schadenfroh zu rächen, indem er mir die Mittheilung machte, mein Drama sei in Wiesbaden gegeben worden. Und zum Beleg dafür bracht' er mir gedruckte Kritiken über die Aufführung, die voll glänzenden Lobes waren. Er hatte sie selbst drucken lassen, er war ja reich genug, um die Druckkosten zu erschwingen. Mein Sinn war zwiefach getheilt: ich empfand ungeheuchelte Freude über die Thatsache und über das Zeitungslob, aber ich konnte doch nicht recht daran glauben, und die Meinigen zerstörten bald die schöne Illusion; ich aber gab den näheren Umgang mit dem jungen Kameraden auf.

Keineswegs entmuthigten mich diese schlimmen Erfahrungen; dem eigenen Trieb gehorchend, dichtete ich stets neue Dramen. Auf Catilina folgte Hippodamia, welche, wie ich hoffte, von der freundlichen Nachwelt der Goethe'schen Iphigenia an die Seite gestellt werden würde, denn ich befleißigte mich eines ebenso klassischen Stils. Was Sophokles und Euripides betrifft, so

konnten sie nicht mit mir concurriren, da ihre Dramen „Hippodamia“ verloren gegangen waren; daß sie aber denselben Stoff gewählt hatten wie ich, das sprach für ihre dramaturgische Einsicht. Bekanntlich war die schöne Hippodamia die Tochter des Oinomaos, des Königs von Pisa in Elis, der ein sehr schlimmer Herr war. Ihm war geweissagt worden, sein Eidam werde ihn tödten, deshalb hielt er es fürs Beste, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die sich um die Hand seiner Tochter bewarben; er machte es ihnen zur Bedingung, sie müßten ihn zuerst im Wettrennen besiegen, und wenn er Sieger bliebe, sollte er das Recht haben, sie zu tödten. Von diesem Rechte machte er mehrfach Gebrauch, bis Pelops ihn besiegte. Er vermählte sich mit Hippodamia, und sie gebar ihm zwei Söhne, Atreus und Thyestes, welche ihren Stiefsohn Chrysippos tödteten. Pelops klagte die Mutter an, sie zu dieser Mordthat angestiftet zu haben, und Hippodamia nahm sich selbst das Leben. Iphigenie erzählt ja in dem Goethe'schen Drama dem Thoas diese alte Geschichte; jedenfalls war Hippodamia die Ahnfrau dieser Iphigenie und auch ihrer Mutter Klytämnestra — ohne sie existirte weder die Eine noch die Andere, und ebenso wenig die Dramen, welche sie zu Heldinnen hatten. Mochte daher mein Stück vielleicht auch hinter diesen klassischen Werken zurückstehen — ich schöpfte doch an der Quelle, aus der sich diese Fluth von Tragödien ergossen hatte, und bei jeder chronologischen Anordnung der Stoffe mußte meine Hippodamia den ersten Platz einnehmen. So weit ich mich besinne, war sie durchaus stilvoll gehalten und behandelte wie die meisten Werke der griechischen Tragiker nur die Katastrophe; die Vorgeschichte, das lebensgefährliche Wettrennen war der epischen Erzählung vorbehalten.

Der Stil war ganz Goethe, und es fehlte auch nicht an freirhythmischen Einlagen, welche, wie der Parzenmonolog, die fünffüßigen Jamben unterbrachen.

Aus dem grauen Alterthum wandte ich mich in einem späteren Drama dem Mittelalter, und zwar der ungarischen Ge-

ſchichte zu. Mein Held war Ladislaus Hunyades, der Sohn des gefeierten Generals und Reichsſtatthalters Johann Hunyades und Bruder des ſpäteren nicht minder berühmten Königs Matthias Corvinus. Ladislaus tödtete den erbitterten Gegner ſeines Vaters, den Grafen Cilly, und wurde den 16. März 1451 zu Ofen hingerichtet. Gewiß ein tragiſcher Stoff, der wahrſcheinlich von manchem ungariſchen Dramatiker behandelt worden iſt. Ich kannte und kenne kein ſolches Drama. Was meinen „Ladislaus Hunyades“ betrifft, ſo gehörte dieſes Drama wohl nicht zu meinen beſten Gymnaſialſtücken — gleichwohl hatte ich den Muth, es an den Altmeiſter Ludwig Tieck in Dresden einzuſenden. Er war ja der Protector des jungen genialen Grabbe — warum ſollte er nicht auch andere jüngere Talente protegiren? Zu ſpät erfuhr ich, daß Ludwig Tieck an ſeinem Schreibtiſch eine Verſenkung angebracht haben ſoll, in welcher alle ihm eingeſchickten Bühnenmanuſcripte verſchwinden. So erging es auch meinem Hunyades — „Roß und Reiter ſah ich niemals wieder“!

Doch wenn mich die Lorbeern Shakeſpeares beunruhigten, ſo ließen mich auch diejenigen Taſſos und Arioſtos nicht ſchlafen. Ich wollte nicht bloß Dramatiker ſein, ſondern auch Epiker. Das iſt aber nicht mit fünf Acten zu erreichen: dazu ſind 24 Geſänge in Ottave rime erforderlich, wären es auch nur die freien Wieland'ſchen Oberonſtanzen. Und ſo ſattelte ich meinen Hippogryphen zum Ritt in ein fremdes, romantiſches Land. Dies Land war Mexico, und mein Held war Ferdinand Cortez. In der That, ich hatte 24 Geſänge zu Stande gebracht, ein jeder mit den üblichen 80—90 Strophen, ſodaß er im Vergleich mit Gottfried von Bouillon und Rinaldo und den anderen Helden des befreiten Jeruſalems, was die dichteriſche Aufſtellung und Rüſtung betrifft, nicht zu kurz kam. Auch der Forderung der Göttermaſchinerie wurde ich gerecht, und das war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, denn die mexicaniſchen Götter hatten neben ihren ſonſtigen Vorzügen auch ziemlich unausſprech-

liche Namen, gegen welche sich das jambische Versmaß eigensinnig sträubte: der Quetzecoatl, der Mixcoatl und andere, die wegen ihrer sonstigen mythologischen Bedeutung in einer schwunghaften Dichtung nicht fehlen durften, machten auch den gefügigsten Jambus so scheu, daß er einige Seitensprünge machen mußte, und auch die sonst hochpoetischen Feuerberge, der Itzichuatl und Popokatepetl boten einem correcten Versmaß Trotz. Die christlichen Engel und Erzengel waren viel bequemer; sie waren gewohnt, in regelrechten Stanzen einquartirt zu werden. Trotz aller Schwierigkeiten ermüdete meine Muse nicht, sie sang die Eroberung Tenochtitlans, die Hinrichtung Montezumas, die Empörung des über die Dämme der Seen nach der Hauptstadt dringenden Volkes — und der große Eroberer, obschon er kein großer Menschenfreund war, wurde doch von der Muse mit einem, wie ich hoffen durfte, unverwelklichen Lorbeer gekränzt.

* * *

Das Alles begab sich in der Tertia, deren Klassenlehrer Dr. Kehrein kein Verächter der Poesie war und ein genauer Kenner der deutschen Literatur, gab er doch später ein Werk heraus, in welchem er die dramatische Poesie besprach, die sich mit Stoffen aus deutscher Geschichte beschäftigt hatte, und das waren viele hundert Dramen, und hundert Dichter mußten aus dem Schutte der Bibliotheken herausgegraben werden. Ich hatte einen Stein bei ihm im Brett, denn ich hatte die ersten Metamorphosen des Ovid, die wir in der Schule lasen, besonders die Geschichte von der Schöpfung der Welt in deutsche Verse gebracht, die mir leidlich gelungen waren, und die in der Klasse vorgelesen wurden. Als Zeichen meines ehrenvollen Vertrauens sandte ich ihm den ganzen Cortez zur Beurtheilung; er entsprach demselben zwar nicht in dem ausgedehnten Maße, wie es ein solches Riesenepos verlangte — immerhin aber unterzog er einige Gesänge der Correctur. Doch wie kleinlich, wie pedantisch er-

ſchienen mir damals ſeine Gloſſen, die ſich kleingeſchrieben an den Rändern des Manuſcriptes in dichten Maſſen verſammelten. Dieſer Raupenfraß verwüſtete mir meine ſchöne blüthenreiche Dichtung! Die nörgelnde Kritik verleidete mir den ganzen Ferdinand Cortez, ich weiß nicht, wo das Manuſcript, das aus vielen ſehr ſtattlichen Heften beſtand, zuletzt ein Ende gefunden!

Wieder wandte ich mich dem Drama zu, doch ich wählte keine geſchichtlichen Stoffe mehr; meine beiden Dramen „Cerigo“ und „Die Doppelgänger“ gehörten der freien Erfindung an, ſie ſpielten im ſagenhaften Nordland, wozu mich wohl Grabbes „Herzog Theodor in Gothland“ angeregt hatte. „Die Doppelgänger“ behandelten ein Thema, von welchem Jean Paul einmal meinte, es eigne ſich beſſer zur tragiſchen Behandlung als zur komiſchen, obſchon es bisher im Alterthum, von Shakeſpeare und Anderen nur als Luſtſpielſtoff verwerthet worden war. Meine Tragödie war im Stil Grabbes geſchrieben, voll kühner Bildlichkeit und gewagter Hyperbeln; vom Gang der Handlung, in welcher es nicht an mörderiſchen Conflicten fehlte, hab' ich nur noch ſehr dunkle Vorſtellungen. Vor meinem Abgang von Mainz ſchenkte ich das Manuſcript Herrn Dr. Karl Andrée, dem Redacteur der Mainzer Zeitung, der ſich um meine Muſe manches Verdienſt erworben, und ich habe es nie wiedergeſehen. „Cerigo“ iſt der Treffer in meiner Mainzer Gymnaſialdramatik, jedenfalls das beſte aller dieſer Stücke, und ich hatte es lang genug aufbewahrt, um mir ſelbſt in ſpäteren Jahren ein Urtheil darüber zu bilden. Erſt in Breslau borgte ich es aus an einen Freund und erhielt es nicht zurück. In Mainz erregte das Stück großes Aufſehen. Der Schauſpieler Cornelius, der Vater des vielgenannten Componiſten, erklärte mir, nachdem er es geleſen, es ſei in der That bewundernswerth, daß ich in meinem Alter ein ſolches Werk ſchaffen konnte, aber wenn ich ſein Sohn wäre, würde er ſich nicht darüber freuen, denn das Stück enthalte ſo viel Gottloſes und Blasphemiſtiſches.

Alle die zum Theil umfangreichen dichteriſchen Manuſcripte

meiner Gymnasialzeit sind, wie bereits erwähnt, verloren gegangen — nur von Cerigo sind einige Scenen vorhanden, und weil dies die einzigen Proben meiner damaligen Dichtweise, die einzigen Ueberreste aus sieben fünfactigen Dramen sind, so verdienen sie wohl hier zum Theil eine Stelle zu finden. Sie sind damals 1839 in den Mainzer Unterhaltungsblättern (Nr. 166 und 167), dem Beiblatt der Mainzer Zeitung, abgedruckt worden. Ich hatte die Bekanntschaft des Redacteurs dieser Zeitung, des Dr. Karl Andrée, gemacht, der in unserem früheren Quartier an der Stephanskirche wohnte, des Vaters von Richard Andrée, der den jetzt verbreitetsten Atlas herausgegeben. Auch der Vater war Geograph, Politiker, aber außerdem ein großer Freund der Poesie. Die Gedichte von Karl Beck, die damals erschienen, declamirte er mit Vorliebe und Begeisterung. Auch für meine Poesie und für mich selbst faßte er ein lebhaftes Interesse, ebenso Karl Bölsche, ein junger Mann, damals Redacteur der Unterhaltungsblätter, später Redacteur der Kölnischen Zeitung und Vater des jetzt oft genannten talentvollen Schriftstellers Wilhelm Bölsche. In der Wohnung Bölsches auf der goldenen Luft fand ich stets alle literarischen Neuheiten; sein mit Büchern belasteter Tisch war für mich wie eine reichbesetzte Tafel, und ich durfte alle möglichen Leckereien mit nach Hause nehmen. Als junger Secundaner wurde ich Mitarbeiter der Unterhaltungsblätter, und so begab es sich, daß auch die Scenen aus Cerigo dorthin ihren Weg fanden. In der kurzen Einleitung sagte die Redaction: „Wir geben heute eine Scene aus dem Erstlingsproducte eines jungen, begabten Dichters, aus dem fünfactigen Trauerspiele Cerigo. Es ist die erste Scene des dritten Actes, ein Fragment aus einer Studie, aber einer Studie, die Großes verspricht. Zum Verständniß dieses Bruchstücks kann Folgendes dienen. Cerigo, ein junger Normanne, reist von Sicilien nach Irland, um dort seine Pflegeeltern, die Räuber seines Vermögens, anzuklagen, mit ihm der Sänger, sein Jugendfreund und beständiger Gefährte. Ein Sturm schleudert das Schiff an die Felsküsten

Irlands, wo die Iren, der Normannen Feinde, dasſelbe auffangen. Ueber Irland herrſchte Sigurd, ein tyranniſcher Fürſt, gegen welchen ſich die Edelſten des Landes verſchworen hatten. Unter ihnen befand ſich Ingolfar, früher des Landes Oberfeldherr. Auf einem einſamen Spaziergang, wo er Irlands Schmach und Rettung überlegt, gelangt er an den Ort der Seeküſte, wo das Normannenſchiff geſtrandet iſt. Unter den Gefangenen gefällt ihm Cerigo durch ſein Heldenfeuer, er findet in ihm ein zukünftiges Werkzeug für ſeine Pläne, befreit ihn und den Sänger und führt beide in ſeine Wohnung. Cerigo entbrennt in Liebe zu Gida, der Tochter Ingolfars, findet Gegenliebe und erhält des Vaters Zuſtimmung. Da bricht die Verſchwörung durch einen unerwarteten Zufall in Flammen aus. König Sigurd, die Schönheit Gidas kennend, ſucht ſie, von ſeinem Miniſter geführt, in Ingolfar's Wohnung auf: Cerigo errettet die Ehre ſeiner Braut durch die Ermordung des Tyrannen. Ingolfar benützt den günſtigen Augenblick; die Hauptſtadt iſt in Aufruhr; des Königs Wachen werden überwältigt, das Volk will theils Freiheit, theils einen neuen Fürſten. Cerigo hatte ſich durch Heldenthaten beliebt und berühmt gemacht; Ingolfar gibt ihm ſeine Stimme, unter allgemeinem, jauchzendem Beifall der Iren wird Cerigo ihr König, Gida ihre Königin. Der folgende Monolog zeigt uns die Empfindungen Cerigos am Tage nach ſeiner Krönung.

Dritter Aufzug.

Scene 1.

(Garten im Schloſſe. Dämmerung. Ausſicht auf die Stadt und das Meer.)

Cerigo: In Schlaf begraben liegt die Herrſcherſtadt,
Um ihre Zinnen ſchwebt ein dichter Dampf,
Und Morgennebel zieh'n um das Gebirge.
Ein Auge wachet über Tauſende,
Des Herrſchers Auge überwacht ſein Volk.
Ein Prieſter ſteh' ich vor dem Heiligthume,
Das mir der Könige König anvertraut.
Dort unten ruh'n in doppelter Verhüllung

Ach tauſend Geiſter, ruhn mit ihren Thränen
Und ihren Freuden in des Schlummers Hand,
Und ihre Hoffnungen und ihre Wünſche,
Ihr Glück und Unglück, Alles iſt entflohn
Ins Zauberland der Träume. Glück und Unglück —
Wer lenkt das Schickſal? In dem Himmel Gott,
Doch auf der Erde lenkt's der König; ja!
In meiner Waage liegen tauſend Leben,
An meinem Worte hängt ein Volk! Ein Wort —
Und auf dem Scheiterhaufen liegt die Stadt
Und überflammt erglühn des Himmels Höhn.
Halt inne, Stolz! Das ſind Verlockungen
Der Phantaſie, der vielgeſtaltenden,
Die Himmel iſt und Hölle, Gott und Teufel.
Wie vielmal größer iſt des Herrſchers Glück,
Wenn er, dem Zephyr gleich, den Thau der Thränen
Herniederweht, daß die gebeugte Blume
Ihr Haupt erhebt, mit friſch erwachtem Lächeln.
Ihm danken kann, dem freundlichen Gebieter.
O, das iſt Segen, dem kein anderer gleicht:
Heil Dir, Cerigo, wenn dies Ziel erreicht!

(Sänger, tritt auf.)

Sänger: Cerigo!

Cerigo: Freund, Dich grüßt mein ganzes Ich!
Du biſt mir lieb, ſehr lieb in dieſer Stunde.
Der Fluthen Rauſchen trägt Erinnerung,
Die holde Tochter der Vergangenheit,
In meinen Geiſt; ich ſeh Catania, ſeh'
Den Aetna rauchen, den gewaltigen;
Doch minder ſchmerzlich wird mir der Verluſt.
Wohl wechſeln Ort und Zeit auf dieſer Bühne;
Doch ewig gleich bleibt eines Freundes Herz.

Sänger: Mag Ort und Zeit und Freund zu Grunde gehn,
Im Wechſel nur kann feſt das All beſtehn.

Cerigo: Und dennoch iſt ſo ſchmerzlich oft der Wechſel
Und in Gewohnheit liegt ſo oft das Glück.

Sänger: Vertrau' nicht allzuſehr im Arm der Wonne:
Wohl prangt der Baum, eh' ihn die Axt gefällt.
Geendet iſt die Segensbahn der Sonne,
Nacht hüllt die Erde, doch nicht Nacht die Welt.
Hier geht ſie unter, oben geht ſie auf,
Und andern Erden glänzt ihr Herrſcherlauf.
So ſoll der Menſch empor zum Himmel blicken.
Wenn ihn der Erden Leiden niederdrücken.

Cerigo: Warum so traurig stets und so erhaben?
Gilt Dir denn Nichts des Freundes reiches Glück,
Der Wechsel, der unglaubliche, der mich
Zum König machte eines fremden Landes?

Sänger: In wetterschwangren Wolken führt den Segen
Der Sturmwind auf die sonnverbrannte Flur.
Doch auch die Blitze zucken uns entgegen
Und zeichnen mit Verderben ihre Spur.
Erhört, erfüllt ist dann des Landmanns Bitte;
Er jammert — über der zerstörten Hütte.

Cerigo: Wie kann ein Unheil droh'n? Der Baum, der halb
Entwurzelt über einem Waldbach hängt,
Den wirft der Sturm hinab ins stein'ge Bette;
Doch der die Wurzeln schlägt ins tiefste Erdreich;
Der ist der Adler Schutz, ein Trotz den Wettern;
Nie sinken wird ein König, dessen Volk
Gestützt ist von der Liebe seines Thrones.

Sänger: Was Menschen bilden, können sie zerstören,
Nur ewig ist das Werk der höchsten Kraft.
Die reichen Felder kann der Feind verheeren,
Doch nicht das Leben, das sie neu erschafft.
Das keimt im Lenz, will nur der Mensch vertrauen!
Stolz blüht die Saat auf den zerstampften Auen.

Cerigo: Ich kann Dich nicht versteh'n!

Sänger: Dort, wo die ewigen Segensflammen glühn,
Der Weltgeist, welcher dort allmächtig thront,
Der ist es, der auch Dir im Busen wohnt.
Er sei Dein Schirm! Kein Volk und keine Ehre
Sind eines Fürsten, eines Menschen Wehre.
Im Zeitenstrudel geht das Glück zu Grunde
Und viele Jahre bietet eine Stunde:
Drum, wenn Dein Thron, Dein Reich zusammenbricht,
Dem Weltgeist traue und verzage nicht.

(Er geht ab.)

Cerigo (nachsinnend): Dem Weltgeist traue und verzage nicht!
Schon fort, mein Freund? So selten nur, so kurz
Der Meine! Thöricht Wort! Ist er nicht immer
Der Meine? Mit den Körpern spielt das Schicksal.
Doch keine Allmacht trennt der Geister Band.
Der Sänger stirbt, der Himmelssang gesungen,
Doch niemals, niemals ist sein Lied verklungen.

Hofnarr (tritt auf): Ew. Majestät.

Cerigo: Wer da?

Hofnarr: Nichts als ein Narr,
Doch mit Pardon, der ehrlichſte der Narren,
Der ſich bei ſeinem wahren Namen nennt.
Die anderen Narren nennen ſich nicht ſo.

Cerigo: Was willſt Du?

Hofnarr: Wenn der Blitz den Baum getroffen,
So ſteckt man ſich an ihm die Pfeife an.
Das heißt verdolmetſcht: ich will Hofnarr bleiben.

Cerigo: Dein Amt iſt unnütz!

Hofnarr: Auch Dein Amt iſt unnütz!

Cerigo: Wieſo?

Hofnarr: Ein Gleichniß lehrt's. Das Volk iſt ein Kameel,
Der König iſt, doch unter uns
Ein Knäbchen, das auf dem Kameele reitet
Und feſtgebunden iſt und auf zwei Seiten
Gehalten wird, und auf dem Knäbchen ſitzt
Oft noch ein Affe und iſt ſehr beſchäftigt.
Verzeihen Ew. Majeſtät — das iſt der Hofnarr.

Cerigo: Ich ſehe Deinen Nutzen ein — bei Gott,
Du machſt zu Menſchen, die ſich Götter dünken.

Hofnarr: Die wenigſtens wie Götter leben, während
Das arme Volk ganz menſchlich Hungers ſtirbt!

Cerigo: Glaubſt Du, daß dies bei mir geſchehen werde?

Hofnarr: Warum denn nicht? Die Krönung iſt 'ne Hochzeit,
Wo ſich der König mit dem Volk vermählt,
Dann kommen ſchöne Wochen voller Glück.
Da küßt man ſich, beſchenkt ſich, lebt und liebt.
Die gehn vorüber wie ein Frühlingshauch,
Dann gilt's, wer den Pantoffel führen ſoll;
Dann zankt ſich Mann und Frau und Volk und König,
Bis endlich einer die Pantoffelhoheit
Erlangt —

Cerigo: Und dann?

Hofnarr: Dann duckt der And're ſich
Wie'n Reh, doch ärgerlich: der Sieger —

Cerigo: Nun?

Hofnarr: Nun, der kann ruhig dann zu Bette gehn.

Cerigo: Du ſchändeſt alle großen Könige!

Hofnarr: Von meiner Regel gibt es keine Ausnahm';
Dies nur iſt meine Ausnahm' von der Regel.

An dieſe Scene ſchließt ſich in dem mitgetheilten Fragment der Bericht eines humoriſtiſch angelegten Hauptmanns von einem

Aufstande gegen den neuen König an: Cerigo will dem Ingolfar seine Krone zurückgeben; dieser beschwört ihn, auszuharren. Das Heer ist auf seiner Seite, ist ihm treu; Cerigo vertraut Ingolfar den Oberbefehl an, und in einer Liebesscene mit seiner Gida schenkt er ihrer Mahnung Gehör, die Opfer der Tyrannei, besonders Sigurds verstoßene Gemahlin aus dem Kerker zu befreien. Daran knüpft sich der Faden, der die Handlung zu ihrer tragischen Höhe führt. Die mitgetheilten Scenen, in denen der Sänger als der lyrische Chor und der Hofnarr als der humoristische zur Sprache kommen, fallen in einen Ruhepunkt der sonst stürmisch bewegten Handlung und geben deshalb nicht das rechte Bild von der Physiognomie des Ganzen. Dies gestaltet sich zu einer großen Oedipustragödie.

Cerigo erfährt durch Enthüllungen der gefangenen Fürstin, daß der ermordete König sein Vater ist, er selbst also ein Vatermörder wider Willen!

Der große Monolog, der auf diese Enthüllung folgt, war, wie ich auch wohl weiß, von allen Seiten anerkannt als das Prachtstück der Tragödie, als ihr glänzender Mittelpunkt — und selbst der Schauspieler Cornelius sprach davon mit einer gewissen Bewunderung, die mich mit großer Hochachtung für mein fünfzehnjähriges Selbst erfüllte. Wenn die „Mainzer Unterhaltungsblätter" gerade diesen Monolog nicht als Probe abdruckten, so lag das wohl daran, daß er einige ganz ungeheuerliche blasphemistische Stellen enthielt, die den Grabbe'schen Herzog von Gothland noch übertrumpften, und welche zu großen Anstoß erregt haben würden.

Ob ich später viel bessere Verse gemacht habe, als diejenigen des Cerigo, weiß ich nicht ganz genau. Ich war übrigens schon damals kein Anhänger des sogenannten Jambentrabs und habe mich darüber als junger Kritiker geäußert, denn ich war nicht bloß Dichter, sondern auch Kritiker. Diese beiden Seiten meiner späteren literarischen Thätigkeit waren schon damals vertreten, und der Unglückliche, der auf den Gedanken kommen sollte, die

zwei- bis dreitausend Buch- und Theaterkritiken, die ich in meinem Leben geschrieben, zu sammeln, würde mit jenen, die im Jahrgang 1839 der Mainzer Unterhaltungsblätter abgedruckt waren, den Anfang machen müssen. Damals schrieb ich über den „Julius von Tarent“ von Leisewitz, der wieder eine neue Bedeutung erlangte: „Ueberall zeigt sich jetzt das Bestreben, ein modernes bürgerliches Trauerspiel zu bilden, bei welchem die Prosa ein nothwendiges Hauptingredienz sein wird. Das Jamben- und Reimgeklingel war schon so lange und so oft das Grabgeläute des reichen, innigen, poetischen Geistes, daß man mit vollem Recht zu einer gediegenen, geistreichen, bisher vernachlässigten Prosa zurückkehrt. Diese wird dann den Uebergang zu dem wirklich dramatischen Verse bilden, wie er theilweise in Shakespeare herrscht, wo ein lebensvoller, der Handlung angemessener, nicht ängstlich beschränkter Gang und Klang in melodischer Widerspiegelung die dramatische Schönheit trägt.“ Man sieht, für einen Epigonen der Jambendramatik, zu dem mich meine Gegner stempeln wollen, war ich schon mit 15 Jahren verloren. Ueber Gutzkow's „Blasedow“ schrieb ich damals eine Kritik, in welcher ich ihn den begabtesten und fleißigsten von allen Jüngern nannte: „Alle philisterhaften Lästerungen werden verstummen müssen, wenn Gutzkow und Gleichgesinnte fortfahren, so großartig für die Nationalliteratur und den Ruhm des deutschen Vaterlandes zu wirken.“

Bald sollte ich den jungen Schriftsteller, der damals in den deutschen Blättern so viel besprochen wurde, persönlich kennen lernen. Dies war ein roth angestrichener Tag in meinem Kalender. Ich hatte bisher nur mit unberühmten Menschen verkehrt; damals trat die erste Berühmtheit in mein Leben. Es war ein feierlicher Augenblick, als ich in das Zimmer Karl Andrées trat und dem Autor der „Wally“ und des „Blasedow“ vorgestellt wurde. Gutzkow war damals achtundzwanzig Jahre alt und hatte auch sonst nichts, was besondere Ehrfurcht herausforderte. Sein Haar war struppig und stand zu Berge, und in seinem

Weſen hatte er etwas Unſtetes. Er kam von der Aufführung ſeines Dramas „Richard Savage“ aus Frankfurt, des erſten Dramas, mit dem er die Bühne erobert hatte, denn ſein „Nero“ war ein Buchdrama der Grabbe'ſchen Schule. Er nahm von mir, trotz des warmen Lobes, das mir mein Gönner Andrée ſpendete, wenig Notiz, und erſt als er hörte, daß ich auch Kritiken ſchrieb, begann er ſich für mich zu intereſſiren. Er hatte dies natürlich einem halbreifen Jüngling nicht zugetraut; ſobald aber einmal die Thatſache feſtſtand, ſo kam es auf das Alter nicht mehr an. Den Kritiken lag ja kein Taufſchein bei und ein begeiſterter Dichterknabe, der wie Euphorion die goldene Leier rührt, iſt natürlich willkommener als ein nörgliger kritiſcher Wagner. Von dem Jüngſten kritiſirt zu werden iſt nicht herabſetzend, wenn die Kritik volltönendes Lob enthält. Ich dachte damals freilich weniger an Kritik, als an Seelengemeinſchaft und Geiſterbund, und hatte keinen heißeren Wunſch, als auch ein Gutzkow zu werden. Darüber gerieth ich denn öfters mit meinem Vater in Streit; er wünſchte, daß ich einmal Profeſſor an einer Univerſität würde; davon hielt er mehr als von dem Schriftſtellerruhm.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß mein militäriſches Genie, das ſich in Coblenz ſo glänzend entfaltet hatte, in Mainz auf einmal auf den Ausſterbeetat geſetzt wurde. Doch wenn ich auch keine theoretiſchen Studien mehr trieb — meine Vorliebe für alles Militäriſche war keineswegs eingeſchlafen. Bisweilen beſuchte ich meinen Vater, wenn er in der Kaſerne Dienſt hatte.

Dort pflegte ich auch ſeinen ſehr gebildeten Feldwebel Pernin zu beſuchen, der mir Unterricht im Fechten gab, mit dem ich aber über Theaterdinge, über den damals auftauchenden genialen Schauſpieler Döring, in den Zwiſchenpauſen mich auf das Lebhafteſte unterhielt. Dabei lernte ich Stoßfechten und Hiebfechten, beſonders aber das erſtere, das mir auf der Univerſität von keinem Nutzen ſein konnte, recht gründlich. Mein Fechtlehrer aber überraſchte mich nach mehr als fünfzig Jahren durch eine

Gratulation zu meinem siebzigsten Geburtstag — er lebte als pensionirter Offizier in Westpreußen. Auch auf der Eisgrube fand ich mich öfters ein, um den Exercitien der Compagnie beizuwohnen. Mir hatte diese Eisgrube etwas Unheimliches, seitdem ich gesehen, wie dort eine Kindesmörderin guillotinirt wurde. Das bleiche junge Mädchen, das auf dem Henkerkarren zur Richtstatt gefahren wurde, hatte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. In den Ferien, wenn weiter draußen große Truppenübungen stattfanden, lief ich neben den marschirenden Compagnien her, nicht bloß neben denjenigen meines Vaters, sondern auch neben den österreichischen Bataillonen. Ich hatte eine besondere Vorliebe für die weißen Uniformen und bald war ich bekannt wie ein buntes Hündchen. Der immer mit zum Manöver laufende Knabe belustigte sie, und mancher der bärtigen Krieger des Kaiserreichs hat mich angeredet und mit mir Freundschaft gemacht. Dort bei den Uebungen selbst gerieth ich oft ins Feuer und zwischen die kämpfenden Heeresabtheilungen und saß bisweilen im Graben gekauert zwischen den Tirailleurs. Wenn aber einmal die Batterie meines Vaters abprotzte, so trat ich so nahe wie möglich an die Geschütze heran und suchte mich an den Kanonendonner zu gewöhnen, welcher die Kraft meines Trommelfelles oft auf eine harte Probe stellte. Oft suchte ich vorher das Manöverterrain ab, um die Bewegungen der Truppen besser beurtheilen zu können. Einmal, als ich so durch ein Gehölz kroch, fand ich dort an einem Baum einen bärtigen österreichischen Sergeanten hängen; es war tief im Dickicht, und man hatte den Mann offenbar vergessen. Mir war nicht wohl zu Muthe, ganz allein im Wald mit einer Leiche, die wie eine schwere Frucht am Baume hing. Das war ein vorschriftswidriger Tod, den der tapfere Soldat gesucht hatte, und ich konnte bald darauf durch die Anzeige dieses seltenen Fundes mir um die Verlustlisten der österreichischen Armee ein Verdienst erwerben.

Den Glanzpunkt meiner militärischen Jugenderinnerungen

bildete indeß ein Ausflug zu den Schießübungen bei Coblenz, wohin mich mein Vater einmal schon in den ersten Jahren unseres Mainzer Aufenthalts mitgenommen hatte. Theils auf dem Gepäckwagen, theils auf dem Pferde meines Vaters, das der Bursche führte, machte ich den ganzen Marsch durch das schöne Rheinthal mit. Da ging's vorüber an den Bergen, und wenn in einer kleinen Rheinstadt wie Bacharach genächtigt wurde, da blieb auch immer Zeit auf die nächsten Berge hinaufzuklettern und sich an dieser oder jener schönen Aussicht zu erfreuen. Die Truppen waren guten Muthes, sangen und scherzten. Die Compagnie meines Vaters hatte einen Spaßmacher, den Stangenreiter Baber, der oft die merkwürdigsten Capriolen machte, allerlei Witze riß und bisweilen den Soldaten über das Gefühl der Ermüdung nach langem Marsche hinweghalf. Diesen Stangenreiter hatt' ich ganz ins Herz geschlossen; bei unserem Cantonnement in Moselweiß besuchte ich ihn oft in seinem Stall, wo er die Pferde striegelte und mir allerlei Schnurren erzählte. Mit meinem Vater ging's oft zum Nachtschießen beim Mondschein über die Mosel, es waren traumhafte Sommerabende. Die Schießübungen fanden oben auf der Karthause statt; überall war ich mit dabei, mochten die Mörser in hohen Curven ihre Bomben werfen oder die Brand- und Leuchtkugeln durch die Lüfte flammen.

* * *

Im Jahre 1839 nahm mein Vater seinen Abschied; er war leberleidend und hatte bei einer Kur in Kissingen keine Heilung gefunden. Aergernisse im Dienste verleideten ihm seine Stellung. Ein früherer Kriegskamerad war sein unmittelbarer Vorgesetzter geworden und zwar ein nörgliger Vorgesetzter, mit dessen Anschauungen mein Vater nicht harmonirte. Dieser war milder gesinnt und gestattete einzelnen gebildeten Leuten, die sich bei seiner Compagnie befanden, in der Kaserne, außerhalb der Dienst-

zeit musikalischen Neigungen nachzugehen und Guitarre zu spielen. Davon wollte der Major nichts wissen. So und in ähnlicher Art kam es zu mancherlei Reibungen, die meinem Vater sogar einen heftigen Anfall von Gelbsucht zuzogen. Er erhielt seinen Abschied mit der Erlaubniß, die Regimentsuniform tragen zu dürfen, und nun trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Geburtslande, nach Ostpreußen zurück.

Wiederum galt es eine Reise durch alle deutschen Lande vom Rhein bis zum Pregel, und wiederum war unsere Reisebegleiterin eine Amme mit einem Kinde, denn ich hatte in allerletzter Zeit in Mainz ein Schwesterlein erhalten. Die Miethskutsche brauchte wieder Wochen, um uns ans Ziel zu bringen. Nur in Leipzig ging uns die Ahnung einer schöneren Zukunft des deutschen Reiseverkehrs auf. Die Bahn zwischen Leipzig und Dresden war eben eröffnet worden, und wir sahen die dampfende Locomotive und den sausenden Zug, der leider! uns nicht zu Statten kam, da er sich nach einer andern Richtung hinbewegte. Ich tröstete mich, indem ich mir die Verse von Karl Beck im Stillen vordeclamirte:

„Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend.
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen."

Karl Beck, ein junger ungarischer Student, lebte damals in Leipzig. Ich erfuhr von ihm zuerst etwas durch Karl Andrée. Ein Zeitungsredacteur, der mit Begeisterung die Verse eines Dichters declamirt, würde heut zu Tage in ein Raritätencabinet gehören. Damals war es anders. Wenn ich Karl Andrée Abends besuchte, so liebte er es, die Tabakspfeife aus dem Munde nehmend, die schwunghaften Verse Karl Becks vorzutragen. Ich lauschte andächtig, den Blick auf die mondhellen Gärten am Fuße des

Hügels gerichtet, auf dem die Stephanskirche emporragt. In Leipzig sollte ich nun Karl Beck persönlich kennen lernen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den jungen Dichter, den ich alsbald aufsuchte und der mir, dem schüchternen Scholaren, durch seine studentischen Allüren, seine Sporenstiefel, seinen magyarischen Schnürrock und seine Pfeife imponirte. Wir machten zusammen einen Spaziergang über die Leipziger Promenade; keineswegs verminderte die Persönlichkeit des Dichters den Eindruck seiner Verse; besonders kündigten seine oft gerühmten, mildgroßen, blauen Augen den Poeten an. Ein Literat auf den Schulbänken, der schon eine große Zahl von fünfactigen Tragödien und eine Reihe gedruckter Zeitungsartikel hinter sich hat, führte ich mich auch durch Karl Andrées Empfehlungsbriefe bei Gustav Kühne und Hermann Marggraff ein, den tonangebenden Leipziger Journalisten. Der Erstere redigirte damals die „Zeitung für die elegante Welt" und hatte sich durch Novellen und Essays, besonders aber durch einen sich im jungdeutschen Fahrwasser bewegenden Roman: „Eine Quarantaine im Irrenhause" einen Namen gemacht. Der Letztere, später mein Vorgänger an der Redaction der „Blätter für literarische Unterhaltung", hatte gerade damals eine Schrift über Deutschlands jüngste Literatur- und Culturperiode veröffentlicht und ein Drama: „Das Täubchen von Amsterdam" erscheinen lassen. Beide empfingen nicht ohne einiges Befremden den so blutjungen Literaten. Marggraff trug das Gepräge seiner sehr bescheidenen Literatenexistenz, über die er es später nie hinausgebracht hat, während Kühne schon sich vornehmer gab, wie er denn auch nachher durch günstige Vermögensverhältnisse über den Zwang literarischer Lohnarbeit hinweggehoben wurde. In Berlin hielten wir uns einige Tage auf; mein Vater hatte ein Lehrbuch der Mathematik verfaßt und dasselbe von Mainz aus an Berliner Freunde gesandt, die ihm einen Verleger dafür in sichere Aussicht gestellt. Doch er sollte die schmerzliche Enttäuschung erleben, daß sich die Sache wieder zerschlagen hatte. So fuhren wir, nicht in bester Stim-

mung, den endlosen Weg nach Königsberg durch die öden westpreußischen Landschaften, dicht an der Tuchel'schen Haide vorbei, welche die ganze Nachbarschaft mit ihrer Trostlosigkeit anzustecken schien, durch Städte wie Konitz, Schlochau, Deutsch Krone und andere melancholische Nester, wo wir zum Theil ein Nachtquartier nehmen mußten, bis wir die Siebenhügelstadt am Pregel begrüßten. Lange war auch hier unseres Bleibens nicht. Anfangs schien es, als würden wir hier ein neues Quartier miethen; ich mußte schon an den Besuch des dortigen Gymnasiums denken, und der tüchtige Philologe Karl Lehrs prüfte mich für das Friedrichscollegium im Griechischen; ich übersetzte einige Seiten aus der Odyssee und bestand die Prüfung ganz gut. Inzwischen hatte mein Vater, der sich auf das Land hinaussehnte, als echter Abkömmling der Salzburger Culturträger und Kulmischen Gutsbesitzer, sich ein kleines Gut in der Nähe von Rastenburg gekauft, und so siedelten wir alsbald in die ostpreußische Kreisstadt über, die ja auch ein Gymnasium besaß.

* * *

Welch' ein Gegensatz gegen das glänzende Panorama von Mainz mit dem breiten, prächtigen Rheinstrom, über den die Dampfer zogen an der langen Reihe der Schiffsmühlen vorbei, mit den duftigen Bergen des Taunus und der lockenden Perspective des Rheingaus — dies bescheidene stille Landstädtchen zwischen seinen einfachen Getreidehügeln, ohne den krystallenen Reiz von Strom oder Fluß; mit keiner anderen Perspective als derjenigen, welche die schläfrige Pappelallee nach Bartenstein gewährt. Bekanntlich sind es die besten Frauen, von denen man am wenigsten spricht — und so sind wohl auch die Städte am glücklichsten, die auf keinen Weltruhm Anspruch machen. Unberühmter als Rastenburg kann beim besten Willen kein Städtchen sein. Nicht einmal eine heilige Linde und einen großen Jahrmarkt hat es aufzuweisen, wie das benachbarte

kleine Rößel, das im südlichen, katholischen Ermland gelegen ist; keine weltgeschichtliche Schlacht ist hier geschlagen worden, wie bei den kleinen ostpreußischen Städten Pr. Eylau und Friedland, auf deren Feldern der Geist des Schlachtenkaisers seine nächtliche Heerschau hält, und wo man im Schneesturm noch die Gespenster der Russen und Franzosen in flockigen Wirbeln kreisen sieht; nicht einmal ein kleines Vorposten- oder Arrièregardengefecht knüpft sich an den Namen Rastenburg. Eine Stadt, die keine Bluttaufe erhalten hat, ist für die Unsterblichkeit verloren. Vielleicht würden die alten Ordensritter, die hier eine Burg gegründet hatten zur Unterwerfung der Preußen und zum Schutz gegen die feindlichen Polen, bessere Auskunft geben und von diesem Fleckchen Erde die Schmach abwenden können, daß hier gar kein rühmliches Blut in der männermordenden Feldschlacht vergossen worden ist. Doch die alten Ordensritter schlafen mit ihren Chroniken, und wer blättert nach Scharmützeln und Gefechten in einer Zeit, in welcher man über Schlachten mit einigen tausend Todten gleichgültig vorübergeht? Auch keine Fabrikschornsteine ragten über das hügelansteigende Städtchen. Ostpreußen ist keine industrielle Provinz und wird niemals einen Bebel oder Liebknecht in den Reichstag wählen. Nichts als Felder um Rastenburg — man baut Weizen, wo es geht, Roggen, Gerste, Kartoffeln, durchaus aber keine merkwürdigen Futterkräuter oder sonstige Producte landwirthschaftlicher Versuchsstationen, alles Ueberraschende wird grundsätzlich vermieden. Wohl aber sieht es auf den Wochenmärkten ganz masurisch aus. Masuren ist für Ostpreußen, was die sogenannte Wasserpolakei für Schlesien ist, ein Land mit etwas verdünntem Polenthum, dessen Eigenschaften aber gerade wie bei den homöopathischen Arzneien durch die Verdünnung um so wirksamer hervortreten. Man braucht in Rastenburg nicht weit südwärts zu pilgern, um in das steinige Arabien zu gelangen, wo es nichts gibt als Wasser, Steine und Wälder, Alles so unmalerisch wie möglich gruppirt. Der polnische Faust Twardowski, der bekanntlich

zwiſchen Himmel und Erde in der Luft ſchwebt, weil er gerade auf dem Wege zur Hölle durch ein geiſtliches Lied die Macht des Teufels brach, würde aus Langeweile und Verzweiflung das Gleichgewicht verlieren und in einen der rieſigen Waſſertümpel Maſurens herabfallen, wenn er verurtheilt würde, fortwährend auf dieſe reizloſe Naturwildniß herabzublicken.

Eine geiſtige Leuchte in dieſem Maſuren iſt das Raſtenburger Gymnaſium, und in der That eine tüchtige Bildungsanſtalt, die im Juni 1896 das Jubiläum ihres 350jährigen Beſtehens feierte und dabei das Recht erhielt, ſich Herzog-Albert-Gymnaſium zu nennen. Mein damaliger Director Heinicke war ein ſehr milder, wohlwollender Herr. Ich konnte dort allerdings nur in die Secunda aufgenommen werden, denn ich war ja in Mainz auch nur in der Secunda geweſen. Nur war dort ein einjähriger Curſus für die Prima feſtgeſetzt, hier aber mußte man zwei Jahre in der oberſten Klaſſe ſitzen; ich wurde indeß ganz ausnahmsweiſe ſpäter mit anderthalb Jahren aus der Prima entlaſſen. Heinicke lehrte Kant'ſche Philoſophie, ſo daß wir wenigſtens mit einiger Kenntniß der Kategorien und des kategoriſchen Imperativs auf die Hochſchule kamen. Außerdem weihte er uns als Lehrer des Griechiſchen in die Schönheiten des Sophokles ein. Wir laſen die Antigone, und ich überſetzte dieſelbe, wie es Schiller mit der „Iphigenie in Aulis" des Euripides gethan, in deutſche Verſe und zwar die Chöre in gereimte Verſe. Das Manuſcript überreichte ich dem Director, der ſich anerkennend darüber ausſprach, doch habe ich es nicht wiedergeſehen; es war bei meinem Abgang nach Königsberg nicht gleich aufzufinden. In die deutſche Literaturgeſchichte weihte uns Herr Klauſen ein, der den Gervinus dabei zu Grunde legte und durch lebendigen Vortrag uns für die Dichter der Vergangenheit intereſſirte. Obſchon ein Poet, war ich doch auch kein ſchlechter Mathematiker und trat ſogar in die mathematiſche Selecta ein, wo uns Herr Klopſch mit Feuereifer die Integral- und Differentialrechnung beibrachte, die mir größere

Theilnahme einflößte als die andere Schulmathematik. Mit meinen Mitschülern, von denen kein einziger mir näher trat, stand ich auf bestem Fuße; mit einigen machte ich die griechischen Exercitien zusammen, die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische, die für mich eine sehr harte Nuß waren, da das richtige Anbringen der Accente große Schwierigkeiten bot; Anderen gab ich Unterricht im Englischen gegen ein mäßiges Honorar, das meinem schmächtigen Taschengeld sehr zu statten kam; mit Anderen las ich die „stillen Lieder" von Karl Beck und die Lenau'schen Gedichte, für welche auch einige junge Schönen der Kreisstadt schwärmten. Dann suchte ich einen Genossen für weite Tagesmärsche. So ging ich an einem Tage über Rössel nach Heilsberg, an einem anderen nach Rhein: da waren in den Familien, die wir besuchten, auch junge Damen, und allerlei Gesellschaftsspiele in Gärten und Waldparcellen belohnten die tapferen Fußgänger. Bei einem Schulfreunde Schlick, dessen Eltern ein schönes Gut bei Rastenburg hatten, war ich auch bisweilen zum Besuch, und noch sind mir erinnerlich die Lachkrämpfe bei der Lectüre von Heines „Harzreise" im Park des Schlosses und die Verzückungen, in die uns die Heine'sche Poesie versetzte. Meine Schularbeiten ließen mir noch Zeit zur Lectüre; ich vertiefte mich in Voigt's „Geschichte Preußens", ein bändereiches Werk, das ich bis in die Nacht hinein studirte. Wie oft mußte ich mit der Lichtschere die melancholischen Talglichter putzen, welche damals noch üblich waren. Und diese Geschichtsblätter begeisterten mich zu einem Trauerspiel: „Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst", ja, ich ließ es sogar drucken; denn ich hatte eine unbezwingliche Sehnsucht, berühmt zu werden; erst viel später sollte ich einsehen, daß der Ruhm sich nicht so leicht erringen läßt, daß er oft der Arbeit eines ganzen Lebens spottet, daß es wohl Glückskinder gibt, deren Ruhm über Nacht aufschießt, wie ein Pilz nach dem Regen, daß aber solch ein Ruhm auch plötzlich wie ein Bovist wieder zerplatzt und zerstiebt. Noch weniger wußte ich damals in meiner Unschuld, daß der Ruhm

sich künstlich erzeugen läßt, und daß viele seiner Kränze, wie Schiller singt, auf der gemeinen Stirn entweiht werden. Vergebens bemühte sich der Director, mir die Schattenseiten einer so frühen Autorschaft wahrheitsgemäß auseinanderzusetzen; er suchte mir Furcht einzujagen vor der zerfleischenden Kritik. Trotzdem wurden Subscribenten gesammelt, zu denen die Offiziere in Mainz ein bedeutendes Contingent stellten. Herr Haberland, Inhaber einer Druckerei, einer Leihbibliothek und Verleger des Rastenburger Kreisblattes, half mich von meinem dramatischen Kindlein entbinden. Da lag es denn vor mir, auf echtem Kreisblattpapier in unmöglichem Format, das jeder buchhändlerischen Bezeichnung spottete. Wenn ich in dem kleinen Zimmer des Buchhändlers saß, neben den aufgehäuften Exemplaren, die eine ins Gewicht fallende Masse bildeten, kam ich mir wie ein Gnom vor, welcher seine Schätze zu hüten hatte, und wenn die frische, freundliche Gattin des Kreisblattverlegers sich durch diese Barricaden von Trauerspielen siegreich hindurchschlug, mochten auch immer einige „Heinrich Monte" bei der Berührung mit ihrer Kleiderschleppe das Gleichgewicht verlieren, wenn sie mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit anlächelte, so glaubte ich, irgend eine Muse des schönen Hellas schenke mir ihre Gunst, und der Strickstrumpf in ihrer Hand würde mir zum Lorbeerkranz. Das Drama selbst hatte nicht den großartigen Zug des „Cerigo"; es war im Ganzen correct entworfen, hatte einige schwunghafte Stellen, aber in den letzten Acten spielte die Heidenbekehrung eine zu große Rolle, und es verfiel bisweilen in den Stil der Missionspredigten. Das war die Schuld des Stoffes, der Dichter aber trug die Schuld einer gewissen Überschwenglichkeit des Ausdrucks. Das Streben nach Erhabenheit artete bisweilen in Schwulst aus. Die Handlung des Stückes spielt im Jahre 1273. Die Preußen begannen wieder den Krieg gegen den deutschen Orden, dessen Marschall Konrad von Thierberg, ein milder Herr, ist. Die Führer der Preußen sind Heinrich Monte, der Natanger Heerfürst, und Glappo, der Heerführer der Warmier.

Monte war eine Zeit lang als Gefangener in Deutſchland und machte dort die Bekanntſchaft des Grafen Günther von Regenſtein und ſeiner Schweſter Natalie, mit der ihn gegenſeitige innige Neigung verbindet. Doch iſt er ſeinen Heidengöttern treu geblieben. Glappo iſt ein Wüſtling, welcher die Geliebte eines jungen Preußen, Stenowe, in ſeine Gewalt zu bringen weiß; er hat dieſem Stenowe früher einmal das Leben gerettet. Glappo, ein Tyrann, unchriſtlich in ſeiner Geſinnung und ſeinem ganzen Gebahren, iſt aber mehr Diplomat als Monte und geneigt, das Chriſtenthum anzunehmen, weil er damit glaubt, dem Orden die Waffen für ſeine Eroberungsgelüſte aus der Hand zu winden. Das ſind die Vorausſetzungen der Handlung. Im Verlauf derſelben, nachdem der Krieg entbrannt iſt, wird Monte genöthigt, es zuzulaſſen, daß ſein gefangener Freund Graf Regenſtein und auch ſeine Geliebte Natalie den Göttern geopfert wird; der feurige Comthur Hermann von Schöneburg liebte Natalie, iſt Montes Nebenbuhler und hat ſchon im erſten Act auf den Zinnen des Kloſters von Brandenburg mit ihr eine Scene, welche an den „Templer und die Jüdin“ allzulebhaft erinnert. Von Hermanns Hand fällt Heinrich Monte am Schluß, nachdem er von der Prieſterin Nomeda zum Chriſtenthum bekehrt worden. Dies iſt der am meiſten romantiſche Einſchlag im Gewebe der Handlung, bei welcher mir wohl die Zacharias Werner'ſchen Dichtungen „Das Kreuz an der Oſtſee“ und die „Söhne des Thales“ vorſchwebten. Nomeda hat eine geheimnißvolle Vergangenheit; ſie war einmal das Opfer von Glappos Gelüſten, gegen den ſie den jungen Stenowe zur Rache aufreizt; er überliefert Glappo den Feinden. Nomeda iſt Heidenprieſterin, aber im Herzen Chriſtin, denn auch ſie iſt in chriſtlichen Ländern geweſen und dort getauft worden, doch ſie ſtieß das Chriſtenthum von ſich.

„Weil es die Kraft des wilden Buſens bändigt,
Der freien Rache in die Zügel fällt,
Und dennoch liſpelt es durch meine Haine,
Im abendrothen Schimmer, wenn der Geiſt

Lind träumend an den bunten Wolken hängt,
Wenn die Natur mit den zusammengefalteten
Sturmfitt'chen an der Brust der Ruhe schläft.
Doch wenn die Nacht mit jähem Blitzgewölk
Des Himmels Stirn umringelt,
Dann steh' ich auf umschäumten Uferfelsen,
Die freie Herrscherin des Vaterlands,
Als Rachefürstin, Heidenpriesterin."

Nomeda ist eine Gestalt, wie sie die Romantiker lieben, mystisch, unklar, voll innern Zwiespalts, doch in ihrer Empfindung schwankend und ohne dramatische Logik in ihrer Handlungsweise. Vorzugsweise in ihren Reden stört oft Bombast und falsche Getragenheit, während in den patriotischen Ergüssen Montes oft der edle, klare Schwung der Schiller'schen Schule herrscht:

„Unsre Eichen stehen
Noch unverwittert, stehn noch ungefällt,
Des Landes Zierden und des Himmels Stützen.
Noch singt der Sturm den wohlbekannten Sang,
Noch rauscht das Meer die heimathlichen Klänge,
Und wie es weit um uns're Küsten wogt
Und sie umfängt mit treuen Mutterarmen,
So wächst die Freiheit aus dem Bund empor
Und sinkt nur mit der Erde."

Neben den Idealgestalten Monte und Nomeda sind indeß andere dramatische Charaktere nicht ohne Mark und Humor gezeichnet, so der wüste Glappo, die einzelnen Ordensritter und vor allem der Humorist des Schauspiels, der wohlbeleibte Ritter Günther von Regenstein, der sich meist in shakespearesirender Prosa ausspricht. Gefangen denkt er seiner armen Schwester und beklagt sein Loos:

„Wetter, wann hätte der dicke Günther jemals geglaubt, daß er seine Flüche in solche Jeremiaslieder würde übersetzen müssen! — Blitz! — Wenn ich sonst einen hageren Mönch Fürsprache mit dem Tode halten sah, oder wenn einer mich selbst daran mahnte, dann lachte ich ihm ins Gesicht und pustete meine kugelrunden Backen auf! Und jetzt steh' ich an der Schwelle des Todes, und der Tod sagt zu mir: Mein lieber Günther, Dein Leben war eine beständige Prügelei!

Bandix: Laßt euer Geschwätze!

Regenstein: Wetter noch 'mal, Heide, halt' Dein Maul! Jetzt bin ich wieder Günther Regenstein! Sobald Etwas meinen Willen kreuzt, da hebe ich mich noch vom Sarg empor und werde Lazarus. Dieser heidnische Stockknecht erfrecht sich, einem christlichen Ritter ins Wort zu fallen, wie man einem steifen Miethsgaul, der ausreißt, in die Zügel fällt! — Wie, was! Hüte Dich vor meinem Zorne! Jener Ulrich von Magdeburg schlug mit einem Mastbaume fünfzig Preußen nieder. Das kann ich auch und will dabei lächeln, wie ein Wiegenkindlein."

Die zerfleischende Kritik blieb nicht aus. Director Heinicke hatte richtig prophezeit; der Königsberger „Freimüthige", von einem ehemaligen Danziger Oberlehrer Pflug redigirt, ein antiliberales Blatt, welches mit großer Hartnäckigkeit Jahre lang die Bestrebungen der ostpreußischen Opposition verhöhnte, beschäftigte sich mit dem „Heinrich Monte", warf allerlei satirische Streiflichter auf das Werk, besonders auf die erfolgreiche und rasche Heidenbekehrung — worin der Kritiker offenbar Recht hatte. Nur die eine Stelle hatte etwas Trostreiches, „ganz ohne Talent ist der Verfasser nicht!" Die Kritik ging von Hand zu Hand, von Bank zu Bank in der Prima; immerhin war es ein Ereigniß, daß ein Primaner nicht bloß von seinen Lehrern kritisirt wurde, sondern eine Kritik in Zeitungsblättern erfuhr. Ich selbst sollte in meiner späteren literarischen Thätigkeit noch viele hundert zerfleischende Kritiken erleben; keine aber habe ich indeß auswendig gelernt wie jene erste; die anderen wurden bald wieder vergessen, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und so oft ich auch todtgeschlagen worden, ich freute mich immer wieder meines Lebens. Aus dem „Freimüthigen" erfuhren wir auch von dem Umschwung der Dinge, der sich draußen in der Welt vollzogen hatte, von der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV., von der Huldigung der Stände und dem Verlangen derselben nach Reichsständen. Die Persönlichkeit des geistreichen Monarchen machte viel von sich reden; er besaß nicht nur eine zündende Beredsamkeit, sondern auch einen schlagenden Witz — und das hatte ihm viele begeisterte Anhänger verschafft. Einer derselben war Schulrath Lucas, der im Herbst 1841 bei

unſerem Abiturientenexamen präſidirte, bei dem ich auch das Zeugniß der Reife erhielt. Schulrath Lucas hatte kurz vorher in der Marienburg an der Nogat, dem alten Ordensſitz, deſſen Reſtitution der König in künſtleriſchem Sinne leitete, ein Hoch auf den neuen Herrſcher ausgebracht: wir ſahen dieſen Neuromantiker nun vor uns, ein Bändchen aus dem Befreiungskriege im Knopfloch, friſch und fromm zugleich, beweglich, vielſeitig und aller Pedanterie fremd. Mit großer Liebenswürdigkeit half er uns über die Klippen des Examens hinweg und lud diejenigen, welche am beſten beſtanden hatten, darunter auch mich, in ſein Haus in Königsberg ein*).

---

*) Daß ich nicht zu den Genies gehörte, ſondern zu den guten Schülern, von denen man im Allgemeinen für das ſpätere Leben geringe Erwartungen hegt, mag mein beifolgendes Zeugniß der Reife beweiſen:

I. Sittliche Aufführung gegen Mitſchüler, gegen Vorgeſetzte und im Allgemeinen muſterhaft.

II. Anlagen und Fleiß: Hat ſeine recht guten Anlagen durch einen wahrhaft wiſſenſchaftlichen Eifer ausgebildet.

III. Kenntniſſe und Fertigkeiten:

I. Sprachen: In der deutſchen: G. hat eine vollſtändige Ueberſicht über die älteren Perioden der deutſchen Literatur, iſt mit den Schriftwerken ſeit Opitz durch Lectüre und Studium vertraut und beſitzt die rühmlichſten Kenntniſſe in der neueſten Literatur. Er hat ſich auch als Dichter verſucht, und ſeine lyriſchen Productionen verdienen Anerkennung, wie er als Verfaſſer eines dramatiſchen Gedichts dichteriſche Begabung dargelegt hat. Seine Aufſätze zeugen von einem ſeltenen Grade geiſtiger Durchbildung, und er verſteht es, ſeinen Gedanken eine lichtvolle und ſprechende Geſtaltung zu geben. Im Lateiniſchen ſind G.'s Leiſtungen ausgezeichnet. Er beſitzt nicht nur Redefertigkeit, ſondern ſchreibt auch einen Aufſatz mit wohlverarbeitetem Stoffe und leicht hinfließender Latinität gleich ins Reine. Im Griechiſchen iſt G. im Stande, mit Leichtigkeit den Homer, Xenophon, Herodot und die leichteren Dialoge Platos auch ohne Hülfe des Lexikons ins Deutſche zu überſetzen. Auch hat er ſich hinreichende Kenntniſſe in den Formen und der Syntax erworben. Im Franzöſiſchen ſind ſeine Kenntniſſe befriedigend. Wiſſenſchaften: In der Religionslehre hat er ſich eine deutliche und wohlbegründete Kenntniß der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre und eine allgemeine Ueberſicht der Geſchichte der chriſtlichen Religion erworben. In der Mathematik hat er ſich durch regen Fleiß gründliche Kenntniſſe angeeignet und in ſeinen Leiſtungen überall Reife des Urtheils gezeigt. In

Ein Gefühl seliger Freiheit ergriff mich nach überstandenem Examen; vor mir lag eine Zukunft, mit der ich zunächst noch nichts anzufangen wußte, die mir überhaupt nur in dämmernden Umrissen vor Augen stand. Das gleiche Gefühl einer so tiefgreifenden, Alles umwälzenden Aenderung hatte ich aber bei keiner späteren Wendung in meinem Leben.

Mein Vater hatte inzwischen sein Gut verkauft, das ihm nur Gelegenheit gegeben, seine stets rege Bauluſt zu befriedigen, indem er ein neues Wohnhaus und eine neue Scheune anbaute, während das Gütchen wohl in anderer Hinsicht nicht seinen Erwartungen entsprach. Wie oft bin ich durch die leichte Thalsenkung auf dem Feldpfad den Hügel hinausgewandert, wo die Besitzung lag, habe mich am Fortgang der Bauten erfreut und an der schlichten, aber anmuthigen Aussicht auf die Kreisstadt und die umgebenden Felder und Wälder. Mein Vater war mit der anderen Familie nach Königsberg vorausgereist, wo er jetzt seinen Wohnsitz aufschlug, um mich, den jungen Studenten, bei sich im Hause zu behalten. Ich folgte bald, nachdem ich mich noch vorher in aller Eile in die hübsche Tochter des Kreischirurgen verliebt hatte, der mir in seinem Hause ein Asyl geboten. Sie hat nie etwas davon erfahren, so platonisch war diese Liebe, und doch war sie bei mir selbst zum ersten Male

---

den Anfangsgründen der Differentialrechnung besitzt er hinreichende Kenntnisse. In der Physik sind sie ebenfalls befriedigend. Dem Studium der Geschichte hat er sich mit regem Eifer gewidmet und sich in allen Theilen derselben gründliche Kenntnisse erworben; auch in der Geographie sind dieselben genügend. In der Propädeutik zur Philosophie hat er den gegebenen logischen und psychologischen Stoff nicht bloß gut aufgefaßt und zu einem deutlichen Bewußtsein gebracht, sondern ihn auch zu einem selbstständigen Denken benutzt. In der Naturgeschichte sind seine Kenntnisse befriedigend. Fertigkeiten: G. hat hier nicht Gelegenheit gehabt, sich im Zeichnen und Gesang weiter fortzubilden. Die unterzeichnete Prüfungscommission hat ihm demnach, da er jetzt das hiesige Gymnasium verläßt, um Rechtswissenschaft zu studiren, das Zeugniß der Reife ertheilt und entläßt ihn unter den besten Hoffnungen und Wünschen. Rastenburg, den 16. October 1841. Königliche Prüfungscommission.

ſtark mit ſinnlichen Regungen untermiſcht. In meinen Träumen lag ſie in meinen Armen, — ein Glück, das bisher noch keine ſterbliche, auf Erden wandelnde Schönheit genoſſen.

Bald trug mich über das rumpelnde Straßenpflaſter und die endloſe Chauſſee die gelbe Poſtkutſche der Pregelſtadt einer Zukunft entgegen, die mit glänzenden Möglichkeiten meine Phantaſie berauſchte.

Aus meiner Studentenzeit.

I.

Um die alte Königsstadt Ottokar's, die ich als junger Student 1841 betrat, wehte ein prächtiger Frühlingshauch. Vormärzliche Zeit — wie wenige der jetzt Lebenden kennen sie und vermögen nachzuempfinden, was damals die Gemüther bewegte. Selbst vorzügliche Geschichtsschreiber wie Heinrich von Treitschke, welche die Chronik jener Jahre gewissenhaft aufzeichnen, deren Darstellungsweise außerdem einen warmen Pulsschlag hat, mögen ein getreues Geschichtsbild geben, aber für das rechte Stimmungsbild fehlen ihnen doch die Farben. Zwei Generationen sind seitdem ins Grab gesunken, das jetzige Geschlecht ist gänzlich anders gestimmt und geartet. Damals streute man singend im goldenen Frühschein die Saat in die Furchen; heute erntet man in Hemdsärmeln in der heißen Sonne und prügelt sich gelegentlich beim Erntefest.

Ich habe wenig Altersgenossen, die jene Epoche miterlebt haben, und wenn sie darüber berichten, aus ihrem eigenen Leben schöpfen können.

Meine Sturm- und Drangepoche fällt in diese Zeit, deren Sturm und Drang sie widerspiegelt. Nicht über große Haupt- und Staatsaktionen habe ich zu berichten, aber über manche Augenblicke schöner Begeisterung und über viele Persönlichkeiten, welche damals eine Rolle spielten und deren sich, um mit Hegel zu sprechen, die List der Vernunft bediente, um ihre Zwecke zu erreichen.

Ich hatte, abgesehen von meiner Durchreise durch Berlin, keine größere Stadt gesehen als Königsberg, und vielen angesehenen Bewohnern der ostpreußischen Hauptstadt ging es nicht besser. Ich brauchte gar nicht an Kant zurückzudenken, für welchen die Stadt der reinen Vernunft der Punkt des Archimedes war, von dem aus er die Welt bewegte, der aber über das Weichbild derselben nicht weiter hinausgekommen als sein Vater, welcher dort ehrsamer Sattler war; nein, noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts brauchte man, um nach Berlin zu kommen, eine Postfahrt von 3 Tagen und 3 Nächten, und eine solche Reise zu machen, gehörte damals ein ebenso kühner Entschluß wie ihn heute ein Afrikareisender braucht, der sich zur Erforschung des schwarzen Erdtheiles auf den Weg machen will. Königsberg lag weit ab vom Weltverkehr, aber es genügte den Königsbergern und den Ostpreußen; es war die stolze Hauptstadt der Provinz. So erschien mir auch die Stadt groß und bedeutend, und ich fühlte mich in gehobener Stimmung, wenn ich durch ihre Straßen wanderte. Wie mannigfach waren die Eindrücke, die sich mir aufdrängten. Königsberg ist keine eintönige Stadt, keine langweilige Residenz, auch keine einseitige Handelsstadt; sie hat etwas zusammengeschleudertes, es ist wahr, und hatte es damals noch mehr als heute. Mit wenigen Ausnahmen, zu denen die hanseatische Patricierstraße, die Kneiphöf'sche Langgasse, in erster Linie gezählt werden muß, hatte keine Straße eine ausgeprägte Physiognomie, und keine blieb sich gleich; sie begann vielleicht mit einigen stattlichen Bauten und endete nahe an den Thoren mit einstöckigen Hütten, die kaum aus der Erde hervorzukriechen schienen; groß und klein, alt und neu, alles stand durcheinander; Häuserfronten gab es gar nicht; wie Bandwürmer zogen sich vom Mittelpunkte der Stadt aus lange mit Häusern besetzte Fahrwege nach allen Richtungen hin, der Sackheim, der Tragheim, der Roßgarten, der Steindamm, ja das alte Schloß des Ottokar, zu dem die Straßen etwas mühsam heraufklimmen und das als deutsche

Ordensburg auf mich, den Dichter des „Heinrich Monte“, besonderen Reiz ausübte, gab von jener Buntscheckigkeit, welche die Pregelstadt auszeichnet, eine sehr beweiskräftige Probe; der eine Flügel des stolzen Schlosses hatte einen von den Beamten eifrig besuchten Weinkeller, das Blutgericht genannt; darüber befand sich die Schloßkirche, in welcher der Generalsuperintendent Sartorius damals seine glaubensstarken und sittenstrengen Strafpredigten hielt, und später König Wilhelm I. gekrönt wurde und über der Kirche der Moskowitersaal, einer der größten Säle, von denen die Baukunst zu erzählen weiß, wo die Bälle der Wintersaison stattfanden. Weinkneipe, Kirche und Tanzsaal, — mehr kann man von einem Schloßflügel nicht verlangen! Einen einheitlichen Charakter zeigte eigentlich nur der Löbenicht; er sah aus wie das große Brauerviertel einer flamländischen Stadt, und ein in die Stadt verirrtes landschaftliches Bild bot der Schloßteich mit seinem stillen Spiegel, der Fußgängerbrücke, den malerischen Gärten und Häusergruppirungen seiner Umgebung. Die Handelsstadt Königsberg aber zeigte sich an der grünen Brücke, wo der Pregel Schiff an Schiff mit dichtem Mastenwald trug und die langen Speicherfronten hinauf und herunter Waaren aus allen Zonen ihren Weg nahmen.

* * *

Die Universität, der ich nun angehörte, seitdem ich den Albertus mit Stolz an der Mütze trug, gemahnte wie der abgetragene Frack eines alten Magisters — wäre nicht die Stoa Kantiana hinter dem Dom gewesen, die eine enge, aber sehr weihevolle Promenade für die gelehrten Peripatetiker, Lehrer und Schüler war — dies schlottrige Gebäude mit seinen wenigen Hörsälen und vielen Hörwinkeln würde in meiner Erinnerung nur eine sehr triste Stelle einnehmen. Und doch welche Anregungen und auch welche Erlebnisse knüpfen sich an die alte Albertina am Pregel! Gegenüber dem prächtigen Universitätsgebäude auf

dem Königsplatz kann das alte Gemäuer in der Erinnerung nur einen sehr wehmüthigen Eindruck machen. Für Spätergeborene ist es nicht viel mehr als eine todte Ruine, aber für mich spricht es immer noch eine lebendige Sprache, wenn ich der alten Zeiten gedenke, die damals so jung waren wie mein Geist und mein Herz.

Ich wurde immatrikulirt und in die juristische Fakultät aufgenommen; gleichwohl war das erste Colleg, das ich besuchte, ein theologisches, und ich muß bekennen, daß ich gleich aus diesem ersten Colleg hinausgelaufen bin, nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit vielen anderen; ja gleich am ersten Tage, an dem ich meinen Fuß in die Albertina setzte, half ich demonstriren und machte mit den anderen Politik. Die Demonstrationen waren damals an der Tagesordnung; sie waren nicht bloß Heldenthaten der guten Gesinnung, sondern auch amüsant. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht verbreitet, daß etwas im Werke sei. Die Losung war Professor Haevernick, und welcher Fakultät man auch angehören mochte, es galt sich vor dem neuen Katheder des neuen Professors der Theologie einzufinden, der eben von dem Cultusminister Eichhorn nach Königsberg berufen worden war. Haevernick gehörte der orthodoxen Richtung an: das genügte damals, um ihn mißliebig zu machen. Mißliebiger wurde er noch durch seine Antecedentien: man erzählte sich von ihm, daß er gegen die Halle'schen Professoren Wegscheider und Gesenius feindlich aufgetreten sei, indem er bei der beabsichtigten Maßregelung dieser freisinnigen Theologen sein Collegienheft hingegeben habe, um sie zu stürzen. Ob mit Recht oder Unrecht — wer hatte Zeit oder Lust, das zu untersuchen? Er war einmal gezeichnet, hic niger est — und die Studentenschaft wollte ihm dies Zeichen noch tiefer auf die Stirn einbrennen. Alle, alle kamen; wie ein Triumphator stand der Professor auf dem Katheder, sich seiner glänzenden Popularität erfreuend; doch kaum hatte er von seinem theologischen Werg die ersten Sätze gesponnen, da entleerte sich der Saal mit lawinen-

artiger Geschwindigkeit; die Studirenden aller Fakultäten polterten die Treppe herunter, und nicht zwei mildthätige Seelen blieben zurück, um ein Collegium bilden zu helfen; die leeren Bänke starrten gespenstisch auf den verdutzten Professor, der eben erst sein „blühendes Glück“ überschaut hatte, doch das Unglück schreitet schnell!

Das war mein erstes akademisches Meisterstück; doch solche herzerfreuende Skandäle gab's nur an rothen Kalendertagen; an den anderen hieß es arbeiten und stillsitzen. In einem der Hörsäle der baufälligen Albertina versammelten sich die juristischen Novizen, um sich in die Institutionen einweihen zu lassen und die ersten Blumen auf jenem Anger des römischen Rechtes zu pflücken, der so reich ist an Disteln und Dornen, und auf welchem mancherlei Nüsse wachsen, die der menschliche Scharfsinn nur mit großer Mühe zu knacken vermag. Auf den Katheder stieg ein junger Professor, ungefähr 30 Jahre alt, von ausdrucksvollen Zügen und stattlicher Repräsentation. Es lag in seinem Auftreten und Erscheinen etwas Würdevolles, was über die Lebensjahre des jungen Gelehrten hinausging; doch streifte diese Gemessenheit durchaus nicht an Pedanterie. Im Gegentheil, eine gewisse Eleganz war in seiner Toilette unverkennbar, etwas Behagliches und Vermögliches, was wir bei wenigen anderen Docenten der Universität zu entdecken vermochten. Es hatte alles seine Art, wenn er den Hut ablegte, den Rock aufknöpfte — man glaubte immer, es müsse ein Ordensstern dabei zum Vorschein kommen. Sein Kopf gehörte in jene Klasse der Jupiterköpfe, wie sie Goethe, Varnhagen und andere berühmte deutsche Männer besaßen, nur daß dieser Zeus noch sehr jugendlich war und dabei eine leise, aber interessante alttestamentliche Schattirung nicht verleugnete. Kräftig und voll war das Organ des Vortragenden, der Vortrag selbst von außergewöhnlicher Sicherheit in der Sprachbeherrschung, niemals verlegen um den bezeichnenden Ausdruck, niemals überstürzt und überhastet. Weit entfernt von todtem Diktat, war er vielmehr eine lebendige

Unterhaltung; er verlangte von dem Hörer Antwort und Gegenrede; er wandte sich an ihren Scharfsinn, er wußte ihnen den Stoff interessant zu machen und ihn um so mehr ihrem Gedächtniß einzuprägen, je mehr sie ihn selbstschöpferisch sich angeeignet hatten. Einige Nuancen des Vortrags erinnerten an große Meister des Fachs; namentlich wollte man in der Handhabung des Schnupftuches das Muster Savigny's und seiner Vortragsweise wiedererkennen. Ueberhaupt wußte man viel von dem jungen Professor zu erzählen. Er gehörte zu den frühreifen Talenten; schon mit sechzehn Jahren hatte er das Abiturientenexamen gemacht, mit neunzehn die juristische Doktorwürde errungen. Er war während der Julirevolution in Paris gewesen; er hatte Goethe besucht, und der Altmeister deutscher Dichtung hatte seiner in einem Briefe an Zelter gedacht. Mit sechsundzwanzig Jahren war er ordentlicher Professor der Rechte an der Königsberger Universität geworden und zugleich Beisitzer des ostpreußischen Tribunals. Eine so rasche Laufbahn konnte nur ein bedeutender, glänzender Kopf zurücklegen. Die Gelehrsamkeit freilich, welche den Werth des Mannes mißt nach der wissenschaftlichen Leistung, nach der Bedeutung der veröffentlichten Schriften oder gar nach der Masse der zu Tage geförderten Makulatur, war wenig geneigt, den jungen Professor als „voll" gelten zu lassen; denn es war leider damals eine unbestreitbare Thatsache, und sie ist es auch später geblieben, daß er außer einigen akademischen Gelegenheitsschriften, deren erste Hälfte sich oft jahrelang vergebens nach der zweiten sehnte, kein wissenschaftliches Werk veröffentlicht hat, welches ihm auf eine Stelle neben Savigny, Vangerow oder Windscheid Anspruch verschafft hätte. „Nulla dies sine linea" stand nicht in dem Wappen des geborenen Präsidenten, welcher zweimal sich mit der deutschen Kaiserkrone auf den Weg machen sollte, einmal nach Berlin, einmal nach Versailles und das zweite Mal mit besserem Erfolge.

Jener junge Gelehrte war niemand anderes als Martin

Eduard Simson, später der Präsident des Frankfurter Parlaments und der deutschen Reichstage, einer der hervorragendsten politischen Würdenträger deutscher Nation. Ich nannte ihn eben den geborenen Präsidenten, und er war es in der That; er besaß alle Eigenschaften, welche erforderlich sind, eine große Versammlung von Volksvertretern und Notabilitäten jeder Art zu leiten: würdige Repräsentation, seltene Klarheit, die rasch den Kern der Dinge erfaßte, eine Bestimmtheit und Schärfe des Geistes, welche für die zusammenfassenden Abschlüsse und Fragestellungen unerläßlich ist, vor allem aber eine Toleranz und Unparteilichkeit, welche die verschiedensten Anschauungen gewähren ließ, fern von jeder Erbitterung, von jedem fanatischen Parteihaß, wie Zeus herabsieht auf das Kampfgetümmel der Troer und Hellenen und mit gleicher Ruhe auch den rabenschwarzen Aethiopen sein olympisches Antlitz zuwendet. Simson war nicht bloß ein anregender Docent; er war auch außerhalb der Collegien ein liebenswürdiger Schutzpatron und Freund seiner Jünger. Wie kein anderer verstand er auf dem Katheder und dem Forum den Faltenwurf der Toga um sich zu breiten, aber in seiner Häuslichkeit und auf Spaziergängen war er ein aufgeknöpfter, geistreicher Gesellschafter. Seine Wohnung auf der Kneiphöf'schen Langgasse hatte patricischen Comfort; er bewohnte eines jener schmalen, aber tiefen hanseatischen Häuser, welche dieser Straße mit ihren Vortreppen ein patriarchalisches Ansehen geben. Durch lange Vorsäle und über mehrere mit Teppichen belegte Treppen hinauf gelangte man in das Allerheiligste des Studirzimmers. Für einen jungen Musensohn hatten diese stattlichen Vorhallen, die zum Tempel führten, etwas sehr Feierliches, und er trat in dieselben ein in der gleichen Stimmung, in welcher der Schüler in des Professors Faust magischem Studirgemach erscheint. Oft ging ich mit meinem Lehrer, der mich in die Geheimnisse der Institutionen und später auch in die der Pandekten, in diese den Schachräthseln und Schachvarianten so verwandten Aufgaben des juristischen Scharfsinns einweihte, auf dem

„Bohlensteg" der „Hufen" spaziren, welcher jetzt auch den Festungswerken von Königsberg zum Opfer gefallen ist. Dies war ein idyllischer Spaziergang zwischen den Gärten und an Landhäusern vorbei, auch nicht ohne literargeschichtliche Erinnerung; denn gleich der erste Garten zur Rechten mahnte an den Königsberger Humoristen Hippel und seine „Lebensläufe in absteigender Linie". Das hölzerne Trottoir der zwei nebeneinanderliegenden Bohlen machte auf Eleganz nicht den geringsten Anspruch. Unsere Unterhaltungen und Debatten drehten sich um die Philosophie, welche damals mehr an der Tagesordnung war als in unserer jetzigen Zeit. Simson war ein Schüler Herbarts, der als ein eleganter Docent mit Sporenstiefeln und der Reitgerte, als Freund und Kenner der Musik und Mathematik noch im Gedächtniß seiner Hörer fortlebte; wir jüngeren aber besuchten die geistreichen Vorlesungen von Karl Rosenkranz und schworen auf Hegel und seine Weisheit. Simson begnügte sich indeß nicht mit jener vornehmen Verachtung, welche viele der damals in Ostpreußen weitverbreiteten Herbartianer zur Schau trugen; er hörte als Professor auch die Vorlesungen seines Collegen mit an, um an der Quelle die Kenntniß des ihm fremdartigen und widerstrebenden Systems zu schöpfen, welches Samland, Natangen und Masuren auf einmal mit Anhängern des Absoluten bevölkerte.

Karl Rosenkranz selbst hat auf meine Entwickelung einen sehr wesentlichen Einfluß ausgeübt; er hat mich in die Hegel'sche Philosophie eingeführt, deren Bedeutung ich noch heutigen Tags hochschätze, trotz der schrullenhaften und der spinnwebigen Dialektik auf manchen Seiten der Logik und Phänomenologie; doch er ist der bedeutendste Geist unter den neueren Denkern, und keiner hat größere Gesichtspunkte, keiner eine so großartige Architektonik des Gedankenbauwerks. Einst war er ein Beherrscher des preußischen Beamtenthums; das hatte mit der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV., der in andere Bahnen einlenkte, aufgehört. Der alte Schelling war

der Vertrauensmann des neuen Monarchen. Die Generale hörten jetzt bei diesem in Berlin mit den jungen Studenten zusammen und brachten ihre für die Taktik und Strategie sehr unnöthigen Collegienhefte über die Philosophie der Mythologie nach Hause; aber die Beamtenwelt gehörte doch der Altenstein'schen Schule an, und alle hatten ihren Hegel gründlich studirt; er war selbst eine Klippe bei den Staatsprüfungen gewesen, denn man war nie sicher, daß ein Examinator einen Abstecher in das Gebiet des Ansichseins und Fürsichseins machte und den darin nicht gut beschlagenen Candidaten aufs Glatteis führte — das ist jetzt anders geworden! Hegel's Werke liegen wie Blei in den Lagerhäusern der Firma Duncker und Humblot; an ihrer Quelle zu schöpfen fällt der strebsamen Jugend nicht mehr ein; da gibt es viel bequemere Philosophen, mit denen sich gut auskommen und deren Weisheit sich auch in gesellschaftlichen Kreisen erfolgreich verwerthen läßt. Doch man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß die Hegel'sche Philosophie mit Hegel's Werken zugleich in den Lagerhäusern des Leipziger Buchhändlers einen Todesschlaf schliefe; sie ist in die ganze geistige Atmosphäre des Jahrhunderts übergegangen; Modephilosophen, wie Eduard von Hartmann und selbst Nietzsche haben von Hegel viel gelernt und manche Grundanschauungen seiner Philosophie im Bewußtsein der Gegenwart wach gehalten. Mir selbst ist sein strenges Denken stets wohlthuend gewesen als Gegengewicht gegen den leichten Ton der Tagespresse und der geistreichen oder geisthaschenden Aphoristik, und auch heute nehme ich oft aus meiner Bibliothek einen Band seiner Werke heraus, die ich mir schon auf der Universität aus meinen Ersparnissen angeschafft, und vertiefe mich in die Logik und Phänomenologie mit einem höchst anachronistischen Interesse.

Karl Rosenkranz war auf dem Katheder kein Cavalier wie Herbart, kein Würdenträger wie Simson; er hatte weder die aristokratische noch die juristische Vornehmheit; aber sein liebenswürdiges Naturell, seine geistige Beweglichkeit gewannen ihm

bald alle Sympathien. Schlank, etwas vornübergeneigt, mit raſchem Schritt ging er durch den geräumigen Hörſaal auf den Katheder zu; ſeine Geſichtszüge hatten nichts Bedeutendes, man möchte ſagen, faſt etwas Harmloſes; aber er hatte ein ſprechendes Auge, und ſein Vortrag war überaus fließend, geläufig, warm; er war anſpruchslos zugleich und überzeugend. Eine unglaubliche Beleſenheit in allen Fächern und in allen ſchönen Literaturen gab ihm ſtets eine Fülle von Beiſpielen an die Hand, womit er die ſtrenger gefaßten Paragraphen illuſtrirte, ſo beſonders in der Pſychologie, die an ſich wohl zu den ſchwächſten Seiten des Hegel'ſchen Syſtems gehört. Sehr intereſſant war ſein Colleg über Schelling, er ſaß über den damaligen Berliner Machthaber ſtreng zu Gericht. Daß ich dem Philoſophen perſönlich näher trat, lag auch daran, daß er auf die Jungdeutſchen, beſonders auf Karl Gutzkow große Stücke hielt. Oft kam ich zu ihm, und ebenſo oft ging ich mit ihm ſpaziren; ich machte ihn zum Vertrauten meiner dichteriſchen Entwürfe und Erzeugniſſe; er war bei aller Milde ſeines Weſens doch ſcharf in ſeiner Kritik und iſt mir in hohem Grade förderlich geweſen, allerdings noch mehr bei meinem ſpäteren Aufenthalt in Königsberg, als in dieſer erſten Epoche.

Von den übrigen juriſtiſchen Profeſſoren war mir am meiſten Sanio ſympathiſch, ein trefflicher Herr, ſchlicht, gediegen, kenntnißreich; bei ihm hörte ich römiſche Rechtsgeſchichte und war ein eifriger Schüler des von ihm geleiteten juriſtiſchen Seminars. Durch eine Arbeit über die „condictio causa data causa non secuta“ errang ich hier ſeinen Beifall und die erſte Nummer, was mir bei meinen ſpäteren Conflikten mit den akademiſchen Behörden ſehr zu ſtatten kam. Wie Sanio waren auch die anderen Vertreter der juriſtiſchen Fakultät außer Simſon ſchlichte, in einfachen Verhältniſſen lebende Männer; von dem Luxus und dem geſellſchaftlichen Glanze, den heutigentags einzelne Lehrer der großen Hochſchulen entfalten, konnte damals keine Rede ſein. Da gab es keine Wohnungen mit fürſtlicher Ein-

richtung, keine Salons mit großen Tanzgesellschaften; es waren recht kleine ganze oder halbe Etagen in den engbrüstigen Königsberger Häusern, in denen sich die Männer der juristischen Fakultät einquartirt hatten; ich besinne mich noch, daß der Professor des Kirchenrechts eine Wohnung ohne jeden Vorflur inne hatte. Wenn man die Treppe heraufkam und an die erste und einzige Thüre der Etage anklopfte, so befand man sich gleich, sobald sie geöffnet worden, im Studirzimmer des Professors. Auch die verschiedenen Wohnungen von Rosenkranz waren sehr einfach; in der Regel mußte man den Philosophen in einer Dachmansarde suchen, während die Familie in einem unteren Stockwerk wohnte — nun, das Haus von Kant in der Prinzessinstraße war ja auch kein Palazzo.

So eifrig ich die Vorlesungen besuchte, so war ich doch kein Stubenhocker, der sich von studentischen Verbindungen und Vergnügungen abschloß. Als Rastenburger Abiturient hätte ich eigentlich in die Landsmannschaft der Masuren eintreten müssen; dort fand ich viele frühere Primaner und auch die meisten Mitschüler wieder. Doch der Kneipcomment mit seinen Päpsten, Cardinälen und sonstigen Trinkkunststücken ging über meine Leistungsfähigkeit hinaus. So war ich der Einladung eines jungen Studenten mit blaugoldner Mütze gefolgt und in eine Kneipe der Gothia eingetreten. Die Gothia war ein Kränzchen der Albertina, der allgemeinen Studentenverbindung mit burschenschaftlichen Tendenzen, die eine ganze Zahl von Kränzchen: Borussen, Hochheimer, Teutonen in sich schloß, aber auch eine Menge von Studenten, die keinem dieser farbentragenden Verbände angehörten. Hier herrschte ein Ton, der mir weit besser behagte. Wenn man einem dieser tapferen Gothen auf die Bude rückte, so klangen einem alsbald Herwegh'sche Verse entgegen:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn."

Dergleichen war Wasser auf meine Mühle, und so sprang

ich denn alsbald bei der Gothia ein und trug drei Semester hindurch ihr goldgesäumtes blaues Band. Doch die Albertina selbst war kein leerer Wahn; sie vereinigte in ihren Versammlungen und Commersen alle ihre Mitglieder, welchem Kränzchen sie auch angehören mochten. Ein junger Kurländer, ein Mediciner, hatte mich für die Gothia eingefangen; zu ihren bemoosten Häuptern gehörten besonders Juristen, die dicht vor dem Examen standen, dem damaligen Auskultatorexamen, denn es gab drei Staatsexamina, darunter waren flotte und gescheute Leute. Die geistige Blüthe der Albertina gehörte zwar anderen Kränzchen an, besonders der Borussia, dem kleinsten und vornehmsten derselben; doch wir kamen ja bei den allgemeinen Versammlungen mit allen in nähere Berührung. Der Borussia gehörten zwei spätere Excellenzen an. Ein stattlicher, hochgewachsener und dabei kräftiger Student war Robert von Keudell, zugleich von biederem Wesen und feiner Bildung, später die rechte Hand des Fürsten Bismarck im Kabinett wie auf den Schlachtfeldern von Böhmen und Frankreich, in seiner Kürassieruniform so mächtig und wuchtig wie der Kanzler, später Gesandter in Konstantinopel und Botschafter in Rom, wo er den Deutschen im Palazzo Caffarelli eine gastliche Stätte bereitet hatte, ein gewandter Stilist und ausgezeichneter Klavierspieler. Das sah man dem blonden, kräftigen Ostpreußen nicht an, daß er später eine so bedeutende Rolle in der Welt spielen würde. Und ebenfalls ein Borusse war der Westpreuße Hobrecht, später Oberbürgermeister von Breslau und Berlin, preußischer Finanzminister und bis in die jüngste Zeit ein Führer der nationalliberalen Partei. Beide betheiligten sich bisweilen an den Debatten in den regelmäßigen Sonntagsversammlungen der Albertina, wo auch ich mir meine parlamentarischen Sporen verdiente. Einer der gewandtesten Redner war Kreyssig, der auf der Tribüne eine bevorzugte Stelle einnahm, eine Art von Diktator, mit dem ich manche Lanze brach; später hat er sich als Pädagog, als Literarhistoriker, als Erläuterer Shakespeare's einen Namen ge-

macht; jetzt weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Ebenso wenig der Königsberger Kirchhoff, später berühmter Physiker in Heidelberg und Berlin, der die Sterne zwang, ihm die Geheimnisse ihrer Stoffe zu offenbaren, und dessen Name mit der Wissenschaft der Spectralanalyse für immer verknüpft ist. Auch Walter Rogge aus Elbing gehörte der Verbindung und zwar dem Kränzchen Teutonia an; er hat sich später als Publicist ausgezeichnet; Aufsehen erregte seine im Jahre 1857 erschienene Schrift: „Parlamentarische Größen“ durch treffliche Porträtirung der damals genanntesten Politiker, wie er später, nachdem er nach Wien übergesiedelt war, die neueste österreichische Geschichte in mehreren, verdienstlichen, mit vieler Schärfe abgefaßten Werken behandelte.

Als ich immatrikulirt wurde, hatten zwei Hauptredner der Studentenschaft gerade die Universität verlassen; man sprach noch viel von ihnen; ihr Angedenken war noch frisch bei der Menge. Es waren entschiedene Gegner, der eine der Vertreter des nüchternen Verstandes, der andere derjenige eines oft exaltirten Enthusiasmus; der eine ein kleines, altkluges, rechthaberisches Männchen, dessen unfehlbare Logik mit ihrer schneidenden Messerschärfe niemals Eindruck zu machen verfehlte; der andere eine athletische Figur, leiblich und geistig muskelstark, voll genialer Lebensäußerungen, jener ein Gegner jeder Romantik, dieser ganz Sturm und Drang. Der erste ging später unter die Literarhistoriker mit einer kleinen kritischen Guillotine, mit welcher er besonders die Poeten heimsuchte und machte eine Zeitlang seinen Namen zum Schrecken für alle bilderreichen Lyriker. Man schwur auf seine Autorität, und keine mildthätige Seele hob den Dichter auf, den er fallen ließ. Wer kennt nicht Julian Schmidt, den „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte“ in der Kritik, das Orakel der ewig Nüchternen? Sein Gegenpol war Albert Dulk, der Dichter des von feurigem Emanzipationsdrang beseelten Dramas „Orla“, eine jener genialen Naturen, welche sich mit dem Herkommen überwerfen und phantasievoll und

willensstark nur ihrem eigenen Gesetze folgen. Diesen Kraftmenschen konnte man sich denken mit der Keule des Herkules bewaffnet, während sein Gegner ihm mit dem Lineal des Magisters gegenüberstand. Dulk war ein gewaltiger Turner und Schwimmer; in dem ostpreußischen Seebade Crantz sah man, wenn der Sturm die Wogen aufthürmte, wenn alle Badeplätze abgesperrt waren, einen einzigen kühnen Schwimmer mit den schaumspritzenden Wogen ringen; es war Albert Dulk, der später der Schwimmkunst des britischen Lords ein Paroli bot und wie dieser über den Hellespont, über die ganze Breite des Bodensees in dreistündiger Tour schwamm. In einigen meiner Romane, in den „Welken Blättern“ und „Romeo und Julia am Pregel“ habe ich Züge von dem Charakterbild Albert Dulks bei je einer der originellen Hauptgestalten verwerthet; doch sollten sie sich keineswegs mit dem Dichter decken, dem ich später näher trat; er war mir nur ein Halbmodell für ostpreußische Genialitäten.

In meinem Familienheim hatte sich indeß Trauriges begeben; ich hatte meine liebe Mutter verloren. Ihre Kränklichkeit hatte von Jahr zu Jahr zugenommen, und doch kam der Tod unerwartet. Ich hatte gerade einen Ausflug nach Rastenburg gemacht, um die Stätten meiner Primanerzeit noch einmal zu besuchen, als mich die Kunde von der plötzlichen schweren Erkrankung traf. Ich eilte nach Hause so rasch wie es die gelbe Postkalesche zuließ und fand sie nicht mehr unter den Lebenden. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich; hier war ein Leben abgeschlossen, das nur hingebender Liebe gewidmet war, und dieser selbst verdankte sie die einzige Freude in einem oft beklemmenden, schmerzlichen Märtyrerdasein. Alle meine Erfolge waren ihre Erfolge, mein Glück das Ihrige; es ist ein unersetzlicher Verlust, ein Wesen zu verlieren, das so unser ganzes Leben mitlebt. Ich war eine Zeitlang untröstlich; später schöpfte ich Trost, nicht aus den „Stunden der Andacht“, sondern aus Ludwig Feuerbach's „Wesen des Christenthums“; es war ein philo-

ſophiſcher Troſt, die Fügung in das Unvermeidliche, und darauf kommt zuletzt auch der Troſt der Religion heraus. Innigen Antheil zeigte mir die Familie des Schulraths Lucas, in der ich inzwiſchen heimiſch geworden; ſie war mit Töchtern geſegnet, von denen ſpäter eine auch als Schriftſtellerin durch türkiſche Novellen und ägyptiſche Reiſeſkizzen ſich hervorgethan; es waren liebe anſpruchsloſe Mädchen. Anfangs wohnte der Schulrath im Kneiphöf'ſchen Gymnaſium, nachher am Schloßteich; der Blick aus den Fenſtern ging auf das liebliche ſtädtiſche Landſchaftsbild. Acht Töchter, ich weiß ihre Zahl nicht mehr genau; doch es war gewiß keine kleine Sorge für die Eltern, und alle haben ſich nachher tüchtig durchs Leben geſchlagen. Einmal erſchreckte mich faſt der zufällige Anblick des Schuhwaarenlagers in einem von den Töchtern bewohnten Zimmer: ſechzehn Paare nebeneinander für acht Paar Füßchen. Es war, wie wenn die Geſchwiſter des Däumlings beim Rieſen ſich ihres Schuhwerkes entkleidet hätten; doch wie die Füßchen verlangten auch die Köpfchen ihr Recht, und alle waren in guter Schule herangebildet. Zu den Lieblingen des Schulraths gehörte Shakeſpeare; er wurde anfangs deutſch, ſpäter auch engliſch geleſen, denn die Töchter hatten dieſe Sprache ſtudirt. Sie betheiligten ſich an einem Tanzkränzchen, in dem auch ich als ein wenig begabter Jünger der Terpſichore meine erſten Pas lernte. Mit Walzer und Galopp mochte es gehen, ſobald einmal richtig angetreten war, doch die Marzurka bereitete ſtets neue Schwierigkeiten. Das Kränzchen wanderte natürlich von Haus zu Haus, vom Schulrath zum Juſtizrath, vom Juſtizrath zum Gerichtsrath und verurſachte bei den meiſt beſchränkten Räumlichkeiten faſt ſo viele Umſtände wie ein Umzug. Da wanderten die Bettſtellen und Betten auf den Boden, um die Schlafzimmer ſalonfähig zu machen. Und doch war's oft ſo eng, daß man ſich kaum rühren konnte und ſelbſt in der „guten Stube" mit einigen Nipptiſchmöbeln, die nicht ausgeräumt werden konnten, in gefährliche Berührung kam. Difficile est satyram non scribere — über

dieſe Geſelligkeit in Beamtenfamilien, die das Unterſte zu oberſt kehren, um aus den beſcheidenen Wohnſtuben Tanzſäle zu machen.

Bei dem Schulrath Lucas lernte ich zwei junge Damen kennen, die etwas älter waren als ich und die noch an das Backfiſchalter grenzenden, jungen Tänzerinnen, und deshalb mir anfangs einigen Reſpekt und ſpäter wachſende Sympathien einflößten. Beſonders die ältere, eine vortreffliche Sängerin mit ihrem ſchönen, volltönenden Liedervortrag, hatte ſich raſch in mein Herz eingeſchmeichelt. Es waren Töchter einer adligen Wittwe, Marianne und Franziska von L.; ſie lebten in beſcheidenen Verhältniſſen in einer Miethswohnung auf dem hinteren Sackheim. Ihre Adreſſe erfuhr ich bald, und es währte nicht lange, ſo machte ich dort einen Beſuch, nicht als Heirathskandidat— daran konnte ich ja auf lange Jahre hinaus nicht denken, ſondern als junger Hausfreund, als Dichter bei den Meiſterinnen verwandter Kunſt, denn Franziska war eine vorzügliche Klavierſpielerin. Was mich anzog, war die vollerblühte Weiblichkeit; denn ſonſt war ich nur mit älteren Damen zuſammengekommen oder mit dem jungen Nachwuchs der Tanzſtunden, dem die Evasäpfel noch zu hoch auf den Bäumen hingen. Marianne war meine erſte Liebe; ihr galt die ganze Schwärmerei meines Dichtergemüthes; ſie war die Heldin mancher kleinen Lieder, die ich damals dichtete, und in der Dichtung „Madonna und Magdalena“ war ſie das Modell der Madonna. Sie hatte aber nichts von einer verzückten Heiligen, ſie war eine friſche, lebensvolle Natur, ſtattlich, blühend und üppig. Wie viele ſchöne Stunden habe ich dort in jenem beſcheidenen Zimmer verlebt, von wo der Blick hinausging auf die Windmühlen jenſeits des Pregels vor dem Friedländer Thor. Das war an ſich ein Landſchaftsbild von holländiſcher Nüchternheit; aber dieſe ſich fern bewegenden Windmühlenflügel maßen ja mit ihrem regelmäßigen Gang die entzückenden Augenblicke, die ich in der Nähe der Geliebten verlebte, und jenes ſtille Gleichmaß ſänftigte die

Leidenschaft, die allerdings noch zu harmlos war, um das sittliche Gleichgewicht zu verlieren. Dazu kam der Einfluß der Schwester, ich möchte ihn einen neutralisirenden nennen; es ist ja nicht das erste Mal, daß Ausdrücke der Chemie auf Herzensverhältnisse angedeutet werden. Die schlanke Franziska erschien mir zwar weniger schön als Marianne, in der ein feuriges Vollblut pulsirte, doch sie war klüger, bewußter, überlegener, und sie lenkte einen Theil des elektrischen Stroms meiner Empfindungen auf sich ab. Es war zwar keine Doppelliebe, über welche sich die Psychologen und auch die Literarhistoriker, wenn sie von Bürger und Schiller erzählen, den Kopf zerbrechen; doch wenn Schiller neben seiner Charlotte von Lengefeld auch deren Schwester Karoline ins Herz geschlossen, so daß sein Briefwechsel ein unleugbares Hin und Her der Empfindungen, ein Schwanken von einem magnetischen Pol zum andern aufweist — kann man ihm daraus einen Vorwurf machen, oder kann man überhaupt die Thatsache selbst in Abrede stellen? Und so konnte ich auch bei aller Liebe zu Marianne es doch nicht hindern, daß gelegentlich auch ein warmes Gefühl für Franziska mich erfüllte, und wer kann die Grenze ziehen zwischen dem Kuß der Liebe und dem Kuß der Freundschaft? Warum ich aber bei den beiden Schwestern in Gunst stand, das wüßt' ich nicht anzugeben. Ich war kein Adonis, doch immerhin ein apartes Menschenexemplar. Was man in zärtlichen Augenblicken von mir rühmte, das waren meine Augen, die sehr feurig blicken sollten, meine Zähne, meine Haare, die dicht, voll und lang und von glänzender Schwärze auf meinen Sammetrock [illegible] wallten, über den ein riesiger Hemdkragen übergeschlagen war. Das war ein sehr auffälliger Anzug, welcher bewies, daß ich nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen gehörte; ich war ein Student, aber auch ein Dichter — und sogar berühmt, wenigstens in Ostpreußen. Dies klingt seltsam, doch berühmt zu werden ist einmal eine Sache des Glücks; man kann [illegible] nicht entgegengehen, der Ruhm kommt, und er ist da, doch [illegible] er ist der Welt nicht lange. Junge

Damen lieben den Ruhm, und da er sich selten zur Jugend gesellt, so übt er da einen doppelten Reiz aus. Ohne Frage hat er nicht unwesentlich dazu beigetragen, mir die Neigung der beiden Schwestern zuzuwenden; ich selbst trug ja meinen Ruhm zu ihnen ins Haus, die Zeitungsblätter, die Kritiken, die Bilder.

Wie dies aber gekommen, daß ich in so jungen Jahren eine Berühmtheit geworden, das will ich jetzt erzählen, indem ich auf dem Hintergrunde meines bisher dargestellten Familien- und Studentenlebens nun das damalige öffentliche Leben in Königsberg und meinen poetischen und sonstigen Antheil an demselben schildere.

* * *

Die große Huldigungsfeier in Königsberg, nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. war noch im Gedächtniß aller unvergessen, die begeisterte Anrede, die er vom Balkon des Schlosses herab gehalten.

Da hatte er gelobt, ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst zu sein; da pries er Preußens Wehrhaftigkeit ohne gleichen und die Einheit von Fürst und Volk. „So wolle Gott", rief er aus, „unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eines. Wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen nur ein einziges edelstes ist, keinem anderen Roste unterworfen als dem verschönernden der Jahrhunderte!" Die Spannung, mit welcher die Menge dieser Rede lauschte, der Eindruck derselben war ein unbeschreiblicher; ich selbst sang in einem späteren Gedichte die von Treitschke im fünften Theil seiner „Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" citirten Verse:

„Das Volk
Steht wie Danae in heißem Wollustsehnen, Glutverlangen,
Seiner Worte gold'nen Regen in dem Schoße zu empfangen."

Ein König von Preußen, der zu seinem Volke spricht und noch dazu als Redner in schönen begeistertem Erguſſe, das war etwas

Neues und Unerhörtes; denn sein Vorgänger war einer der einsilbigsten Fürsten, der auch zu den Nächststehenden im Kabinett und der Familie nur das unerläßlich Nothwendige sprach! Und nun diese feurige Beredtsamkeit auf dem Throne!

Das mußte zündend wirken; es war ein warmer Schlag, der alles entflammte, Zustimmung und Widerspruch. Die ganze vormärzliche Zeit stand unter dem Gestirn Friedrich Wilhelms IV. — er war nicht bloß der letzte Romantiker auf dem Throne; er war ein politischer Lyriker, und die ganze Lyrik war nur sein Echo. Diese Gedichte hatten ja vieles mit den Reden des Königs gemein: das hinreißend Schwunghafte, aber auch das unbestimmt Haltlose, das in eine schöne Zukunft hinwies. Die Dichter konnte man nicht beim Worte nehmen, sie hatten ein Recht auf poetische Licenz bei ihren vagen Verheißungen; aber den König nahm man beim Worte; er hatte auch in Berlin bei der Huldigung als die Eigenschaften, die Preußen nun herrlicher entfalten soll: „Ehre, Treue, Streben nach Recht, Licht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten zugleich in Altersweisheit und heldenmüthiger Jugendkraft" hervorgehoben; nun, es galt jetzt den ersten Schritt vorwärts zu thun, und die ostpreußischen Stände, in denen die Gesinnungsgenossen des Oberpräsidenten von Schön und seine nächsten Verwandten den Ton angaben, sahen diesen Schritt in der Einführung der längst verheißenen Reichsstände, um die sie in einer ständischen Denkschrift den König ersuchten.

Daß Schön, sonst dem Monarchen befreundet, wenngleich ein echter Ostpreuße, ein Kantianer, ein Gegner der politischen und religiösen Romantik, mit welcher letzteren er bei der Ausfegung des Muckerthums kurzen Prozeß gemacht, den Ständen gleichgesinnt war, zeigte er später in seiner Schrift: „Woher und wohin?", die beim König Bestürzung erregte, denn er sah auf einmal die Kluft, die sich zwischen ihm und dem vermeintlichen Freunde aufthat. Die kühne Initiative der altpreußischen Stände hatte diese Provinz in den Vordergrund gerückt; hier schien der Leuchtthurm des neuen, freien Geistes, der

eine Wiedergeburt des Preußenlandes ins Werk zu setzen suchte, errichtet; hierher wandten sich die Augen aller derjenigen, die eine Umgestaltung des bestehenden Staatswesens ersehnten; jedes neue Lebenszeichen des politischen Geistes in Ostpreußen wurde als ein Symptom von tiefgehender Bedeutung betrachtet.

Jener kurzathmigen Schrift, zu welcher sich Schön zuletzt bekennen mußte, war schon eine andere ebenso kurzathmige vorausgegangen, welche das größte Aufsehen erregte: die „Vier Fragen eines Ostpreußen.“ Solche kurze Broschüren konnten damals politische Ereignisse werden, und auch der spätere Geschichtsschreiber muß sie in seinen Annalen verzeichnen.

Es war eine Schrift von epigrammatischer Schärfe; sie forderte für das längst mündige, hochgebildete Volk Oeffentlichkeit und wahre Vertretung, nannte das Versprechen der Volksrepräsentation vom Mai 1815 gültiges Gesetz und schloß mit den Worten: die preußischen Provinzialstände sollten, was sie bisher als Gnade erbeten, als ein erwiesenes Recht in Anspruch nehmen! Der Mann der „vier Fragen“, Johann Jacoby, war ein jüdischer Arzt; er hatte durchaus nicht die trotzige Miene des Rebellen oder sonst etwas Staatsgefährliches in seinem Wesen; er sah aus wie ein menschenfreundlicher Schüler Aeskulap's und hatte sich auch als solcher bei der letzten Choleraepidemie bewährt. Sein Gesicht verleugnete nicht die jüdische Herkunft; es gehörte zu jenen milden, klaren Gesichtern, welche gleichsam die beschauliche Weisheit des Orients widerzuspiegeln scheinen; große blaue Augen erhellten die ernsten Züge des kleinen, kahlköpfigen Mannes. Ausgiebiger Redefluß war nicht seine Sache, ebensowenig funkelnder Esprit, auch hatte er für beides nicht Sinn; es flößte ihm weder Sympathie ein noch forderte es seine Anerkennung heraus. Er sprach wenig, aber treffend und bezeichnend; man hatte stets den Eindruck, daß es ihm Ernst war mit allem, was er sagte, daß er aus voller Ueberzeugung sprach. Seine im ganzen unscheinbare Persönlichkeit machte ihn weder zum Volksredner noch zum Parlaments-

redner geeignet; ihm fehlten die imponirenden Geſten; es bedurfte bei ſeinem öffentlichen Auftreten der Folie ſeines Namens, um ihm die Aufmerkſamkeit zu ſichern, die er durch klare, bündige Rede zu verdienen ſuchte. Im ganzen mochte er immerhin als geeigneter Vertreter der Stadt der reinen Vernunft erſcheinen, denn etwas von dem Hauche dieſer reinen Vernunft beſeelte ſein öffentliches Auftreten; es war dieſelbe durchſichtige, oft froſtige Klarheit, wie wir ſie in manchen Schriften des großen Königsberger Denkers finden. Doch nicht Kant, ſondern Spinoza und Leſſing waren die Geiſtesheroen, denen der Mann der „Vier Fragen“ huldigte; ſie herrſchten in ſeiner Bibliothek, auf ſeinem Arbeitstiſch, in ſeiner Gedankenwelt: ſtillwaltende Nothwendigkeit des Weltgeiſtes, Humanität, Toleranz; niemand ſchien weniger zu einem extremen Politiker geſchaffen als er, und in der That athmeten die „Vier Fragen“ einen ſehr gemäßigten Geiſt. Gegenwärtig gibt es keine Partei in Preußen mehr, die ſich nicht mit ihrem Inhalt einverſtanden erklären würde. Gleichwohl wurde Jacoby in den ſpäteren Jahren immer mehr auf die äußerſte Linke gedrängt. Der freundliche Arzt, der in ſeinem einſpännigen Doctorwagen durch die Königsberger Straßen fuhr, gewöhnt an ein ſtilles Wirken, hatte kaum dem preußiſchen Staate ſeine Mixturen, Latwergen und Pillen eingegeben, als er immer mehr zu einer hippokratiſchen Radicalcur ſchritt. Ein Nathan mit der Jacobinermütze ſcheint freilich ein undenkbares Bild, und doch iſt die Löſung des Räthſels nicht ſchwer. Jacoby war mehr Philoſoph als Politiker. Das Weſen der Philoſophie iſt die Conſequenz, das Weſen der Politik die Inconſequenz. Große Politiker ſind diejenigen, welche die augenblickliche Lage benutzen, um ihr Ziel zu erreichen. Auf eine Handvoll Widerſprüche kommt es dabei nicht an. Das Heute hat immer Recht in der Politik, wenn es auch das Geſtern Lügen ſtraft und von dem Morgen verleugnet wird. Die ſtarren Principienmänner, die Philoſophen in der Politik, welche dieſelbe für eine exacte Wiſſenſchaft halten und ihre Lehrſätze wie Eu-

clid oder mindeſtens wie Spinoza beweiſen wollen, werden raſch von der Bewegung beiſeite geſchoben. Jacoby war damals in Königsberg die Seele dieſer Bewegung. Die Leitartikelſchreiber der Königsberger Hartung'ſchen Zeitung, darunter der theologiſche Privatdocent Dr. Jachmann, wirkten in ſeinem Geiſt und folgten oft ſeinen Anregungen. Die Zeitung ſelbſt beherrſchte die Stimmung in der Provinz; von dem oſtpreußiſchen Adel war ja der Anſtoß gegeben worden zu den in den „Vier Fragen" aufgeſtellten Forderungen.

* * *

Das war die geiſtige Atmoſphäre, in welcher meine „Lieder der Gegenwart" gereift waren, die in Königsberg 1842 bei Theodor Theile erſchienen waren und raſch eine zweite Auflage erlebten. Dieſe Gedichte hatten die Cenſur paſſirt, und der Cenſor war kein anderer, als der mir befreundete Schulrath Lucas, der mir das Zeugniß der Reife ausgeſtellt und jetzt über die Kinder meiner dichteriſchen und politiſchen Unreife zu Gericht ſaß. Damals hatte Freiligrath noch nicht das Gedicht: „Im Irrenhauſe" verfaßt, in welchem er den Cenſor als einen Gedankenmörder ſchildert, der von den „blutrünſtigen Gedankenſeelen" verfolgt wird und im Irrenhauſe dem Geiſte flucht:

„Die Wahrheit ſchlägt mich ins Geſicht,
Die Freiheit bindet mir die Füße."

Doch dieſes grauſige Bild gab nur wider, wie man in damaliger Zeit ſich einen Cenſor ausmalte. In Wirklichkeit ſahen die Gedankenmörder weniger ſchreckhaft aus. Wer mich damals mit dem freundlichen Schulrath bei einer Taſſe Kaffee ſitzen und gemüthlich erwägen ſah, welches Gedicht dem Cenſurſtift zum Opfer fallen mußte, wobei freundlich verhandelt und mit Gründen und Gegengründen geſtritten wurde, der müßte in einem Cenſor ein patriarchaliſches Weſen ſehen, welches jugendlichen Uebermuth mit den Staatsgeſetzen in Einklang zu bringen

ſuchte, und die Cenſur minder ſchreckhaft finden als die Preß-freiheit mit dem Galgen daneben, wie ſie ſpäter Herr v. Thadden im vereinigten Landtag an die Stelle der Cenſur gütigſt zu ſetzen bereit war. Doch herrſchte dieſer patriarchaliſche Ton nicht bloß dort, wo perſönliche Beziehungen ihn erleichterten. Mehrere Jahre nachher verhandelte ich mit einem anderen Cenſor, einem Königsberger Polizeipräſidenten, dem ich perſönlich fern ſtand, über ein Feſtſpiel, ebenſo gemüthlich zuſammen an einem Tiſche ſitzend, nur die Taſſe Kaffee fehlte, und auch hier gelang es meiner Beredtſamkeit, dem Rothſtifte einige von mir ſehr hochgeſchätzte dichteriſche Stellen abzuſchmeicheln. Bei einer der-ſelben berief ich mich auf Goethe's Fauſt; doch dieſe Berufung wurde mit der Bemerkung abgelehnt, es wäre eigentlich viel beſſer, wenn Goethe ſeinen Fauſt nie geſchrieben hätte.

Schulrath Lucas hatte aus den „Liedern der Gegenwart" zwölf Gedichte geſtrichen, die ich auch als unrettbar aufgeben mußte; es waren allerdings die beſten, auch in dichteriſcher Hin-ſicht, denn die feurigſten Ergüſſe konnten ja bei der Cenſur am wenigſten Gnade finden. Doch wollte ich dieſelben durchaus nicht der Mit- und Nachwelt vorenthalten; ſie wanderten in die Schweiz, wo das Fröbel'ſche Verlagsinſtitut, in welchem auch Herwegh's Gedichte erſchienen waren, ſich ihrer erbarmte, ſodaß ſie bald als „Cenſurflüchtlinge" in die geheimen Fächer der deutſchen Sortimentsbuchhandlungen zurückkehrten und dort ſo wenig verborgen blieben, daß neue Auflagen ihnen nachfolgten.

Die „Lieder der Gegenwart" waren nur ein ſchmächtiges Bändchen, wie überhaupt die ganze oſtpreußiſche Literatur, die damals ſo großes Aufſehen machte, in buchhändleriſcher Hinſicht das allerbeſcheidenſte Volumen vertrat. Es waren in dieſen Liedern ſehr verſchiedene Töne angeſchlagen, und manches paßte nicht recht in das Credo des Liberalismus: Napoleon erhielt ſeinen Hymnus ebenſo gut wie Lord Byron, und ſowohl den Polen wie den Juden ward eine Elegie gewidmet. Der junge Poet konnte ſich dort mit Platen und Lenau, hier mit Karl

Beck rechtfertigen. Am eigenartigſten waren noch die Königsberger Bilder mit ihrem oſtpreußiſchen Colorit! Da wird in ottave rime die Pregelſtadt beſungen, an die Zeiten der alten, im „Heinrich Monte“ verherrlichten Freiheit der urgeborenen Preußen erinnert, und am Schluß ertönt die Mahnung:

„O, weckt, erregt mit Macht der Freiheit Funken,
Daß ſie alsbald zur neuen Flamme tagen.
Wer wagt's, den Vormund über uns zu ſpielen,
Sobald wir mündig ſind, uns mündig fühlen?“

Und in dem Gedicht „Schloß“ heißt es nach einer Polemik gegen die Krämer und Junker:

„Gläubig folgen wir dem Sterne,
Zu dem Heiland führt er hin;
Denn in Preußens echtem Kerne
Wohnt noch Preußens echter Sinn.
Träumt die Freiheit in der Wiege,
Säugen wir ſie liebend groß,
Bis ſie ſich zu Kampf und Siege
Hebt aus unſ'rem Mutterſchoß.“

Kant wird gefeiert als ein Hoheprieſter des Gedankens, und in dem Gedicht „Hoſianna“, vielleicht dem beſten der Sammlung, wird das Königsberger Muckerthum mit kecker und beißender Satyre verſpottet. Es iſt ein Monolog der Frommen, die um einen neuen Feuerregen, um eine neue Sündfluth beten:

„Doch uns, die wir im Herzen dich getragen,
Uns laß in einer Arche ſicher ſein
Und ſperre wieder wie in alten Tagen
Ein Männlein und ein Weiblein drinnen ein.“

Der lebendigſte Ausdruck der oſtpreußiſchen Zeitſtimmung war das Gedicht an Schön, der in der That das neue politiſche Leben heraufbeſchworen, wenngleich der überſchwengliche Preis des im ganzen doch nüchternen Staatsmannes über das Ziel hinausſchoß. Damals war Schön, der Oberpräſident, vom Schauplatz zurückgetreten und hatte ſeinem Gegner das Feld überlaſſen:

„Ein Cincinnatus tritt der Freiheit Held,
Jetzt schweigend ab vom Schauplatz seiner Welt,
Ja, seiner Welt, die er zur Welt gemacht,
Sie, die vorher ein Kind der dunkeln Nacht.
Zum letzten Gruß mögt ihr die Hüte schwenken,
Die Trommeln rühren und die Fahnen senken."

Daß aber in jener altpreußischen, damals nicht zum deutschen Bunde gehörigen Provinz das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Deutschland und der deutsch-patriotische Geist sehr lebendig war, das bewiesen wohl auch meine „Lieder der Gegenwart", in denen ich, Jahrzehnte vor Geibel's „Heroldsrufen", als achtzehnjähriger Student in dem Gedicht „Barbarossa" sang:

„Gieb uns zurück, was wir mit Schmerz vermissen,
Das Reichspalladium, das man uns entrissen!
Dein ein'ges, einz'ges Banner wehe wieder,
Im Morgenroth von Deutschlands Höh'n hernieder!"

Das ist der Leitton, der trotz zahlreicher Ausweichungen durch meine politische Lyrik von der alten bis in die neueste Zeit hindurchtönt. In den gemaßregelten „Censurflüchtlingen" aber war ein kräftigerer Ton angeschlagen, und auch der philosophische Radikalismus kam zu Worte.

Die „Lieder der Gegenwart" waren wie die „Censurflüchtlinge" anonym erschienen; doch da alles, was von dem baltischen Gestade ausging, damals in ganz Deutschland die größte Beachtung fand, so wurden auch die „Lieder der Gegenwart" überall, in allen Zeitungen besprochen, mehr als heutigentags die Gedichtsammlungen anerkannter Lyriker. Die „Hallischen Jahrbücher" sangen ihr Lob, und die „Evangelische Kirchenzeitung" schleuderte ihr Anathem auf dieselben; hier und dort wurde auch mein Name genannt. In Königsberg selbst kannte man mich und zeigte mit Fingern auf mich; ich wiegte mich im vollsten Sonnenschein eines jungen, sehr verfrühten Ruhmes. Dem Politiker Jacoby, dem Humoristen Walesrode stand ich jetzt als ebenbürtiger Lyriker zur Seite. Zwar hatte keine illustrirte Zeitung mein Porträt gebracht — es gab ja damals

keine illuſtrirten Zeitungen, aber ich war abgebildet auf einem Blatt, das in ganz Oſtpreußen von Hand zu Hand ging — auf einer Karikatur! Unſer an den Kladderadatſch gewöhntes Zeitalter wird es kaum faſſen können, welches Aufſehen damals ein Bild machte, wie ſie das Berliner Witzblatt ſeit Jahrzehnten allwöchentlich liefert; es war ein unerhörtes Ereigniß, daß ſelbſt der Griffel des Zeichners rebelliſch zu werden drohte. Das Blatt ſtellte dem Anſchein nach eine harmloſe Scene aus dem Leben eines Faßbinders dar, dem es nicht gelingen wollte, ein Faß, deſſen Reifen auseinanderſprangen und das aus Rand und Band ging, wieder feſtzuhämmern. Doch der nähere Anblick zeigte alsbald die ſchalkhafte Bedeutung des Bildes. Der Oberpräſident der Provinz führte den Namen Boettger und ließ ſich unſchwer in dem Manne erkennen, der ſich vergeblich damit abmühte, das Faß wieder zuſammenzuſchlagen. In dem Faſſe ſelbſt aber befand ſich der neueſte Königsberger Ausbruch, der bereits den Deckel geſprengt hatte; da guckten Jacoby, der Privatdocent Jachmann, und neben dem bärtigen Gloſſenſchreiber zu den Texten des Jahrhunderts auch mein jugendlicher langhaariger Kopf hervor; in der Hand hielt ich eine Champagnerflaſche, aus welcher der ſchäumende Wein hervorſprudelte. Um das Hauptbild aber ſchlangen ſich ſinnreiche Arabesken, unter denen auch die Apoſtel mit ihren ſinnbildlichen Thieren nicht fehlten und namentlich mein Beſchützer Lucas mit ſeinem Apoſtelthier in der vorderſten Linie ſtand. Das Bild war in der ganzen Provinz verbreitet; auf meinen Wanderungen über Land mit guten Kameraden in den Ferienzeiten kehrten wir bisweilen bei Pfarrern ein, und noch iſt mir in der Erinnerung, wie mich auf einem entlegenen Pfarrhof der Geiſtliche und ſeine Frau nach jenem Bilde wiedererkannten und den Dichter Gottſchall zu bewirthen ſich zur beſonderen Ehre rechneten — o, welche Luſt, berühmt zu ſein!

Wie ich auf dieſe Karikatur kam, weiß ich nicht, wohl aber wie ich zu einem ſchönen Porträt kam, das mit ſeiner Maler-

kunſt ausgeführt war. In Königsberg war vor kurzem eine Kunſtakademie gegründet worden, welche am baltiſchen Strande und in der Stadt der reinen Vernunft den Sinn für Farben und Formen wecken ſollte. Der Director derſelben, der Maler Roſenfelder, welcher das neue Univerſitätsgebäude ſpäter im Verein mit anderen Mitgliedern der Akademie mit allegoriſchen und hiſtoriſchen Bildern in ſchwunghafter und bedeutſamer Weiſe ausſchmückte, malte damals an einem ſeiner Rieſenbilder „Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp auf der Moritzburg“; es war ein figurenreiches Bild, und er brauchte dafür zahlreiche Charakterköpfe. Es war gefährlich, ihm bei ſeiner Studienjagd auf der Straße zu begegnen, wenn man im Geſicht irgend einen herausfordernden Zug, eine kühngeſchwungene Naſe, ein paar feurige Augen oder ſonſtige Naturſpiele aufzuweiſen hatte; denn er wußte ſich bald durch Liſt, Gewalt oder bittweiſe jener bevorzugten Menſchenexemplare zu bemächtigen, ſie in ſein Atelier zu locken und ſchonungslos als Studienköpfe an die Wand zu heften. So erging es auch mir, und ſo gerieth ich in das Atelier des liebenswürdigen Malers, der groß als Künſtler, aber klein als Menſch in ſeiner äußeren Erſcheinung war und dabei eine große Vorliebe für Bilder von gewaltigen Dimenſionen zeigte; ich ſah ihn oft mit Andacht an ſeinen großen Figuren in die Höhe klettern. Nun malte er ein ſchönes allgemein anerkanntes Oelbild von mir, doch meine Hoffnung, auch auf ſeinem Rieſengemälde verewigt zu werden, wurde ſchmerzlich getäuſcht; hier hatte ſich der dunkellockige Studentenkopf in den Kahlkopf eines Spaniers verwandelt; nur Naſe und Augen erinnerten an das Original; ich war geplündert, aber nicht abkonterfeit worden.

Ich war alſo ein ziemlich berühmter Lyriker — freilich! Der Reigen der vielgenannten politiſchen Dichter, die in die Literaturgeſchichte kommen, ſchloß ſich kurz vor mir ab, ich wurde nur hier und dort mal als Nachzügler erwähnt, wie es mir überhaupt nie gelungen iſt, mit irgend einer Gruppe ins literar-

hiſtoriſche Pantheon zu gelangen. Immer ſtand ich abſeits und wurde da vergeſſen, wo ein gruppirender Schlüſſelverwalter der literariſchen Unſterblichkeit die Häupter ſeiner Lieben zählte, doch ich war ja nicht bloß Lyriker, ich war auch Romanſchriftſteller und Dramatiker. Ich hatte einen Roman erſcheinen laſſen unter dem Titel: „Stand und Schickſal. Ein Zeitbild aus dem Tagebuche eines Lieutenants.“ (Königsberg, Theodor Theile, 1843.) Der Held war ein militäriſcher Werther; in ſeinen Tagebüchern war neben der Chronik der ſoldatiſchen Vorgänge viel Stimmung, Naturgefühl, Schwärmerei. Das Milieu des Friedensdienſtes bei der Artillerie war gut geſchildert — hatte ich doch faſt zwanzig Jahre lang in dieſem Milieu gelebt, und ich konnte die Erinnerungen meiner Knabenjahre verwerthen; auch die Charakterköpfe der Offiziere waren wohl getroffen und die meiſten nicht ohne Humor ausgeführt. Soldaten- und Genrebilder nahmen indeß den bei weitem größten Theil dieſer Erzählung ein; das Romanhafte tritt erſt gegen den Schluß hin und etwas überſtürzt in Scene. Verwicklungen der Descendenz; der Held entdeckt ſeine Herkunft und wird zum unfreiwilligen Brudermörder, indem er ſeinen Major im Duell erſchießt. Und dieſer Major iſt wie er ſelbſt der Sohn eines tragiſch untergegangenen Revolutionärs; denn in dem ſagenhaften Staat, wo die Handlung ſpielt, hat früher eine Revolution ſtattgefunden. Dieſer Brudermord erinnert an den Vatermord in dem Mainzer Trauerſpiel „Cerigo“; es waren an die Schickſalstragödien anklingende Motive. Trotz der Schwächen im Organismus des Ganzen, da die Liebes- und Schickſalstragödie und der daran ſich knüpfende Selbſtmord des Helden mit ſeinem Stand und Beruf nur locker verknüpft ſind, war die Erzählung doch hoch über die „Lieder der Gegenwart“ zu ſtellen — gerade die Lyrik in Proſa, die ſie enthielt, hatte viel mehr intenſive Glut und Tiefe, und der realiſtiſche Zug in der Schilderung des Soldatenlebens zeigte den Autor, der ſonſt in den Fußtapfen eines Herwegh wandelt, von einer überraſchend neuen

Seite. Die Einleitung war jungdeutsch modern, ja in mancher Hinsicht jüngstdeutsch modern und diejenigen, die den Verfasser als einen Epigonen zum alten Eisen werfen wollten, mögen aus der folgenden Stelle ersehen, daß er bereits vor mehr als fünfzig Jahren als Anwalt einer in modernem Geiste dichtenden Poesie auftrat: „Die Poesie wächst mit der Menschheit auf; die Dichter dürfen und können keine Separatistengemeinde bilden, keine Kaste; die Nation, die Zeit muß das Herz ihrer Gefühle bilden, woraus sie alle hervorgehen, wohin sie alle zurückkehren. Und das Gesetz der Zeit ist kein stummes, verschwiegenes. Aus dampfenden Wettern heraus hat es vom Sinai der Geschichte das Jahrhundert den erschreckten Völkern gepredigt, und jedes goldene Kalb, das verstockter Eigensinn den veralteten Göttern erbaut, findet seinen Moses, der es zertrümmert. Die Helden unserer Dichter brauchen nicht mehr in Löwenhäuten zu erscheinen, um das Interesse unseres Publikums zu wecken. Wir selbst, wir Söhne des Jahrhunderts, die wir mit dem geflügelten Sehnen der Brust gegen kleine beengende Schranken kämpfen, wir sind die Helden der Zeit geworden, und entvölkert ist der alte Heroen-Olymp. Wir haben die tiefe Bedeutung der Gegenwart erkannt, und unsere Poesie hat in den modernen Zuständen ihre Erlösung von altem Kram, ihr Auferstehungsfest aus einer mittelalterlichen Pergament-Romantik gefeiert!“

Die Kritik meines Romans war im Allgemeinen wohlwollend; sie behandelte ihn als eine beachtenswerthe Unterhaltungsschrift, ohne ihm höhere Bedeutung beizulegen. Johann Jacoby und die anderen Liberalen fanden den Roman nicht tendenziös, die Kritik des Militarismus nicht scharf genug. Jacoby meinte, es gehe nichts daraus hervor, als daß der Held für den Beruf nicht passe, den er sich erwählt habe; das könne aber ebensogut bei jedem anderen Berufe der Fall sein. Dagegen kam mir eine für mich sehr schmeichelhafte Anerkennung von einer Seite, von der ich sie nicht erwarten konnte; Excellenz von Schön hatte sich nicht nur günstig über den Roman ausgesprochen, sondern auch

einen Abſchnitt desſelben, der ihm beſonderes Vergnügen bereitete, mehrfach ſelbſt vorgeleſen; es war die Stelle, wo ich das Manöver mit dem Kampfe der beiden Hauptparteien in unſerer Literatur verglich und für alle die Dichter und Schriftſteller auf beiden Seiten die geeigneten Truppenkommandos fand und den Kampf mit dem mir zur Verfügung ſtehenden Humor ſchilderte.

Daß ein ſo uralter Dramatiker, wie ich, der in jeder Gymnaſialklaſſe in Dramen geſündigt hatte, auf der Univerſität von dieſer ſchönen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens nicht abſtehen würde, war wohl ſelbſtverſtändlich, und ſo dichtete ich denn „Ulrich von Hutten," der zum erſten Male meinen vollen Namen trug (Königsberg, Theile 1843), während meine bisherigen Schriften: „Monte, der Heerfürſt," „Lieder der Gegenwart," „Cenſurflüchtlinge," „Stand und Schickſal" anonym erſchienen waren. „Ulrich von Hutten" war eine korrekte, dramatiſche Dichtung, was den Aufbau und die Sprache betrifft, die ſich von den Auswüchſen bombaſtiſcher Redeweiſe, wie ſie frühere Verſuche zeigten, freihielt; dagegen war die Charakteriſtik flach, reliefartig, vieles darin konventionell, der Humor oberflächlich (ohne die Eigenart, die er in „Heinrich Monte" und ſchon im „Cerigo" zeigte). Offenbar hatte die politiſche Tendenz, die ſich an Allgemeines hielt, was auf den oſtpreußiſchen Liberalismus ebenſo paßte, wie auf das Reformationszeitalter, die Darſtellung verflacht. Hierzu kam, daß „Ulrich von Hutten" kein dramatiſcher Stoff iſt, weil ihm der eigentliche Konflikt fehlt: daran kranken alle die zahlreichen Dramen, welche die beredten Vorkämpfer geiſtiger Freiheit zum Helden haben. Die Liebe der Tochter des Augsburger Bürgers Peutinger, Conſtantia, die den Dichter Hutten mit dem von Kaiſer Max ihm zuertheilten Lorbeer krönt, zieht ſich durch das ganze Stück hindurch; das Mädchen eilt dem Dichter nach, geräth in die Hände des Erzbiſchofs von Trier, aus denen ſie durch die Intriguen eines Mönchs befreit wird; der alte Peutinger iſt der Tochter nachgefolgt, er iſt ein Gegner der neuen Bewegung und erbittert über

das freibeutende und freigeistige Raubritterthum. Das ist der romantische Einschlag in dem geschichtlichen Gewebe; der erste Akt schließt nicht unwirksam mit der Dichterkrönung Hutten's, der vierte mit dem Kampf um die Burg Landstuhl und Sickingens Tod. Das ist allerdings eine auch geschichtlich bedeutsame Katastrophe; doch Hutten tritt hier zu sehr gegen Sickingen zurück, der überdies weniger deklamatorisch redselig ist. Der Erzbischof von Trier vertritt die freiheitsfeindliche Partei; ihm sind alle die Stichwörter in den Mund gelegt, welche damals bei den Vorkämpfern des Cultusministeriums Eichhorn im Schwange waren; die dichterische Formulirung derselben ist bisweilen ganz schlagend. Der fünfte Akt tönt wie in jedem Huttendrama mehr oder weniger lyrisch aus. Der Handlung fehlt eben die dramatische Katastrophe. Der letzte Monolog Huttens auf der Insel Ufnau ist wohl in dichterischer Hinsicht das Beste im Stück, wenn auch ganz politische Lyrik, wie eine Stelle aus demselben beweisen mag:

„Du Alpenglühn der Freiheit,
Wann schlingst du deiner Rosen Kranz,
In unverwelklich ew'ger Glorie
Dem Genius des deutschen Volks ums Haupt?
Wie lange lohnt die edeln Kämpfer noch
Einsamer Tod und Bann und Schmach und Ketten?
Ist's noch nicht Zeit, o, Schicksal? Hat das Sennhorn
Zu früh von seinen hohen, lichten Triften
Ins dumpfe Thal den neuen Tag verkündet?
Fast scheint es so, doch wir, die wir's geahnt
Und vorgefühlt im heißen Drang der Brust,
Was einstens kommen wird und kommen muß,
Wir athemlose Boten einer schönen Zukunft,
Wir sinken nicht vergebens in das Grab.
Des Seher's Mahnung tönt mit mächt'gem Klang,
Ein ehr'ner Weckruf durch die Geschichte
Und schlägt prophetisch an der Völker Ohr.
Des Wortes Flocke, die wie aufgestöbert,
Wird zur Lawine, und sie stürzt mit Donnern
Hinab auf die Zwing-Uris der Tyrannen!"

* * *

In jene Zeit fällt meine Freundschaft mit Wilhelm Jordan, die uns noch jetzt verbindet, nachdem wir beide bereits dem Seniorenconvent der Siebenziger angehören. Freilich ist Wilhelm Jordan vier Jahre älter als ich — ein Altersunterschied, der jetzt nicht mehr in Betracht kommt, aber damals wesentlich ins Gewicht fiel; denn ich war ein junger Student, als ich ihn kennen lernte und er nicht nur ein bemooftes Haupt, sondern bereits der Universitätszeit entwachsen; er machte bald darauf unter den Auspicien von Karl Rosenkranz sein philosophisches Doktorexamen. Er hatte nie der Albertina angehört, sondern der Landsmannschaft der Litauer, wie er denn aus einer angesehenen litauischen Pfarrersfamilie stammte. Rosenkranz sagte ihm auch als Dichter nach, er besitze eine gewisse litauische Erdschwere. Er war ein Hüne von Figur, wie seine späteren Nibelungenhelden, stattlich und markig und in seinen Gedichten keineswegs wie wir anderen ein leichtfüßiger Tirailleur der politischen Freiheit, sondern er kam mit schwerem philosophischen Train. Seine ersten Zeitgedichte: „Ost-Deutschland — Glocke und Kanone" hatten allerdings den Wurf der politischen Lyrik und zwar mit lebhaftem ostpreußischen Kolorit, aber sie hatten dabei etwas Anschauliches wie später die Freiligrath'schen politischen Gedichte. Sie waren anonym erschienen, mit seinem Namen aber die „Irdischen Phantasien," eine umfassendere Dichtung, ganz im Geiste Hegel's und noch mehr der Junghegelianer Philosophie und Dichtung glücklich verschmelzend. Schon hier entwickelte Jordan seine Sprachgewalt, die er später in seinem großen Mysterium „Demiurgos" glänzend bewährte.

Wir hatten uns bald gefunden, so verschieden auch unser Naturell war; denn jedenfalls gehörte er zur schweren Artillerie des Geistes und ich zu den beweglicheren, leichten Truppengattungen. Doch gemeinsam war uns beiden die Begeisterung für die neuen Zeitideen, deren Leuchte jetzt am baltischen Gestade aufflammte, gemeinsam ein warmes Freundschaftsgefühl, ohne alle Jean Paul'sche Ueberschwenglichkeit, gemeinsam die geistige

Schule der Hegel'schen Philosophie. Zusammen reisten wir an den von Ferdinand Gregorovius so schön geschilderten baltischen Strand, wo wir in Neukuhren die Badegesellschaft studirten, in Warnicken an einem Tisch in der Wirthshauslaube dichteten und wenn wir durch die samländischen Palven wanderten mit dem Blick auf die weitaufrauschende See, uns unsere Verse vordeklamirten. Zusammen reisten wir ins Herz von Litauen, in seine Pfarrhausidyllen, denn dort in Norkitten lebte eine Pfarrerstochter, Jordan's Braut, die er später heimgeführt; es war dort so traulich-patriarchalisch bei dem ehrwürdigen Pfarrherrn. Ein langer Stammbaum des siebenzigjährigen Geistlichen bildete die Familie, aus welcher der aus der Art geschlagene Dichter der „Irdischen Phantasien" stammte. Doch in diesen Pfarrhäusern herrschte kein engherziger Sinn; man hielt Goethe's Gedichte in Ehren, und Goethe war doch auch ein Sündenbock der damals tonangebenden Theologen. Zusammen machten wir in Königsberg häufig eine L'hombrepartie mit zwei anderen Theilnehmern — das königliche Kartenspiel war damals sehr beliebt und wurde in der ganzen Provinz gespielt, jetzt ist es fast überall von dem profanen Skat verdrängt worden. Wir spielten zuweilen um ziemlich hohen Einsatz, und ich erlitt einmal einen empfindlichen Verlust, den mein Vater decken mußte. In das Haus einer Frau Majorin hatte mich Jordan eingeführt, wo ein sanftes, gazellenäugiges Töchterchen Caecilie die Honneurs machte, und noch heutigen Tags ist diese Caecilie, welche später den Namen Geheime Medizinalräthin Credé führte und noch jetzt in Leipzig lebt, mit Jordan durch innige Freundschaft verbunden und auch mir und meinem Hause nahestehend. Jordan und ich — wir hatten uns so eng aneinandergeschlossen, daß wir auch eine gemeinsame Wohnung bezogen und zwar in der Altstadt dicht am Pregel, wo wir zusammen an einer Schrift über die Königsberger Bewegung und ihre Führer arbeiteten. Jeder hatte einen anderen Charakterkopf für Nachzeichnung und Retouche gewählt; wir lasen uns gegenseitig unsere Kapitel vor. Es war deren

zuletzt eine ganz ansehnliche Zahl. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht; jedenfalls haben sie nicht das Licht der Oeffentlichkeit erblickt.

Eine Duellaffaire, deren Held Jordan war, wirft auch ein charakteristisches Licht auf die damaligen Zustände. Jordan hatte in einem Restaurant ein Gedicht deklamirt, durch welches sich ein gerade durch den Saal gehender Offizier beleidigt fühlte. Dieser forderte den Dichter, als dessen Secundant ich eintrat. Während ich indeß mit demjenigen des Gegners die Waffen prüfte, war eine Verständigung durch irgendwelche wohlwollende Vermittlung eingetreten, die um so leichter erscheinen mußte, als ja eine persönliche Beleidigung in keiner Weise beabsichtigt worden war. Doch gerade die Offiziere zeigten damals große Empfindlichkeit, gegenüber jeder Lebensäußerung der liberalen Parteien. Durch jeden Widerspruch gegen das unumschränkte Königthum glaubten sie zur Abwehr herausgefordert zu sein.

Einmal kamen Jordan und ich auch in die Lage, gemeinsam zum Preis eines wandernden Sängers unsere Harfe stimmen zu müssen, und zwar bei dem Festmahl zu Ehren Georg Herwegh's, welches das große Ereigniß des Tages war; denn der schwäbische Dichter hatte seinen Triumphzug bis zum baltischen Meere ausgedehnt, wo er so viele begeisterte Gesinnungsgenossen fand. Er kam gerade von Berlin — und sein Ruhm hatte ein besonderes Lüstre erhalten durch die Auszeichnung, die König Friedrich Wilhelm IV. ihm zu Theil werden ließ. Dieser hatte ihn ja zu sich geladen und fast wie eine gleichberechtigte Macht behandelt, indem er ihm sagte, wir wollen ehrliche Feinde sein; die gekrönte und die ungekrönte politische Lyrik hatten sich so gegenübergestanden, der junge Schwabe, ein militärischer Deserteur und der mächtige Fürst und Gebieter eines großen, herrlichen Kriegsheers. Das war ein Jubel in der Studentenwelt, als der ehrliche Feind des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der Ottokarsstadt erschien. Ein großes Festmahl im Junkernhof wurde ihm von den ostpreußischen Liberalen, an deren

Spitze der Justizrath Crelinger stand, gerüstet. Der etwas hagere, langarmige Justizrath, im übrigen bekannt und geschätzt als ein scharfer Kopf, saß neben ihm und erhob sich zum Begrüßungstoast, indem er über das junge Genie wie segnend seine windmühlenflügelartigen Arme breitete. Darauf feierten Wilhelm Jordan und ich in gereimten Toasten den Sangesgenossen. Dieser erhob sich und declamirte sein Gedicht „die Lerche war's, nicht die Nachtigall" — die Perle im zweiten Bande seiner „Lieder eines Lebendigen", welcher sonst wenig schwunghaft Poetisches und mehr epigrammatisch Scharfes enthält. Dies Gedicht, eines seiner besten, schlug zündend ein. Als Rhapsode zeigte sich der junge schwärmerische Dichter in seinem schönsten Licht. Sonst war er kein Redner und kein Sprecher; er schien immer über seinen Versen und Reimen zu brüten; dafür waren seine „lyrischen Schwabenstreiche" auch bekannt geworden im ganzen Reiche, wegen ihrer Wucht. Er hatte etwas träumerisch Versunkenes in seinem Wesen, nichts geistig Bewegliches in seinen Zügen, trotz der feurigen Augen im stark brünetten Gesicht. Wir trauten ihm nicht zu, daß er dem König als ein beredter Marquis Posa gegenüber gestanden habe, sondern er mochte seine Lection schweigend empfangen haben und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung seinem „Tag von Damaskus" entgegengegangen sein. Wenn er dies später durch einen etwas taktlosen Brief wieder gutzumachen suchte, der die Aufkündigung der Gastfreundschaft in den preußischen Staaten zur Folge hatte oder durch die heftigen Invectiven im zweiten Band seiner Gedichte, so verlor er dadurch an Ansehen, auch in solchen Kreisen, die in den Spottruf: „Herr, weg mit Dir" nicht eingestimmt hatten; wir blieben aber trotzdem treue Verehrer seines hervorragenden lyrischen Talentes.

Jordan und ich lebten zusammen bis zu unserer gemeinsamen Abschiedsvorlesung, denn die Stunde des Abschieds von Königsberg schlug für mich früher als ich erwartet hatte. Den äußeren Anlaß dazu gab meine Bekanntschaft mit einem der

anderen damaligen Matadore des Königsberger Liberalismus, dem Humoristen Ludwig Walesrode, den ich bis jetzt nur gelegentlich erwähnt habe, der aber in der ersten Linie der Fortschrittsmänner stand und dem ich näher getreten war, als dem kühlen Politiker Jacoby. Walesrode, seines Zeichens englischer Sprachlehrer, nicht in Ostpreußen geboren, sondern an den Ufern der Elbe in der bescheideneren Schwesterstadt Hamburgs, in Altona, machte damals durch seine humoristischen Vorlesungen in Königsberg großes Aufsehen. Schon seine Erscheinung auf der Straße hatte etwas Pomphaftes — ich weiß nicht recht zu sagen, durch welche Kunst des Faltenwurfes, durch welche Pelz- oder Mantelform dies imponirende Air erzeugt wurde. Eine selbstgewisse Haltung, welche mit Jacoby's bescheidenem Verschwinden auffallend kontrastirte, erhöhte den Eindruck der malerischen Grandezza, er schien mit Fiesko zu sagen: „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt." In dieser Blüthenepoche seines Lebens und Wirkens hatte Walesrode auch eine blühende Gesichtsfarbe, volle helle Züge; unter der Brille sehen ein paar blaue Augen schalkhaft freundlich hervor; in seinen Gebärden, seiner Sprechweise lag etwas Bestimmtes und Ausdrucksvolles; sein Humor hatte nichts frivol Scherzendes, leichtsinnig mousirendes, er drapirte sich bunt, farbenprächtig, bilderreich und ruhte auf der breiten Grundlage der Gesinnungstüchtigkeit. Man war darüber nicht einig, ob der Autor mehr Aehnlichkeit mit Jean Paul oder mit Boerne habe. An den ersteren erinnerte sein schwerbeweglicher, aber glänzend ausgestatteter, bilderreicher Stil, an den letzten sein Bestreben, die Pointen des Tages auch zu Pointen seines Witzes zu machen und sein feuriger Oppositionsgeist. Walesrode ließ diese Vorlesungen unter dem Titel: „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" und „Unterthänige Reden" auch im Druck erscheinen, und sie wurden in Deutschland viel gelesen und viel besprochen. Später hat er nur vereinzelte literarische Lebensäußerungen gegeben; darunter befindet sich ein reizendes

Idyll: „Der Storch von Nordenthal.“ Im übrigen ging eine an großen Ereigniſſen reiche Zeit über ſeine etwas träge und mühſame Muſe bald zur Tagesordnung über.

Für die damalige Unſchuld des politiſchen Lebens mochte die Thatſache zeugen, daß die ganze gebildete Geſellſchaft Königsbergs, ohne Unterſchied der Parteien die Vorleſungen Walesrodes im Kneiphof'ſchen Junkerhof beſuchte. Man erfreute ſich an den ſchillernden Seifenblaſen des Witzes und Humors; der oppoſitionelle Kitzel hatte ſich aller Kreiſe bemächtigt — ſtand doch an der Spitze des Staates ein Monarch, welcher erklärte, daß er eine geſinnungsvolle Oppoſition liebe und der übrigens die guten Einfälle ſchätzte und gelegentlich ſelbſt eine Witzrakete in die Lüfte ſteigen ließ. Walesrode wollte indeß nicht bloß dem faſhionablen Publikum die Feuerwerke ſeines Humors vorführen, ſondern auch der Jugend, welcher die Zukunft gehört. Die erſte Vorleſung vor der Studentenſchaft fand ohne Anſtoß ſtatt und errang ſich den lebhafteſten Beifall. Doch gerade dies erregte das Bedenken der Univerſitätsbehörden. Als daher am Schwarzen Brett die Einladung zur zweiten Vorleſung angeheftet war, wurde den Studirenden verboten, die Vorleſung zu beſuchen. Nach dieſem Verbot trat eine allgemeine Gährung in den Gemüthern ein, man ſah darin eine überflüſſige Bevormundung und Beſchränkung der perſönlichen Freiheit. Bedenkliche vulkaniſche Symptome deuteten auf einen bevorſtehenden Ausbruch. Von den Stammkneipen der Burſchenſchaften zu denen der Landsmannſchaften gingen Sendlinge hin und her; ein reger Verkehr zwiſchen den ſonſt feindlichen ſtudentiſchen Lagern bewies, daß eine gemeinſame That beabſichtigt wurde. Selbſt bei der Mutter Hechtſchen, wo in dämmernder Frühſtunde die Nachwehen der nächtlichen Commerſe durch den Genuß kräftig zubereiteter „Geſchlinge und Gekröſe“ beſeitigt und wo ſonſt die meiſten dummen Jungen aufgebrannt wurden, herrſchte die Rütliſtimmung allgemeiner Verbrüderung. Die

verſchiedenartigſten Mützen und Bänder befliſſen ſich der größtmöglichen Farbenharmonie; es herrſchte jene Eintracht, durch welche die kleinen Dinge wachſen. Und ſo begab es ſich denn in abendlicher Stunde, da die Dämmerung ihre Fittiche breitete über Ottokars Schloßhügel und die Gräber der Hochmeiſter im Dom, über die Börſenbrücke und die Maſten der Handelsſchiffe und die Speicherluken der Laſtadie, daß dunkle Gruppen von Studenten ſich an verſchiedenen Plätzen ſammelten und in unheimlichen Zügen ſich durch die Straßen bewegten, ſang- und klanglos, als gält's einem Leichenzuge. Die Königsſtraße ſah dieſe verſchiedenen Trupps ſich zu einer großen, dunkeln Maſſe verſchmelzen, welche an der Akademie und Bibliothek vorüberzog und endlich vor dem vom Verhängniß gezeichneten Hauſe Halt machte. Es war das Haus des Univerſitätskurators und Profeſſors Schubert, eines bekannten Statiſtikers, welcher durch die ſtudentiſche Vehme ſchuldig befunden worden war, jenes unſelige Verbot erlaſſen zu haben. Ein durch keine Harmonielehre, durch keinen Contrapunkt und ſelbſt durch keine Zukunftsmuſik geheiligte Tonverwirrung, deren Diſſonanzen vergeblich auf irgend eine Auflöſung harrten, ſchwirrte nun durch die hundertköpfige Menge; eine Inſtrumentation machte ſich geltend, deren Tonwerkzeuge ſowie ihre Behandlung für den kundigſten Muſiker ein Räthſel und Geheimniß waren. „Trommel und Pfeifen, kriegeriſcher Klang" ließen ſich deutlich unterſcheiden, auch invalide Leiern und defecte Blasinſtrumente; dazwiſchen aber klirrte und krachte es, als wenn ſich einige Katzen in einem Töpferladen jagten und ein Scherbenberg, wenn auch nur ein beſcheidenes Kind des Augenblicks, nicht ein Kind der Jahrhunderte, um den Monte Tectuccio in Rom, häufte ſich vor den Pforten des Univerſitätskurators auf. Der ſich zurückbewegende Zug brachte noch dem beliebten Profeſſor Lobeck, dem ehrwürdigen Neſtor der Philologie, ein Lebehoch, und ſomit war das Tagewerk zu allſeitiger Befriedigung vollbracht. Freilich, die akademiſche Hermandad war in keiner Weiſe mit dieſer Lebens-

äußerung der Studentenschaft zufrieden, noch weniger mit ihrer eigenen Aufgabe, die Schuldigen unter diesen Hunderten von Studenten zu ermitteln. Instrumente hatten sie ja fast alle gespielt, wie sollte man den größten Virtuosen unter ihnen entdecken? Der juristische Scharfsinn war auf einen Indicienbeweis angewiesen, was die Anstifter des Skandals betrifft, und ich selbst fiel als Opfer einer unerbittlichen Logik. Ich war mit Walesrode bekannt, ich hatte seine Einladung an das schwarze Brett geheftet, ich war sein Nachbar in der Böttger'schen Tonne auf der Karikatur, die in allen Händen war — was war natürlicher, als daß ich auch bei dem Tumult die Hand mit im Spiele hatte? Gleichwohl kann ich Mit- und Nachwelt zu Zeugen anrufen, daß ich nicht zu den Urhebern des Skandals gehörte und daß ich mich nicht mehr als hundert andere an demselben betheiligt hatte, daß das consilium abeundi einem Unschuldigen zuerkannt wurde. Ein neuer Beleg dafür, daß alle Wahrscheinlichkeitsbeweise trügerisch sind, und daß der größte Scharfsinn nicht vor Justizmorden schützt.

Ich erhielt also das consilium abeundi — eine Carcerstrafe wie über andere wurde nicht über mich verhängt, davor schützte mich ein sehr günstiges Zeugniß des juristischen Seminars. So mußte ich die Pregelstadt verlassen und gedachte mich nach meiner Vaterstadt Breslau zu wenden. Vor meiner Abreise erlebte ich noch zwei Abenteuer. Auch Jordan wollte Königsberg verlassen, und zusammen hielten wir dann noch eine politische Vorlesung vor einem gewählten Publikum und trugen sehr ideenreiche und emancipationsluftige Gedichte vor, ich mehr politische, Jordan mehr philosophische im Stil seiner ‚Jordischen Phantasien', ein Unterschied, den er selbst einmal in einem an mich gerichteten Poem hervorhob:

„Du wirf' mit umblümtem Donnerkeil
Auf Paläste der Zeit Verhängniß;
Ich schieße des Liedes brennenden Pfeil
In der Dome Geistergefängniß."

Wir durften nicht annehmen, daß die Polizei mit dieſem „umblümten Donnerkeil“ und „brennenden Pfeil“ ſehr einverſtanden ſein würde. Der Polizeipräſident Abegg, ein liberaler und feingebildeter Mann, wohnte der Vorleſung bei und hielt es doch für nöthig, das Manuſcript zu ſtudiren, ſchon um unſerem begeiſterten Dichterfluge etwas mehr in der Nähe folgen zu können. Dasſelbe hatte ſich inzwiſchen glücklicherweiſe in die Taſche eines ſehr bereitwilligen, unbekannten Hörers geflüchtet — und der Präſident mußte ſich mit dem allgemeinen Eindruck der Vorleſung begnügen.

Kurz vor der Abreiſe machte ich einen Beſuch in der Provinz. Mein Vater hatte den Stadtaufenthalt mit dem Landaufenthalt vertauſcht und ſich bei dem Gutsbeſitzer Rogall auf Braßnicken in der Nähe des Galtgarben in Penſion gegeben. Dort lebte er mit meinem Schweſterchen in ländlicher Idylle, und ehe ich nach Schleſien aufbrach, mußte ich mich dort verabſchieden. Wanderungen durch Felder und Wälder und gegen Abend die unvermeidliche L'hombrepartie; dies waren die Zerſtreuungen im neuen Heim meines Vaters. Ich hatte, da auch Jordan verreiſt war, in Königsberg einem befreundeten Studenten, der auf demſelben Flur wohnte, meinen Koffer und meine Reiſeſachen zur Aufbewahrung übergeben; es war ein lyriſcher Mediciner, er beſuchte die Klinik und ſpielte die Harfe. Als ich von meinem Ausflug zurückkam, war meine ganze Garderobe, mein Sammtrock, Mantel und Pelz und aus dem erbrochenen Koffer mein ganzes Reiſegeld ſowie der lyriſche Mediciner verſchwunden. Ehe ich aufs Land ging, hatte er mit einem Raſirmeſſer den Urwald ſeines Bartes gelichtet und mich mit liebenswürdiger Naivetät gefragt, ob mir ſein glattes Geſicht nicht beſſer gefiele? Er hatte bereits den heimtückiſchen Plan gefaßt, mich zu berauben und wollte ſich durch ſein glattraſirtes Antlitz unkenntlich machen.

So verließ ich die Stadt der reinen Vernunft und die Wiege des preußiſchen Liberalismus mit einem doppelten Deficit,

einem in meiner Kasse, das freundliche Gönner rasch gedeckt hatten, und einem anderen in Bezug auf meinen Glauben an Treue und Zuverlässigkeit der Sterblichen, das sich weit schwerer decken ließ!

II.

Es war im Jahre 1843 — meine Betheiligung an den politischen Bestrebungen in Königsberg und an einem studentischen Krawall hatten mir seitens der Universität das Consilium abeundi zugezogen; ich verließ Ostpreußen, um in meiner Vaterstadt Breslau mein Heil zu versuchen.

Drei Tage und vier Nächte fuhr man damals von Königsberg nach Breslau in der gelben Postkutsche — so viel Zeit, seinen Nachbarn kennen zu lernen oder überhaupt mit irgend einem Sterblichen in andauernden allernächsten Verkehr zu treten, gewährt die Gegenwart nicht mehr. Man hatte dort vollkommen Zeit, sich zu verlieben und auch wieder, seine Illusion zu verlieren, eine Zeit, die sich sonst auf mehrere Wochen und Monate zu vertheilen pflegt. Wenn sich aber auch im Treibhause des Postkutschkastens nicht die zarte Blume der Liebe entfaltete, so wurde man sich doch gegenseitig durchsichtig wie Glas; aus Langerweile erging man sich in unerschöpflichen Herzensergüssen und autobiographischen Mittheilungen, und was am ersten Tag noch verborgen blieb, das enthüllte der zweite und dritte unfehlbar, und wenn man nach einer Reisestrapaze, die heutzutage nur einem von Moskau nach Madrid Durchreisenden beschieden ist, zusammengeschüttelt, an allen Gliedern wund aus dem Marterkasten endlich herausstieg, um nicht wieder einzusteigen, da kannte man alle seine Mitreisenden auswendig, ein Pensum, das man freilich ebenso rasch wieder vergaß, wie man es gelernt hatte.

Ich selbst war gespannt darauf, die Bekanntschaft meiner Geburtsstadt zu machen, und blickte, nachdem wir die Trebnitzer Berge durchpassirt, sehnsüchtig nach den Thürmen der Oberhauptstadt aus. Endlich zeichneten sie sich am Horizont ab: der hohe schlanke Thurm der Elisabethkirche, die Schwesterthürme von St. Magdalena, blutigen Angedenkens, wie die alte Glockengießermähr verkündet, die Thürme der katholischen Oderinseln, wo der Dom, die Kreuzkirche, die Sandkirche standen, und alles, was noch sonst in der thürmereichen, paritätischen Stadt den Himmel sucht. Bald rasselte die Post über das Pflaster derselben, das, von Macadamschen und sonstigen neuen Entdeckungen unberührt, noch seine ganze holperige Unschuld bewahrt hatte. Ich stieg auf dem Bürgerwerder ab, wo mir im Hause des Packhofinspectors Otto zunächst die Stätte bereitet war. Es war ein alter Freund meiner Mutter, die ihn einmal in finanziellen Verlegenheiten mit Opfern unterstützt hatte — und er war sehr glücklich, jetzt die Schuld des Dankes abtragen zu können. Hier im Kreise einer zahlreichen Familie fühlte ich mich bald heimisch, so weit ein solches Heim für einen ins Weite strebenden Dichter, der seine „Censurflüchtlinge" nach der Schweiz geschickt und den preußischen Staat an Haupt und Gliedern reformiren wollte, überhaupt möglich war. Dem Familienglück blieben indeß die Sonntage gewidmet — da kam Schlag zwölf Uhr ein regelmäßiger Gast und Hausfreund, ein würdiger Materialwarenhändler, zu Tische, und mit ihm wurden dann nachmittags Spaziergänge unternommen nach Morgenau und seinen Weidendämmen, nach dem Scheitenicher Park, über die Viehweide nach Pöpelwitz oder nach den Oswitzer Bergpartien — mit Kind und Kegel, im guten Rock und der besten Weste, und dort saß man mit und ohne Musik am Kaffeetisch, schlürfte den köstlichen Mokka; irgend ein alter Baum rauschte uns zu Häupten, die Kinder schrieen, die Hunde bellten, und ringsum, soweit man sehen konnte, saßen ebenso sonntägliche Bürger im guten Rock und der besten Weste beim Kaffeetisch, mit Frau

und Kind — und vorüber huſchten lauter Sommervögel, gelbe, blaue, grüne Schönheiten, eingeſegnet und noch nicht eingeſegnet, aus der Schuhbrücke, aus der Altbüßerſtraße, und wenn man ſo recht behaglich den Streußelkuchen in den Kaffee tunkte, da machte man auch gelegentlich eine geiſtreiche Bemerkung, worüber ſich die Mägdlein der Familie Otto ſehr erfreuten, über welche aber gewiß die Spätzlein auf den Bäumen ihr Haupt geſchüttelt hätten; denn dergleichen gehörte nicht hierher, wo ehrbare und gutgeſinnte Bürgersleute beim Nachmittagskaffee die Vormittagspredigt durch erbauliche Betrachtungen ergänzten und höchſtens einmal ein Seitenblick auf das Kleid der Nachbarin von den Frauen und auf die Vermögensverhältniſſe des Nachbars von den Männern geworfen wurde.

Das begab ſich am Sonntag — die Wochentage aber gehörten dem jungen Studenten, der ſich den Burſchenſchaftern, den Raczeks, angeſchloſſen hatte. Er war ihnen kein Fremdling mehr, ſeine Gedichte waren allbekannt, und einzelne wurden gelegentlich nach beliebigen Melodien im Chor geſungen. Das ſtolze Gefühl, berühmt zu ſein, habe ich ſpäter nie ſo genoſſen, wie in jenen Tagen. Der Ruhm hängt ja nicht von dem Werth der Leiſtungen ab; ja, er nimmt oft zu im Quadrat der Entfernungen von ſolchem Werthe. Davon habe ich mich in meinem langen Leben hinlänglich überzeugen können. Das nimmt ihm nichts von ſeinem erhebenden Gefühl. Ich beſinne mich noch, wie ein kleiner Vorfall mir dies in hohem Maße verſchaffte. Ich war zum Beſuch in Schweidnitz und wohnte in der Vorſtadt beim Juſtizrath Aſchenborn. Damals war Schweidnitz noch eine Feſtung; die Feſtungsthore waren abends geſchloſſen und wurden nur von dem wachthabenden Unteroffizier geöffnet. Er fragte uns nach unſern Namen, und als ich den meinigen nannte, rief er ſofort aus: „Ah! der Dichter der Lieder der Gegenwart“ und öffnete mir dienſtfertig, als wenn ich ein Regimentskommandeur wäre. Dieſe Huldigung imponirte mir ungemein, obſchon die Erklärung nahe lag, daß wir es mit einem Einjährig-Freiwilligen zu thun hatten.

Wenn ich mich auch den Burſchenſchaftern anſchloß, ſo konnte ich doch der Verbindung der Raczeks nicht beitreten, weil ich noch kein immatrikulirter Student war. Wer das Consilium abeundi erhalten, durfte an die Univerſität, die ihm dasſelbe ertheilt hatte, erſt nach drei Jahren zurückkehren, an jeder andern aber erſt nach einem halben Jahre wieder aufgenommen werden, wenn er die Genehmigung dazu erhalten. Mein Freund und Gönner, Schulrath Lucas, hatte ſich an einen Miniſterialrath in Berlin gewendet und ihn erſucht, ſich meiner anzunehmen, da er ſich einen tüchtigen Erfolg meiner Studien verſpreche. In der That blieb dieſe Verwendung nicht ohne Wirkung, denn im Laufe des Novembers traf der langerſehnte Ferman des Kultusminiſteriums ein: „In der Erwartung, daß Sie die Verirrungen, welche Ihre Wegweiſung von Königsberg zur Folge hatten, aufrichtig bereuen und ſich von jetzt ab einer geſetzlichen und regelmäßigen Aufführung befleißigen werden, habe ich den königlichen Univerſitäts-Kurator, Herrn Polizeipräſidenten Heineke, beauftragt, Sie zur Immatrikulation zuzulaſſen.“ Das war nun ſoweit in Ordnung, doch es bedurfte zu dieſer Immatrikulation verſchiedener Papiere, die mir das Königsberger Univerſitätsſekretariat beſorgen mußte. Trotz wiederholter Geſuche blieben ſie viele Wochen lang aus — und dies war der Grund, daß meinem Breslauer Aufenthalt ein ſehr frühes Ziel geſetzt wurde; ſonſt hätte mich die kleine ſtudentiſche Kataſtrophe, von der ich ſpäter berichten werde, nicht ſo raſch von meiner Vaterſtadt fortgeſpült. Ich hörte inzwiſchen fleißig die Collegia, beſonders Kirchenrecht bei Profeſſor Gitzler, deutſches Privatrecht bei Wilda. Gitzler war liebenswürdig gegen mich, und ich beſuchte ihn oft in ſeiner Wohnung. Wenn meine Beziehungen zu den Burſchenſchaftern bei meiner halbſtudentiſchen Zwitterſtellung im ganzen nur lockere bleiben konnten, ſo daß ich mich auf gelegentlichen Beſuch ihres Fechtbodens, ihrer Stammkneipe, der Nova, und auf die Theilnahme an dieſem oder jenem Kommers beſchränken mußte, ſo trugen

dazu auch noch zahlreiche andere Beziehungen bei, die ich angeknüpft hatte; ich wurde ja auch von vielen Seiten geradezu aufgesucht.

Da waren es junge Philosophen, frühere Freunde des eben verstorbenen Dichters Sallet und Jünger des berühmten Botanikers Nees von Esenbeck, die mich zu sich einluden und zur Betheiligung an einer Denkschrift für Sallet aufforderten. In der That betheiligte ich mich mit einem Einleitungs- und Widmungsgedicht. Sallet war jung gestorben; er war früher Offizier, aber wegen freigeistiger Anwandlungen in Konflikte gerathen und aus dem Dienst geschieden. Seine gedankenschweren Gedichte hatten eine andächtige Gemeinde, sein „Laienevangelium" ein großes Publikum gefunden; es predigte Charakterfestigkeit und Gesinnungstüchtigkeit, besonders den Machthabern im Staate und der Kirche gegenüber, und unterschied sich durch seine biblische Einkleidung von der sonst üblichen politischen Lyrik. Es waren geistige Kerntruppen, keine Tirailleurs, und seine Anhänger gehörten zum Theil einer ernsten philosophischen Richtung an, die sich mit metaphysischen Fragen beschäftigte und sie im unpopulären Stil der Schellingschen und Alt-Hegelschen Schule behandelte. Dazu gehörte Dr. Möcke, nachher langjähriger Redakteur der „Schles. Zeitung", und Dr. Otto Lindner, der später die Berliner „Vossische Zeitung" redigirte. Doch ebenso wie dem toten Sallet huldigten sie dem lebenden Nees von Esenbeck, der draußen im Botanischen Garten wie ein hindostanischer Weiser unter seinen Lotosblumen lebte, ein älterer kleiner Herr mit langem grauen Kinnbarte, ein Gelehrter von Ruf, mit Orden geschmückt, aber ein Freidenker, ein Anhänger der freikirchlichen Bewegung und auch sonst im Widerspruch mit den herrschenden Meinungen und Sitten. In seiner Jugend hatte er Goethe besucht, und das Lob, das ihm der Dichtergreis gespendet, ein gedrucktes Lob, gab nicht bloß dem Botaniker, dem Verfasser des großen Werkes über die Pilze, in Fachkreisen einen gewissen Nimbus, sondern auch in der allgemeinen Mei-

nung, ſo ſehr ſich dieſelbe in anderer Hinſicht gegen ihn empörte. Und zwar gerade, weil er in Goethes Fußtapfen trat; denn er lebte mit ſeiner gemüthlichen Vulpius und einem kleinen Kinderſegen ohne jeden andern wie ein geſellſchaftlicher Einſiedler auf der Dominſel. Er war im Grunde ein Schellingianer, und in einem philoſophiſchen Kränzchen, das bei ihm ſich verſammelte, laſen Möcke und Lindner ihre in ſtreng ſpekulativem Stil gehaltenen Arbeiten vor. Das war nicht mein Geſchmack; deſto ſchöner waren die Spaziergänge durch den botaniſchen Garten, der reich war an ſeltenen Pflanzen und Blumen, und die Plaudereien in der Gartenlaube bei der Maibowle. Da las ich auch oft meine Gedichte vor; ich war ein Liebling des alten Nees, wie ſpäter der Dichter des „Narciß", Emil Brachvogel, deſſen Talent der Weiſe aus Hindoſtan anerkannte, lange vorher, ehe der Erfolg des „Narciß" es beſtätigt hatte. Dieſe Breslauer Oppoſition ging aus tieferen geiſtigen Wurzeln hervor als die Königsberger, aber ſie war nicht ſo praktiſch, nicht ſo auf das Nächſte gerichtet, nicht ſo auf ein beſtimmtes politiſches Credo vereidet, und es ſpielten allerlei mannigfach ſchillernde Elemente mit herein, wie denn Nees ſelbſt in ſeinen letzten Lebensjahren ſich zum Myſticismus und Spiritismus neigte. In dieſen Kreiſen wurde Walesrode, als er nach Breslau kam, gaſtlich aufgenommen und ihm zu Ehren ein kleines Souper im „Weißen Adler" veranſtaltet. Walesrode war ja auch eine Berühmtheit, und die Blicke der Schleſier waren damals vorzugsweiſe nach Oſtpreußen gerichtet. Bei dieſem Souper wurden kräftige Tendenzreden gehalten, und Dr. Stein, der ſpäter den berühmten oder berüchtigten Steinſchen Antrag in der Nationalverſammlung einbrachte, toaſtete ſogar auf my poor self. In dauernder Erinnerung aber iſt mir das kleine Walesrodefeſt geblieben, weil ich dort die Bekanntſchaft einer Perſönlichkeit machte, die auf mein Leben in jeder Hinſicht von Einfluß ward. Es war dies der jugendliche Graf Eduard von Reichenbach, der ebenfalls bei dieſem Feſt erſchien, und deſſen hohe Geſtalt,

imponirender Vollbart und Feueraugen auf mich großen Eindruck machten. Er war jeder Zoll ein Jenenser Burschenschafter, stets bereit, den Stier bei den Hörnern zu fassen, wie er zugleich als politischer Radikaler und tüchtiger Landwirth sich ausdrückte. Ihn umschwebte die Glorie einer überstandenen Festungshaft; die Frische und Energie seines Wesens übten einen hinreißenden Einfluß aus.

Meinen englischen Lehrer aus Mainz, Hauptmann von Greiffenberg, fand ich hier wieder; er bewohnte ein Mansardenstübchen auf dem Bürgerwerder. Er freute sich sehr, mich wiederzusehen, und braute einige Gläser Punsch, die wir fröhlich austranken, indem wir wie in alten schönen Zeiten dabei englisch sprachen. Die zartblauen Manuskripte seiner Dramen standen nach wie vor in Reih und Glied auf dem Repositorium. Keines hatte den Sprung hinaus in die Welt gewagt; es blieben selbstgenügsame Dichterblüthen eines im Stillen lebenden und strebenden Talents. Darunter standen in Reih und Glied die Lexika der neuen Sprachen, welche der Hauptmann beherrschte und aus denen er jetzt mit gewohntem Fleiß ein neunsprachiges großes Militärlexikon zusammenarbeitete. Was daraus geworden, weiß ich nicht; es hat wohl das Loos der Manuskripte getheilt und ist ungedruckt geblieben, weil sich kein Verleger daran gewagt hat. Im übrigen war Greiffenberg ein Ultraliberaler geworden — ein Beweis für die Ansteckung, welche in den herrschenden Zeitideen liegt. Dabei blieb er nach wie vor derselbe originelle Kauz und förderte manche drollige Münchhauseniade zu Tage. Am ergötzlichsten war die Geschichte von seinem Majorat; er behauptete, er habe es an seinen Pächter verschenkt; dieser aber empfände bereits tiefe Reue darüber, daß er es angenommen. Greiffenberg führte mich in eine Familie ein, deren Namen später viel in Berlin und auch in allen Reisebüchern genannt wurde. Es war die Familie Kroll — wer kennt nicht den Kroll'schen Wintergarten in Berlin? Damals plante der Vater bereits die Uebersiedelung nach Berlin. Es war ein unternehmender Spe-

kulant, beſaß in Breslau den jenſeits der Oder gelegenen Wintergarten und eine große Flußbadeanſtalt am Bürgerwerder. Ich ſelbſt empfand ſo wenig Sympathie für ihn wie er für mich; denn ich war doch ein Habenichts erſten Ranges, und es war ihm ſehr unbequem, daß ich mich in ſeiner Familie einbürgerte, mir in hohem Maße die Gunſt der Hausfrau erwarb und daß auch eines ſeiner Töchterlein mir ihre Neigung zuwendete, ein hübſches, zartes, durchaus ernſtes Mädchen, dem ich in der Gunſt des Herrn ein treuer Verehrer war; wir machten aus unſrer Verliebtheit ſo wenig ein Hehl, daß ſelbſt der Vater, der hohe Ziele im Auge hatte und auf ſolche Nebenſachen nur einen gelegentlichen Seitenblick warf, darauf aufmerkſam wurde. Glücklicherweiſe war er ſchon meiſtens in Berlin. Doch auch mein Freund Greiffenberg hatte auf das liebe Mädchen ein Auge geworfen, und faſt wäre unſre Freundſchaft darüber in die Brüche gegangen. Es kam mehrfach zu Erklärungen, doch zu keinem Bruch, wir verſtändigten uns wieder in freundlichſter Weiſe. Wir waren beide ja keine Partien — er beſaß nur ſeine neun Sprachen und hatte ja ſein Majorat verſchenkt; ich ſelbſt beſaß gar nichts, nichts als das Eine, was in dieſem Fall gewiß die Hauptſache war — die Zuneigung des anmuthigen Mädchens; daraus machte ſie gar kein Hehl. Leider ſchlug die Scheideſtunde bald; denn die Ueberſiedelung der Familie nach Berlin, wo der Vater ſoeben ſein glänzendes Etabliſſement erbaut hatte, ſtand bevor. Stundenlang unterhielt ich mich mit ihr; wir ſchrieben zuletzt mit dem Schlüſſel auf den Tiſch; wir ſchrieben unſichtbare engliſche Worte. Und da theilte ſie mir mit, daß einer ihrer Bekannten geäußert habe, „der Abſchied von Breslau werde ihr ſehr leicht werden, da ſie ſich doch für niemand intereſſirt habe und von vielem erlöſt werde.“ Da ſagte ich ihr ins Ohr „zum Beiſpiel von mir“ — und die Schlüſſelantwort lautete: „Von Ihnen nie!“ Das ſind ſolche ſchöne Unvergeßlichkeiten einer platoniſchen Liebe. Zwei Jahre darauf war ſie indeß verheirathet, ſie war von mir erlöſt, doch wahrſcheinlich auch durch einen Machtſpruch des Vaters!

Ich hatte inzwiſchen das Aſyl im Packhof aufgegeben, wo ich fleißig an dem Drama „Robespierre“ gearbeitet, Viſchers Aeſthetik, die ſich mir in Fleiſch und Blut verwandelte, und das große Werk Bilguers über das Schachſpiel durchſtudirt hatte, indem ich damals den Ehrgeiz beſaß, es gerade im Schach zur Meiſterſchaft zu bringen, was mir indeß ſo wenig gelungen iſt, wie ſonſt irgendwo die Meiſterſchaft zu erringen. Ueberall mußte ich mich mit den mittleren Regionen begnügen. Nach langem Suchen fand ich ein Quartier im Hof der Univerſitätsbibliothek auf der neuen Sandſtraße; ich wohnte dort bei der Obergerichtsoberbotenmeiſterin Matern. Um die Beſcheidenheit, die damaligen Preis- und Lebensverhältniſſe, beſonders aber meine eigenen Kaſſenverhältniſſe zu ſchildern, durch die ich dem Ideal eines armen Poeten ſehr nahe kam, will ich einige Poſten aus meinem Budget anführen, gewiſſenhafte Aufzeichnungen, die ich wie vieles andere Thatſächliche den mir zur Verfügung ſtehenden Briefen an meinen Vater entnehme. Mein Logis koſtete mich monatlich $2^1/_2$ Thaler, alſo 7 Mark 50 Pfennige nach heutigem Geld; es war eine geräumige Kloſterzelle, zu der ein langer Corridor führte, etwas finſter und ſo gut wie gar nicht möblirt. Auch hatte ich damals die Einſicht gewonnen, daß Möbel gar nicht nöthig ſind. Zwei Polſterſtühle, hundert Jahre alt, die zu ihrer Zeit eine Farbe haben mochten, ein Waſchtiſch dito und ein Nipptiſch mit Gläſern und Taſſen: das war alles, was vorhanden war. Ich hatte das Ameublement herrlich vervollkommnet; ich kaufte nämlich einen hölzernen Stehpult, nicht von Mahagoni, für 20 Sgr. und eine blaue wanzenloſe Bettſtelle für 25 Sgr. und lebte nun ganz à la Diogenes. Meine Sachen lagen im Koffer, meine Bücher, wo ſie hinfielen; meine Kleider hingen am Rechen an der Thüre. Mein Reiſig ſtand haushoch hinter dem Ofen, das Schock à 13 Silbergroſchen — damit heizte ich 20 Tage. Ich aß in der Nova, der Studentenkneipe an der grünen Baumbrücke, 30 Mal für 3 Thaler 10 Sgr.; alſo für 10 Mark heutigen Geldes, ſodaß auf das tägliche

Couvert 30 Pfennige kamen. Um nicht zu bettelhaft zu erscheinen, mußte man sich allerdings einiges dazu geben lassen. Abends aß ich zu Hause ein Butterbrot. Wenn ich aber erhöhten Lebensgenuß ersehnte, so ging ich in die Nova und aß Butterbrot mit Käse und Bier, was die enorme, heutzutage fast unglaubliche Summe von zusammen 1 Sgr. 9 Pfennige betrug. Gewiß, wenn die Anwartschaft auf Nachruhm aus der Dürftigkeit der Lebensverhältnisse hervorgeht, in denen die Schöpfer künstlerischer Werke leben, so hatte ich für meinen „Robespierre", der im Prunklogis der verwittweten Oberlandesgerichtsoberbotenmeisterin geschaffen wurde, die schönsten Aussichten auf Unsterblichkeit.

Eine kleine Abwechslung in dieser Zeit der Studien und Arbeiten bot mir eine Reise in den Weihnachtsferien zum Grafen Eduard von Reichenbach, der bei dem Walesrodeschen Souper mein Herz gewonnen hatte; ich folgte seiner Einladung nach Waltdorf in der Nähe von Neisse, wo sich sein säulengetragenes Schlößlein als ein Tempel edler Gastlichkeit in einer anmuthigen Gegend mit dem Blick auf die blauen Sudeten erhob. Nicht weit davon lag das Gut, das einer Verwandten meiner Mutter, der Tante Drescher, gehörte, deren Sohn in Neuseeland verweilte; seine Rückkehr wurde bald erwartet. Diese Besitzung, Wiersbel, war ein großes Forstgut von mehr als 4000 Morgen Waldbestand und prächtigen Waldpartien, welche den Pinsel des Landschaftsmalers herausfordern durften; da gab es große, von Wildenten umflatterte Teiche, umstanden von riesigen Eichen, welche auf weithin sich erstreckenden Dämmen Wacht hielten. Eine schönere, tiefere Waldeinsamkeit konnte man sich gar nicht denken; man begegnete oft stundenlang keinem sterblichen Wesen; dann kamen einmal ein paar Holzschläger mit ihrer Axt oder eine Reisigträgerin schleppte ihr Bündel. In dem größten, östlich nach unwirthbaren Odergegenden sich hinziehenden Theil des Forstes gab es keine Chausseen, keine Landstraßen; man wanderte dahin wie ein Hinterwäldler durch seinen Urwald. Die

gute alte Dame war ganz entzückt, sich auf einmal mit einem so lebhaften Gesellschafter in ihrer Einsamkeit unterhalten zu können. Sie liebte als echte Schlesierin die Poesie; ich trug ihr meine Gedichte vor, und sie konnte dieselben sowie — meine Augen nicht genug rühmen. Auch erzählte ich ihr alle meine harmlosen Liebesabenteuer aus Königsberg und Breslau, was sie außerordentlich amüsirte.

In Waltdorf, wo ich die zweite Hälfte meiner Ferien zubrachte, herrschte desto regeres Leben. Das Haus des Grafen wimmelte von ehemaligen Staatsgefangenen, fortgejagten Professoren und Studenten, abgesetzten Kaplänen — es war ein Heim aller Entgleisten in vormärzlicher Zeit. Ich traf dort den Professor Hoffmann von Fallersleben, den Dichter der „Unpolitischen Lieder", die ihm seine Breslauer Professur gekostet hatten. Er war eben von einer Reise durch Deutschland zurückgekehrt, die für ihn eine Art von Triumphzug gewesen war: überall Ständchen vor seinen Balkonen und Hochs an den Table d'hotes, wo er seine kleinen, mit bösen Stacheln bewaffneten Liederchen vortrug. Er war ein starker, großer, jovialer Mann, grob und derb bisweilen bis zur Unanständigkeit. Immer ging er in seinem alten Flausch, schwadronirte und räsonnirte nach Herzenslust. Bisweilen ließ er die Kindlein des Dorfes zu sich kommen, fragte ihnen ihre Kinderlieder ab und trug ihnen die seinigen vor. Da war der stachelichte Politiker ein sehr sanfter Kinderfreund. Daß er ein zartbesaitetes Gemüth besaß, bewiesen ja auch seine früheren Lieder, die ihm keinen Namen verschafft hatten, in denen aber der gelehrte Germanist oft den alten deutschen Volksliederton glücklich getroffen. Auch unter den „Unpolitischen Liedern" fanden sich einige, die nicht bloß geflügelte Epigramme mit den gegen Censur, Polizei, Beamtenthum und Adel gerichteten Spitzen waren, sondern begeisterte patriotische Ergüsse, wenn auch in knapper Form. Wenn wir abends bei der Punschbowle saßen, sang er ununterschieden bald die einen, die bitterbösen, bald die andern vaterländisch schwunghaften vor, welche

indeß damals nicht weniger von der Censur gerichtet wurden. Unter den letzteren befand sich ein schlichtes Lied mit dem Refrain:

„Deutschland, Deutschland, über alles,
Ueber alles in der Welt!"

Viele Jahrzehnte sind seitdem verflossen; der Name Hoffmann v. Fallerslebens gehörte bereits der Literaturgeschichte an; da ist dieses Lied, das er kurz vorher auf Helgoland gedichtet und das allerdings viele Komponisten gefunden hatte, in wunderbarer Weise wieder aufgetaucht und ein bei jeder patriotischen Gelegenheit gesungenes, allgemeines deutsches Volkslied geworden.

Auch einer Jagd in Waltdorf wohnte ich bei; es waren einige Gutsbesitzer der Umgegend, viele Neisser und Breslauer Bürger zugegen. Mehr Lorbeeren als auf der Jagd erntete ich bei der Jagdmahlzeit, wo Hoffmann v. Fallersleben und ich tüchtig deklamiren mußten.

Charakteristisch für die damaligen Zustände ist es, daß wir am Schlusse der Mahlzeit à la Piccolomini eine lebensgefährliche Adresse an die badische Kammer zum Vorschein brachten und zur Unterschrift vorlegten, in welcher nichts Geringeres verlangt wurde als ihr kräftiges Einstehen für Preßfreiheit; wir waren dabei nicht ohne Bedenken, daß diese Adresse von der Neisser Polizei aufgefangen werden und dem Grafen Reichenbach Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Wie harmlos erscheint heut zu Tage eine derartige Petition, welcher alle Ultrakonservativen ihre Unterschrift geben würden! Von der badischen Kammer aber, die eine Leuchte des Liberalismus in den Rheinlanden war, erwarteten wir auch eine für Preußen bahnbrechende Initiative. Nicht auf Nord und Süd, nicht auf die Bedeutung eines kleineren Staates und seine Stimmenzahl im Bundesrathe kam es an, sondern nur auf das Gewicht, das in die Wagschale der öffentlichen Meinung fiel — und da spielten die badischen Kammern in vormärzlicher Zeit eine Hauptrolle; denn sie hatten

rednerische Talente, und es saßen darin thatkräftige Männer, welche für die Ideen der Zeit begeistert waren.

Eine andere Adresse hatte ich mit dem Führer der Raczeks, Max von Wittenburg, entworfen und bei den Studenten circuliren lassen; wir strebten danach, dem Studententhum eine bessere moderne Gestaltung zu geben, alles Mittelalterliche auszuscheiden, eine Entwickelung, die nicht von oben decretirt, sondern nur von innen heraus gestaltet werden konnte; statt des vielfach rohen Wesens sollten wissenschaftlicher Geist und Sittlichkeit bei den Universitäten einziehen, vor allem aber das Recht der freien Kritik den Studenten gewahrt werden, damit nicht die Universitäten auf den Standpunkt von Elementarschulen herabgedrückt würden. Dazu verlangten wir Aufhebung des eximirten akademischen Gerichtsstandes in einer durchaus anständig gehaltenen und gemäßigten Petition. Dies Verlangen ist erst nach vielen Jahrzehnten bewilligt worden. Unsere Petition machte die Runde durch alle deutschen Zeitungen und wurde von ihnen mit Lob überhäuft. Alle diese studentischen Vorgänge bildeten einen wichtigen Stoff der Tagesberichterstattung; sie wurden geradezu als politische Ereignisse betrachtet.

Ehe ich von Waltdorf Abschied nahm, las ich noch mein Trauerspiel „Robespierre“ dem Grafen und der Gräfin, einer sehr hübschen, mir sehr gewogenen Frau, dem Breslauer Maler Resch und dem Exprofessor Hoffmann v. Fallersleben vor. Dieser meinte, das Stück erinnere sehr an Schillers Jugendwerke, und wer ein Drama wie diesen „Robespierre“ schreiben könne, der möge getrost die lumpige Jurisprudenz an den Nagel hängen.

* * *

Mein Schauspiel „Robespierre“ ist nie zur Aufführung gekommen. Ich stand damals dem Theater gänzlich fern; doch der Breslauer Schauspieler Heckscher interessirte sich lebhaft für Stück und Titelrolle. Er war ein tüchtiger Darsteller, von

großem Einfluß bei der Leitung der Bühne, und das Drama wäre unzweifelhaft gegeben worden, wenn es die Censur passirt hätte. Später, 1845, erschien es im Buchhandel, in Neisse in Kommission bei Ferdinand Burckhardt. Mein eigentlicher Verleger war Graf Reichenbach, dem ich es auch gewidmet hatte; er trug die Druckkosten und zahlte das Honorar.

Weit über meine früheren dramatischen Dichtwerke erhob sich der „Robespierre". Die Modernen, welche eine große „Revolution" der Literatur verkünden, namentlich Bleibtreu, der ja ähnliche Geschichts- und Revolutionsdramen gedichtet, würden, wenn er im Jahre 1890 erschienen wäre, ihn unfehlbar ihrer Richtung beizählen: er ist nicht etwa in Jamben, er ist in Prosa geschrieben, in einer unleugbar markigen Prosa, die sich nur an einigen Stellen, besonders in zwei Monologen Robespierres, zu dichterischem Schwung erhebt, sonst sehr kernig, kraftgenial, bisweilen derb bis zum Cynismus ist. Die Charakterköpfe der Revolutionsmänner, der terroristische St. Just, der gesinnungslose, leichtfertige Barrère, der düstere, schwarzgallige Billaud, der rohe, oft betrunkene Henriot sind mit einer frisch zugreifenden Rücksichtslosigkeit charakterisirt, welche wenig salonfähig ist, so wenig, wie die Keckheiten der neuen „Robespierre"-Dichtung von Eugenie delle Grazie. Der tugendsamen häuslichen Idylle von Robespierre ist die Orgie von Passy gegenübergestellt, wo Barrère und seine liederlichen Genossen der Freigeisterei der Leidenschaft huldigen, und hier in einzelnen Zügen würde man die grelle Farbengebung der Zola'schen Schule wiederzuerkennen glauben.

Von fast allen späteren Robespierre-Dramen unterscheidet sich das meinige dadurch, daß es erst nach dem großen Conflicte mit Danton, der bei jenen den dramatischen Mittelpunkt bildet, anhebt und das Streben Robespierres nach der Dictatur, seine inneren Kämpfe und die Kämpfe mit den widerstrebenden Parteien zum Inhalt hat. Die Einheitlichkeit der Handlung ist dadurch vollkommen gewahrt. Die großen Haupt- und Staats-

actionen werden unbedenklich auf die Bühne gebracht, so das Fest des höchsten Wesens am Schlusse des ersten Actes, die stürmische Sitzung vom 9. Thermidor am Schlusse des vierten, die Erstürmung des Stadthauses im letzten Act, und in diesen Hauptscenen ist zum Theil der Wortlaut des „Moniteur" gewahrt; es ist dramatisirte Geschichtschronik, und wenn Griepenkerl später in der Vorrede zu seinem „Robespierre" sagte, „die Bretter sollen erdonnern unter dem Kothurn der Wirklichkeit", so mochte dies auch auf mein Drama passen: wir beide konnten uns mit der Anlehnung der Shakespeare'schen Historien an die Holinshed'sche Chronik decken; doch ich selbst bin später kein kritischer Vorkämpfer der Weltgeschichte in puris naturalibus gewesen.

Viel in meinem „Robespierre" gehörte indeß der freien Dichtung an: so die Ausmalung und dramatische Verwerthung der geschichtlich überlieferten Liebe des geschmeidigen, eleganten doch deshalb nicht minder mörderischen Republikaners Tallien zu der schönen Gräfin Sophie Cabarrus, die einen Haupthebel der Verschwörung gegen den Dictator bildet. Daß Cécile Renault einen Mordversuch auf Robespierre machte, ist ebenfalls historische Thatsache; ich habe ihr in dem Drama die Bedeutung einer zweiten Charlotte Corday gegeben. Dem Kultus, welchen Cathérine Theot und ihre Sekte mit Robespierre trieb und der ebenfalls von seinen Gegnern zu seinem Sturze benutzt wurde, habe ich einige Scenen gewidmet, in denen das Theosophische vielfach in das Burleske aufgelöst wird; auch diese Scenen haben einen kraftgenialen Zug. Leonore ist eine etwas konventionelle Geliebte von Robespierre, stolz auf ihn und besorgt um ihn; daß es wohl möglich war, diese Gestalt zu vertiefen, habe ich aus einem neuen Drama von Welcker ersehen, worin die Geliebte des Helden innerlich gebrochen wird, als sie sein Streben nach der Dictatur erkennt, das sie für einen Frevel hält und an welches sie deshalb nicht glauben wollte. Dem Aufbau des Ganzen fehlt es nicht an Steigerung: nur der dritte Act geht

aus ohne einen markanten Einschnitt der dramatischen Handlung. Nächst Robespierre ist wohl Barrère die hervorragendste Persönlichkeit, der Prophet der Anarchie, wie ihn Tallien nennt. Jener sagt von sich selbst: „Ich liebe die Unordnung und Verwirrung wie ein Taschendieb, wie ein Beutelschneider. Ehe ich mir eine so zierliche Schleife binde am Halstuch wie Max Robespierre, schnüre ich mir lieber die Kehle zu. Wir sind alle so verzweifelt ordentliche Leute, daß es eine wahre Wonne ist, wenn das Leben einmal unser wohlassortirtes Lager von Tugenden und Begriffen in Brand steckt! Sieh, in den Schulen lehrte man uns viel vom Staat und seiner Nothwendigkeit. Das ärgerte mich schon immer, und jetzt freue ich mich, daß unser nothwendiger Staat so zerfetzt und zerflittert ist, daß seine Fäden herumfliegen wie Altweibersommer. Göttliche Freiheit, von wenigen ganz begriffen, du Nymphe, deren geheimste Reize noch keinen Sterblichen beglückten! Wir schießen uns todt um deinetwillen; doch all unser Thun ist immer noch ein schülerhaftes Exercitium, und die große Lehrerin Geschichte streicht uns mit Blut unsere dummen Fehler an.“ Und Robespierre selbst faßt am Schluß, als der Maire Fleuriot ausruft: „Unseren Leib dem Staub, unsere Namen den Gestirnen!“ die Tragödie seines Lebens in die Worte zusammen: „O, sie haben andere Dinge zu thun als an uns zu denken. Und doch — sie müssen es, ja, sie müssen es! Mein Leben läßt sich nicht ausstreichen aus der Geschichte. Nun, so nehmt es hin, ihr künftigen Geschlechter, flucht oder segnet! Mögen eure Ideen in dem Schoße des Friedens keimen, Völker beglückend zum Himmel wachsen — auch meine Idee war schön, doch sie war die blutige Tochter einer traurigen Vergangenheit, ihr Leben ein fiebernder Pulsschlag und Schrecken und Zwietracht ihre Begleiter!“

Wie man auch über die Schwächen dieses dem jetzigen Geschlecht gänzlich unbekannten Dramas denken mag — wer die Chronik unserer Robespierre-Dramen und dramaturgische Parallelen über dieselben schreiben wollte, dürfte es keineswegs

übergehen, da es in der Reihe derſelben eine ſelbſtändige Stellung einnimmt.

* * *

Außer dem Drama „Robespierre“ verfaßte ich mehrere Gedichte, von denen eines, in welchem ich thörichterweiſe wie Hoffmann v. Fallersleben das Beamtenthum, damals in der That den Träger der preußiſchen Staatsmacht und Intelligenz, angriff, in die Hände der Polizei fiel. Ich gab mit Wittenburg eine handſchriftliche Zeitſchrift heraus, zu welcher auch ein junger Student, Ferdinand Laſſalle, philoſophiſche Artikel beiſteuerte — und in dieſer Zeitſchrift befand ſich das Gedicht, das weſentlich dazu beitrug, meinen Aufenthalt in Breslau abzukürzen.

Wenn man von Sallet abſieht, ſo ſtand die ſchleſiſche Lyrik, inſoweit ſie nicht ein ganz provinzielles Gepräge trug, damals nicht gerade im Zuſtand der Blüthe. Es war zwar ein neuer Lyriker aufgetaucht; aber er hatte nicht den Beifall der Studenten gefunden, die ſich über ſeine Gedichte luſtig machten. Der Poet war ſeines Zeichens Privatdocent auf dem Gebiete der deutſchen Sprache und Literatur; er las auch über die neueſte politiſche Lyrik und keineswegs als nergelnder Reactionär. Auch mich ſoll er in ſeinen Vorleſungen, denen ich nicht beiwohnte, erwähnt haben. In ſeiner Richtung und Geſinnung lag alſo nichts, was unſeren Widerſpruch herausfordern konnte. Doch dieſer ziemlich hoch aufgeſchoſſene Docent verkehrte vorzugsweiſe in kaufmänniſchen Kreiſen; er war ein maître de plaisir bei den Feſten der Börſe — und dadurch wurde er bei uns Studenten mißliebig: wir wollten nicht, daß ein akademiſcher Lehrer bei den „Schwungs“ und „Ladenſchwengeln“ eine Rolle ſpiele. Im übrigen gehörte auch der Breslauer Kaufmannsſtand in ſeiner Mehrheit der politiſchen Oppoſition an — aus ihm ging ja der ſpätere Märzminiſter Milde hervor. Unſer Vorurtheil konnte durch die Gedichte des jungen Germaniſten nicht widerlegt werden; ſie waren zum Theil platte Gelegenheitsgedichte für die

Feste im Zwinger und an der Börse; es fehlte ihnen die lyrische Ader, und manches Hübsche, Genrebildliche entging unserer mangelhaften ästhetischen Einsicht. Wir waren nur für den feurigen Schwung der politischen Lyrik begeistert; ja, eine ans Bedenkliche streifende poetische Novellette forderte unseren Spott heraus. Bei uns machte diese Gedichtsammlung, die im ganzen spurlos vorüberging, Fiasko; sie führte den Titel: „In Breslau", und der Dichter war kein Geringerer als Gustav Freytag, dem damals Niemand seinen späteren Ruhm vorausgesagt hätte. Niemand wußte, daß er damals im Kaufmannshause Molinari in der Albrechtsstraße jene Studien machte, die er kaum ein Jahrzehnt später in seinem Roman „Soll und Haben" zur Erbauung für die ganze Welt verwerthen sollte.

Unter den Breslauer Professoren befand sich ein sehr redegewandter Lehrer der Philosophie, Braniß, der aber einer Richtung angehörte, welche zwischen den Alt-Hegelianern und Neu-Schellingianern in der Mitte stand. Er hatte ein Werk über „die Philosophie seit Kant" zu veröffentlichen begonnen, war aber in dem erschienenen ersten Bande nur bis zu Kant vorgedrungen. Weiter kam er nicht; das Werk blieb ein seinen Titel verhöhnender Torso. Da er als Originaldenker auch ein neues Prinzip zu Tage fördern wollte, womit Gott und die Welt in ihrem wahrsten Wesen begriffen werden sollten, so proklamirte er als solches „das absolute Thun", womit er allen denjenigen Studenten vor den Kopf stieß, deren Prinzip das absolute Nichtsthun war. Die anderen aber brachte er durch seine Polemik gegen die neueste Philosophie, gegen Preßfreiheit, gegen das ganze Zeitungswesen auf; am schärfsten ging er mit Ludwig Feuerbach ins Gericht, der unter uns zahlreiche Anhänger zählte. Er war scharf und schneidig, um so mehr, als seinem Kathedervortrag nicht widersprochen werden durfte. Doch die Studentenschaft ließ sich dies nicht ruhig gefallen; ihr Unwille äußerte sich in den lebhaftesten Symptomen, im Fußscharren, Trampeln, Hohngelächter. Die Zeitungen nahmen von

dieſen Vorgängen Notiz und vertheidigten ſich nicht allzuhöflich gegen die Anklagen des Profeſſors.

Da trat ein literariſcher Famulus, Herrmann Grieben, ſpäter ein tüchtiger Redacteur der „Kölniſchen Zeitung“, in der „Breslauer Zeitung“ auf, tadelte das Benehmen der Studenten und beſchuldigte diejenigen, welche jene Aeußerungen des Profeſſors der Oeffentlichkeit hinterbracht hatten, großer Geſinnungsloſigkeit. Max v. Wittenburg griff darauf den Profeſſor Braniß in der „Breslauer Zeitung“ an, und zwar in einer ſehr ſcharfen Kritik, in welcher er den Vorträgen desſelben Wort für Wort folgte, alle Widerſprüche und Verkehrtheiten nachwies und ihn anklagte, daß er die wahren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf den Univerſitäten verdächtige; das alles war in anſtändigem Ton gehalten: Wittenburg war eine ernſte und energiſche Natur. Gegen Grieben aber ging er anders vor; er lud ihn vor eine allgemeine Studentenverſammlung, damit er hier ſeine Prinzipien rechtfertige und die Ausdrücke, welche die Studenten beleidigten, widerrufe. Und zahlreich erſchienen die Studenten, 300—400. Grieben vertheidigte ſich mit ſtockender Rede; er ſprach von der Pietät, die man dem Lehrer ſchulde, von der Roheit des Studentenpöbels.

Wittenburg ſchlug ihn mit ruhiger Klarheit. Er hatte mich gebeten, ihm zu ſecundiren. Ich hätte dies zwar unterlaſſen können, aber meine Freundſchaft für Wittenburg, mein Intereſſe an der Prinzipienfrage, mein Beſtreben, für künftige Volksvertretungen mein Rednertalent auszubilden, beſtimmten mich, bei dieſer ſtudentiſchen Weltgeſchichte nicht theilnahmlos zu bleiben. Ich ſprach mit einem ſtürmiſchen Redefluß, mit dem mir gerade zur Verfügung ſtehenden Witz und erntete den lebhafteſten Beifall. Und noch ein anderer Student benutzte dieſe Gelegenheit, ſein redneriſches Licht leuchten zu laſſen; mit dünner Stimme, aber ſcharf, fein, mit unwiderſprechlicher Logik ging er dem Inculpaten zu Leibe; es war der ſpätere Volksredner Ferdinand Laſſalle.

Der hinkende Bote kam nach. Schon vor der Versammlung war Wittenburg zum Rektor gerufen worden, der ihn wegen seines Zeitungsartikels zur Rede stellte und hinzufügte, er habe etwas von einer Versammlung munkeln hören, das müsse Wittenburg hintertreiben. In der That eröffnete dieser die Versammlung mit der Mittheilung, der Rektor habe ihn gebeten, sie aufzuheben; er stelle es den Studenten anheim, ob sie gehen oder bleiben wollten. Und alle blieben! Nun nahm Wittenburg keine Rücksicht mehr auf das mahnende Gewissen, das in Gestalt des Pedells an der Thüre stand. „Herr v. Wittenburg — im Namen Seiner Magnifizenz! — Was haben Sie Seiner Magnifizenz versprochen?" Doch diese unheimlichen Unkentöne wurden von dem Leiter der Versammlung wie von allen anderen überhört. Diese nahm ihren Fortgang, und Grieben wurde in Acht und Bann gethan.

Natürlich gerieth Wittenburg sogleich in Untersuchung und wurde wegen vermessener und scharfer Kritik der Vorlesung eines Professors und wegen Bruchs eines dem Rektor gegebenen Versprechens mit dem Consilium abeundi bestraft. Dies wurde mit aller Strenge executirt; ein Pedell begleitete den Verbannten auf den Bahnhof, gleichzeitig aber auch ein Musikcorps, das sein Freund, der Studiosus Zipfel, zu diesem Zweck engagirt hatte.

Zipfel war ein merkwürdiger Sohn jener philosophischen Zeit; er hatte einen Zipfel der Metaphysik erwischt, doch ihm fehlten alle positiven Anhaltspunkte, und er schwebte auf seinem Faustmantel haltlos in den Wolken. Er war der Dichter eines Stückes: „Der Sieg der Idee!", welches an altindische Dramen, wie „Der Mondaufgang der Erkenntniß" erinnern mochte; denn es spielten darin lauter Begriffe und Ideen mit. Die Tendenz ging nach seiner eigenen tiefsinnigen Angabe darauf hinaus, daß die Idee siegt und die Geschichte hinten herunterfällt. Seine Verdienste als philosophischer Dichter konnten ihn indeß nicht davor schützen, daß er wegen seiner freundschaftlichen musikalischen Begleitung ebenfalls das Consilium abeundi erhielt.

Ich selbst befand mich durch die Heimtücke des Zufalls in einer eigenthümlichen Lage; ich hatte die Erlaubniß zur Immatrikulation, war aber noch nicht immatrikulirt worden, weil meine Papiere durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Königsberger Universitätssekretäre so lange dort liegen geblieben waren, bis mir dieser Verzug zum Schaden gereichte. Jetzt gerade waren sie angekommen. — Als ich mich nun auf dem Secretariat damit meldete, um mich immatrikuliren zu lassen, wurde mir der Bescheid, das ginge zunächst nicht an; ich hätte mich als Nichtstudent in studentische Angelegenheiten gemischt und müßte erst darüber vernommen werden. Auf diese Vernehmung wartete ich wochenlang und schrieb dann einen energischen Brief an den Herrn Universitätscurator und Polizeipräsidenten Heineke, um mich nach den Gründen zu erkundigen, warum meine Immatrikulation so lange verzögert werde. Gleich am nächsten Tage wurde ich zum Polizeipräsidenten citirt, und es entwickelte sich ein Gespräch, das ich damals aufgezeichnet habe und das ich hier mittheilen will, weil es auf die in jener Zeit herrschenden, patriarchalischen Verhältnisse ein charakteristisches Licht wirft.

Heineke: „Bitte, lieber Herr Gottschall, nehmen Sie Platz!“ (Es geschieht auf dem Sopha.) „Sie fragen mich wegen Ihrer Immatrikulation? Ich sah mich genöthigt, noch einmal Ihretwegen an das Ministerium zu schreiben. Sie wissen ja, daß Sie bloß unter der Bedingung immatrikulirt werden, wenn Sie Ihre früheren Tendenzen nicht weiter verfolgen. Und doch traten Sie wieder in einer verbotenen Versammlung als Sprecher auf und verbreiteten Gedichte unter den Studenten, wie die ‚Nationalkokarde‘, worin Sie uns Beamte mit einer numerirten Herde Schafe vergleichen. Die Sache, der Sie Ihre Talente widmen, ist schlecht und verwerflich.“

Ich (den Polizeipräsidenten sehr verliebt ansehend und mich mit großer Ruhe auf dem Sopha schaukelnd): „Entschuldigen Sie, Herr Geheimrath, das kommt ganz auf Ansichten an!“

Heineke (gerührt durch meine Liebenswürdigkeit, meine

einſchmeichelnden Augen, meine ſchönen Locken, meinen Frack und mein ſchwerſeidenes Halstuch à fünf Thaler, ein Geſchenk von zarter Hand aus Berlin): „Um Sie iſt mir nicht bange; Sie werden in dieſem Liberalismus nicht ſtecken bleiben; das ſehe ich Ihnen an, dazu ſehen Sie mir viel zu geiſtreich aus! Aber um die andern iſt mir bange, denen Sie dieſe Ideen einflößen und die ſich nie mehr daraus retten können. Für dieſe muß ich Sorge tragen. Sie und Wittenburg — nun, man hat tauſend Beiſpiele, daß diejenigen, welche auf der Univerſität gefährliche Bahnen verfolgten, nachher gute Staatsbürger geworden ſind. Nach zehn Jahren wollen wir uns wieder ſprechen. Doch ſolche Gedichte, wie dieſe ‚Nationalkokarde‘ oder —“

Ich: „Ich halte dies Gedicht für ſehr unbedeutend!“

Heineke: „Da ſind Sie zu beſcheiden; es iſt ſehr verwerflich! Ihren ‚Robespierre‘ habe ich geleſen, viel Talent, bedeutendes Talent; doch es war mir unmöglich, ihn die Bühnencenſur paſſiren zu laſſen. Er hätte eine zu große Aufregung hervorgerufen; die eine Partei hätte Beifall geklatſcht, die andere gewünſcht, daß der Vorhang falle. Dieſen Tumult kann ich als Polizeipräſident nicht herbeiführen.“

Ich: „Herr Geheimrath — ich habe die Charaktere hiſtoriſch treu gehalten und muß vorausſetzen, daß das Publikum Bildung genug beſitzt, ein Drama bloß vom künſtleriſchen Standpunkte aus zu betrachten.“

Heineke: „Unſer Publikum iſt noch nicht ſo weit; ich muß es nehmen, wie es iſt. Und was findet nicht alles ſeinen Beifall! Haben Sie den zweiten Band von Herweghs Gedichten geleſen?“

Ich (naiv): „Der iſt ja verboten?“

Heineke: „Alles bewirft er darin mit Schmutz. Einen ſolchen Mann kann man ſich doch nicht zum Vorbilde nehmen.“

Ich: „Man muß überhaupt keine Vorbilder haben!“

Heineke: „Mein lieber Herr Gottſchall, es ſollte mir ſehr leid thun, wenn wir Sie verlieren würden!“

Dieser Schmerz wurde indeß dem Geheimrath nicht erspart; es dauerte freilich noch geraume Zeit, bis mir die Hiobskunde zu Theil wurde. Ich hatte in meiner Einsiedelei im Nebengebäude der Universität inzwischen einen Stubengenossen gefunden, einen charakterfesten jungen Mann Namens Anders. Der Oberbibliothekar, Herr Elvenich, ein Philosoph, hatte inzwischen dagegen protestirt, daß zwei Studenten in diesem Nebengebäude wohnten; er behauptete, das Prinzip der königlichen Bauten lasse das nicht zu. Wir hatten indeß diesem Protest noch keine Folge gegeben, als das Schicksal in Gestalt eines Ministerialrescriptes eingriff. Ich saß eben in juristische Studien vertieft, mit der Ausarbeitung eines lateinischen Pandektenheftes beschäftigt, als der Pedell bei mir eintrat, mir ein Schreiben Heinekes überreichte, wonach durch ein Ministerialrescript vom 13. Februar meine Immatrikulation für unzulässig erklärt worden sei, auch könne man mir den Besuch der Vorlesungen und den Aufenthalt in Breslau nicht länger gestatten. Sogleich richtete ich ein Schreiben an den Polizeipräsidenten, worin ich ersuchte, mir die Gesetze mitzutheilen, gegen die ich mich vergangen hätte; ohne Verhör und Urtheil dürfe doch kein preußischer Unterthan aus seiner Vaterstadt hinausgemaßregelt werden; ich hatte mehrere numerirte Punkte angeführt, über die ich Auskunft erbat. Nach einiger Zeit, während welcher ich ganz unbehelligt blieb, kam eine eingehende, sehr höfliche Antwort von Heineke, in welcher Punkt für Punkt berücksichtigt wurde; der Refrain war freilich: ich sei im Irrthum, wenn ich glaubte, man müßte ein bestimmtes Strafgesetz übertreten haben, um aus einer Stadt verwiesen zu werden. Die Regierungen hätten das Recht unbedingt, um für das Wohl der Universitäten zu sorgen.

Als meine Ausweisung bekannt wurde, erregte sie großes Aufsehen; das Publikum war überhaupt in gereizter Stimmung und nahm für uns Partei. Wittenburg ging trotz des Verbots bisweilen in Breslau um — einmal suchten sich vier Polizisten seiner zu bemächtigen, als er auf den Bahnhof zurückfahren

wollte, um den Bannbrüchigen in die Mater dolorosa, ein sehr anrüchiges Polizeigefängniß, zu schleppen. Da befreiten ihn vierzig Studenten von seiner Bedrängniß; er stieg in den Waggon unter lauten Hochrufen, an denen sich das ganze Publikum betheiligte. Ich selbst sollte bald der Gegenstand noch lebhafterer Ovationen werden. Die Studentenschaft erkannte mir die Ehre eines feierlichen Geleites zu. Mein Stubenbursche Anders mochte wohl die erste Anregung dazu gegeben haben. Nicht bloß die Burschenschafter betheiligten sich an dem Comitat, auch die Landsmannschaften. In der Deputation derselben befand sich der bereits vor längeren Jahren als Berliner Rechtsanwalt verstorbene Hiersemenzel, damals ein strebsamer Musenjünger, dem die Lyrik mit aller Stille und Verschwiegenheit ihre Weiheküsse ertheilte.

Es war für ihn der Anfang einer Sturm- und Drangperiode, die an allerlei lustigen Abenteuern reich war; denn der blaß und schüchtern aussehende Jüngling konnte mit seinen damaligen und späteren Erlebnissen eine ganze Chronik füllen. Auch einige Breslauer Bürger hatten sich zu dem Comitat eingefunden, um ihre dem Kultusministerium feindliche Gesinnung an den Tag zu legen.

Vor dem Thore des grauen Bibliothekgebäudes auf dem Sande, wo meine klösterliche Wohnung war, wurde es auf einmal in unheimlicher Weise lebendig; vier- und sechsspännige Postwagen fuhren vor, die Posthörner schmetterten, Reiter sprengten mit blanken Hiebern in den Hof, Studentenmützen von den verschiedensten Farben wogten durcheinander. Ich stieg in einen schönen Wagen mit sechs Pferden — Extrapost, zwei Postillone hoch zu Roß, zu beiden Seiten galoppirten Studenten in vollem Wichs. Mir gegenüber saß mein Stubengenosse und der eine Deputirte der Bürger. Ein langer Wagenzug entführte mich der Vaterstadt; vor dem Gebäude des Polizeipräsidiums und Regierungscuratoriums hielt der Zug; die Postillone bliesen das wehmüthige Lied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus!" und

weiter ging's nach dem oberschlesischen Bahnhofe, wo mir von Anders ein Hoch ausgebracht wurde, in welches das zahlreich versammelte Publikum einstimmte. Unter dem Gesange politischer Lieder ging's nun nach Ohlau, wohin mich viele Commilitonen begleiteten!

Damals stand die öffentliche Meinung ganz auf meiner Seite. Ein so gemäßigtes Blatt wie die „Schlesische Zeitung" widmete mir am 4. März 1844 eine Art von Nachruf, in welchem sie sine ira et studio meine Antecedenzien, die verzögerte Immatrikulation und meine Betheiligung an einer verbotenen Versammlung erzählte und dann fortfuhr: „Gottschall ist durch mehrere Gedichte, besonders durch seine in Königsberg erschienenen „Lieder der Gegenwart" in weiteren Kreisen bekannt; in Breslau hatte er seine Mußestunden zur Abfassung eines Dramas „Robespierre" verwendet, das sein ausgezeichnetes Dichtertalent auf eine herrliche Weise bekundet. Leider stellten sich der Aufführung desselben — Herr Heckscher hatte es zu seinem Benefize gewählt — unübersteigliche Hindernisse entgegen! Wie wir hören, wird es der Dichter durch den Druck veröffentlichen. Herr Gottschall hatte sich in Breslau durch seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgange sowie durch sein Talent, das ihm eine reiche Zukunft prophezeit, nicht bloß unter den Studirenden, sondern auch unter den gebildeten Bürgern viele Freunde erworben, die ihm an dem heutigen Tage, an welchem er aus ihrer Mitte schied, ihre Theilnahme noch besonders bezeugten."

III.

Das Comitat setzte natürlich das Universitätsgericht in die lebhafteste Thätigkeit; eine Reihe von Untersuchungen schloß sich daran. Einer, der in erster Linie von ihr betroffen wurde,

war Ferdinand Lassalle — war er doch einer der Redner in jener verbotenen Versammlung gewesen. Ich hatte seine Bekanntschaft in Kießlings Bierkeller in Breslau gemacht, wo sich eine große Zahl von Bürgern, jungen Beamten und Studenten versammelte, die nicht bloß dem Biere, sondern auch dem Zeitgeist und der freieren politischen Entwicklung huldigten. Der Schweidnitzer Keller unter dem Rathhause versammelte allerdings ein zahlreicheres Publikum, aber in Kießlings Keller kam alles zusammen, was zur Opposition gehörte. In diesen unterirdischen Gemächern herrschte ein durch den Gerstensaft genährter lebhafter Kultus der geistigen Freiheit; hier wurden politische Gedichte deklamirt; dort führte man philosophische Gespräche. Da machte sich vor allem ein blutjunger Student bemerklich mit einer etwas spitzen, aber doch durchdringenden Stimme, von blasser Gesichtsfarbe, von einem griechischen Profil, das mit den physiognomischen Merkmalen israelitischer Herkunft eigenthümlich verschmolzen war. Ganz nach den Gesetzen hellenischer Plastik erstreckte sich die Nase geradlinig ohne jeden Einschnitt von der Stirn herab; aber um den Mund spielte eine lebhafte Beweglichkeit mit allen jenen zersetzenden geistigen Elementen, welche dem jüdischen Stamme eigenthümlich sind. Die ganze Erscheinung hatte etwas körperlich Durchsichtiges und geistig Feines — zählte doch der junge Student nicht mehr als siebzehn Jahre; doch kein Professor der Philosophie konnte mit größerer Beredtsamkeit von Hegel, dem modernen Proclus, sprechen und über die neuen mythologischen Offenbarungen Schellings den Stab brechen. Damals hatte gerade Ludwig Feuerbach in einer kleinen Schrift die Grundzüge einer neuen Philosophie des Sensualismus veröffentlicht, und an diese Schrift knüpfte sich die Debatte an einem Seitentischchen des Kießlingschen Kellergeschosses. Ich fragte nach dem Namen des jungen Studenten und erfuhr, daß er Ferdinand Lassalle heiße und der Sohn eines vermögenden jüdischen Kaufmanns sei.

Bald traten wir uns näher; er imponirte mir durch seine

genaue Kenntniß des ſchwierigſten Gedankenſyſtems bei ſeiner großen Jugend; er kannte ſeinen Hegel auswendig bis auf die dunkelſten Stellen und wußte ſchon damals den Standort aller Gedanken in den verſchiedenſten Werken und Bänden; eine Kenntniß, durch die er ſpäter in Berlin ſelbſt einem Alexander von Humboldt große Achtung abnöthigte. Er war überhaupt ein feiner Kopf, geübt in allen Kombinationen, ein gewandter Schach- und Whiſtſpieler. Wie oft habe ich mit ihm am Schachbrett zuſammengeſeſſen — da mußte er mir freilich den Vorrang einräumen; aber im Whiſtſpiel war er ein Meiſter, und ich mußte mir von ihm viele Zurechtweiſungen gefallen laſſen; wo er ſich Meiſter fühlte, da war er herriſch und ſelbſtgewiß.

An der geſchriebenen Zeitſchrift für die Burſchenſchafter war er ein Hauptmitarbeiter; er ſchrieb dafür Aufſätze im Stil der deutſchen Jahrbücher, philoſophiſche Aufſätze, die von einer ſeltenen Begabung zeugten, und in der That, wer ſeine ſpäteren großen Werke über Heraklit und das römiſche Erbrecht, welche für ſeine meiſten Anhänger Bücher mit ſieben Siegeln ſind, aufmerkſam durchſtudirte, der muß ſeinem eminenten Scharfſinn, über den die zünftige Gelehrſamkeit nur ſelten gebietet, und ſeinem erſtaunlichen Fleiß die vollſte Anerkennung zollen. Doch was ein Dörnchen werden will, krümmt ſich beizeiten — und ſo krümmte ſich das Dörnchen Laſſalle in unſerem Journal.

Als Theilnehmer meines Komitats gerieth er nun in Unterſuchung. Mannhaft trat er dem Univerſitätsrichter gegenüber und bewies ſein gutes Recht mit jener unerſchütterlichen Unfehlbarkeit, die auch allen ſeinen ſpäteren Vertheidigungsreden eigen war. Ich beſaß lange Zeit einen mir jetzt leider abhanden gekommenen ſehr ausführlichen Brief von ihm, in welchem er mir das ganze Verhör mit allen ſeinen kecken Antworten mittheilte — wie oft iſt mir dieſer Jungfernprozeß Laſſalles bei ſeinen ſpäteren Prozeſſen eingefallen! Doch die blinde Themis ließ ſich durch das Genie nicht beſtechen. Laſſalle wurde zu achttägiger Karzerſtrafe verurtheilt und genoß ſo den Vorgeſchmack

der künftigen Gefängnißstrafen, die dem sozialen Agitator zuerkannt wurden.

Nachher verlor ich ihn einige Zeit lang aus dem Gesicht. Als ich ihn dann in Berlin wieder sah, befand er sich, wie ich vorgreifend berichten will, in der Epoche der feinen Pariser Hemden und der vornehmen Liebesabenteuer, einer sehr kostspieligen Epoche, die an die Tasche des Vaters appellirte. Alles um ihn war aristokratischer Parfüm; Liebesbriefe von dem Umfange einiger Bogen Konzeptpapier wurden in echtem Romanstil an vornehme Damen gerichtet; der Don Juan stand in voller Blüthe. Bei einem späteren Besuch in Berlin fand ich ihn mehr zu den Gretchen und Klärchen herabgestiegen, er liebte Naturkinder, huldigte aber außerdem der Freundschaft. Er wohnte mit seinem Freund, dem Dr. Mendelssohn, zusammen, den er in die Geheimnisse der Hegelschen Phänomenologie einweihte. Das unerwartete Resultat dieser Studien war der berüchtigte Kassettendiebstahl, der nicht lange darauf in Scene ging.

Dies alles spielte noch in vormärzlicher Zeit. Später machte Lassalle in Berlin ein Haus, gab lukullische Mahlzeiten, sah berühmte Gelehrte und geistreiche Vertreterinnen der Berliner Salons bei sich; da kann ich aus eigener Anschauung nichts mehr mittheilen. Doch verfolgte ich mit Antheil die öffentliche Rolle, die er zu spielen begann, bis zu dem Duell, das dem duellfeindlichen Agitator, dem Helden einer Pauk- und Prügelscene auf den Straßen Berlins, verhängnißvoll werden sollte, und mit Antheil sah ich später einmal die goldgelockte Ate dieses unseligen Duells, die Rolle in der Hand, in dem Salon der Frau Peroni-Glaßbrenner, wo sie sich nach selbsterlebter Tragödienrolle für die geschminkten Tragödinnen der Bühne vorbereitete.

Wer wie ich Lassalle von Jugend auf kennt, dem muß es als eine merkwürdige Ironie des Schicksals erscheinen, wie gerade an seinen Namen sich eine Agitation der Massen knüpfen konnte. Lassalle war eine durchaus aristokratische Natur; er besaß eine

geiſtige Vornehmheit, wie ſie den Vertretern der Hegelſchen Philoſophie eigen iſt, welche die Maſſe und ihren geſunden Menſchenverſtand verachten; ſeine gelehrten Werke ſind nur der exkluſivſten Gelehrſamkeit zugänglich und tragen für das profane Publikum die Inſchrift der Danteſchen Hölle: „Die ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung draußen!“ Er hatte überdies ariſtokratiſche Lebensgewohnheiten und gehörte durchaus nicht zu den Männern, die ſich in der Atmoſphäre des Arbeiterpublikums wohl fühlen oder die durch Bonhomie, äußeres Kraftgefühl und die Vorliebe für Kraftausdrücke ſich die Sympathien dieſes Publikums gewinnen können. Als er ſich indeß einmal mit dem heißen Ehrgeiz und der fieberhaften Energie, die ihn beſeelten, auf die Arbeiterfrage geworfen hatte, zu welcher ihn ſeine Bedenken über die Berechtigung des Kapitalgewinns in ſeinen größeren Werken hinführten, da vermochte er durch ſeine Neigung für das Extreme, das die Maſſen begeiſtert, durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er die Sturmglocke läutete, durch die ſcharfgeſchliffenen Sätze, die er hin und her ſchleuderte wie ein Jongleur, auf die Maſſen einen Zauber auszuüben, der ihn überlebt hat und ihn zum Gegenſtande eines Totenkultus ſeitens der deutſchen Arbeiter machte. Vergeſſen darf man indeß nicht, daß er keineswegs den ſtaatsfeindlichen Theorien der „Internationale“ huldigte, daß er in ſeinen politiſchen Broſchüren und in ſeiner Fichterede den Beruf Preußens zur Wiederherſtellung deutſcher Macht und Größe energiſch hervorgehoben, daß er weit entfernt war von einer Allianz mit dem Partikularismus und den jetzigen reichsfeindlichen Mächten.

Er hatte von Hauſe aus wie wenige eine eiſerne Stirn und den Glauben an ſeine Unfehlbarkeit — und das iſt ſchon die halbe Bürgſchaft des Erfolges. Hat er doch dadurch ſelbſt dem Dichter Heinrich Heine, dem kranken Ariſtophanes in Paris, imponirt, der in ihm den Vertreter einer „neuen Jugend“ erblickte, die rückſichtslos mit allen Ueberlieferungen und jeder Gefühlsſchwärmerei gebrochen hat. Sein Lebenslauf bewegt ſich

indeß in einer gebrochenen Linie; aus dem Gelehrten entpuppt sich der Agitator, und der Abenteurer geht durch beide Epochen hindurch. Mindestens beweist dies interessante Phänomen, daß die Zeit der deutschen Faust-Don Juane nicht vorüber ist, eine so große Rolle auch gegenwärtig die gelehrten und poetischen Wagner spielen.

* * *

Nach meiner Verbannung aus Breslau fand ich beim Grafen Reichenbach und bei meiner Tante wieder die freundlichste Aufnahme und so war ich bald in der Waldeinsamkeit von Wiersbel, die ich mit dem Förster durchstreifte, bald in den Salons von Waltdorf, wo stets ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr herrschte; durch meine Vermittlung kamen auch der Graf und die Gräfin nach Wiersbel hinüber, wo besonders der erstere der einsamen alten Dame mit seinen Rathschlägen an die Hand gehen sollte, da die Verpachtung des Gutes große Nachtheile für sie im Gefolge hatte. Mit Reichenbach fuhr ich öfters nach Neisse hinüber, wo einmal ein Pater regens ihn und mich zu bekehren versuchte und zuletzt von dem Weine, den er uns dabei vorsetzte, selbst so trunken wurde, daß ihm die Beredtsamkeit ausging. Reichenbach nahm, trotz seiner radikalen Gesinnung, im Neisser Kreise eine angesehene Stellung ein; er war Kreisdeputirter und Vertreter des Landraths, als solcher von der Regierung gewählt, Landesältester, Direktor der Neisser-Brieger Eisenbahn. Wenn ihn auch ein Theil der Behörde hassen mochte, so betrachtete ein anderer doch seine politischen Bestrebungen als eine Art von beiläufigem „Sport", durch den sein Wirken in jenen angesehenen Stellungen nicht beeinträchtigt wurde. Er fuhr indeß nach wie vor fort, aus seinem Waltdorf ein Asyl für Alle zu machen, die mit den Universitätsbehörden oder auch mit anderen in Konflikt gekommen waren.

Auch mein Breslauer Stubengenosse Anders, der hauptsächlichste Veranstalter meines Komitats, kehrte bald in die

Waltdorfer Demagogenherberge ein; auch ihn hatte das Schickſal in Geſtalt eines consilium abeundi ereilt; er hatte damals das Komitat der Polizei angezeigt, ſofort das ſchriftliche Verbot desſelben von Heineke erhalten, dies aber zerknittert in ſeine Taſche geſteckt. Grund genug, daß er mein Leidensgenoſſe wurde!

So fleißig ich in Waltdorf ſtudirte, wo mir die reichhaltige Bibliothek des Grafen und diejenige ſeines intimen Freundes Krönig, eines früheren Jenenſer Burſchenſchafters, der bei ihm wohnte, zur Verfügung ſtand, beide beſonders reich an ſtaatswiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo wollte ich doch nicht das Semeſter verlieren und beſchloß, in Leipzig mein Glück zu verſuchen, unter Vorzeigung meines Königsberger Abgangszeugniſſes und der mir vom Miniſterium bewilligten Erlaubniß, in Breslau zu ſtudiren. So machte ich mich denn auf den Weg, von der guten Tante mit Reiſegeld verſehen, nachdem ich vorher noch eine zwei Bogen lange Epiſtel an den Kultusminiſter Eichhorn angefertigt, in welcher ich meine bisherigen Thaten und beſonders meinen „Robespierre“ zu rechtfertigen ſuchte und ihn bat, meiner Immatrikulation in Leipzig ſeinerſeits keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen und mir ſpäter zu erlauben, in Berlin fortzuſtudiren, um dem Staate Preußen, dem „Staate der Intelligenz und der Zukunft“, meine Kräfte widmen zu können.

In Leipzig fand ich ein Unterkommen in der Wohnung eines Studenten, deſſen Bekanntſchaft ich in Dresden gemacht hatte und der für die Ferien verreiſt war. In der Pleißeſtadt gefiel es mir damals wenig, es war die echte Literatenſtadt. „Wenn man“, ſchrieb ich meinem Vater, „hier einem Menſchen mit einer Brille auf der Naſe begegnet, der ſehr weltſchmerzlich, arrogant und füffiſant ausſieht, ſo iſt es ein Literat — Fabrikarbeiter, Schöngeiſter, im Cliquenweſen erſäuft, ohne Geſinnung.“ Doch traf ich hier meinen Schickſalsgenoſſen Wilhelm Jordan, welcher fleißig arbeitete, überſetzte und korreſpondirte und ſich ſo gut ſtand, daß er ſeine Braut bald heimzuführen gedachte. Er führte

mich bei Otto Wigand ein, dem Herbergsvater der Jung-Hegelianer, dem Verleger Feuerbachs, einer energischen Persönlichkeit, die mir sehr wohl gefiel; auch spielte er fleißig Schach, ebenso wie Jordan; in dem Hause, in welchem er wohnte, im „Gutenberg" auf der Windmühlenstraße, hatte sich damals der Leipziger Schachklub einquartiert. Auch Albert Dulk kam nach Leipzig und besuchte mich sogleich, so daß das junge Königsberg eine Zeit lang dort beisammen war. Dulk war ein Kraftmensch durch und durch; keiner der früheren Stürmer und Dränger, von denen die Literaturgeschichte berichtet, konnte genialer in seinem ganzen Wesen sein. Eine Empfehlung des Buchhändlers Burkhardt in Neisse führte mich in das Haus des Besitzers der Hartknochschen Buchhandlung, Herrn Baumann, ein; hier traf ich die Schriftsteller Held und Corvin, wie ich denn auch allmählich mit allen damaligen Leipziger Berühmtheiten bekannt wurde. Meinem Vater schrieb ich damals ihr Signalement in einer registermäßigen Aufzählung, die ich hier mittheilen will.

Held, Redacteur der „Lokomotive", mit einem furchtbar langen rothen Bart und kleinen Augen.

Corvin, Novellist, ziemlich nichtssagend, preußische Lieutenantsnatur, Sallets Freund.

Dr. Eiler, der wegen Majestätsbeleidigung ein Jahr auf Festung saß, ein Berliner, sehr witziger Kopf und angenehmer Gesellschafter, Jordans Freund.

Binder, Redacteur der „Eisenbahn", nicht bedeutend, ebenfalls ein naher Bekannter Jordans.

Robert Blum, an den ich Briefe von Reichenbach hatte, Theatercassirer, Centrum der politischen Partei, ein Autodidakt. Seinem Aussehen nach ein behaglicher Bierphilister mit einer impertinenten rothen Nase, die keck in die Welt hinausspringt und die ich den „constitutionellen Leuchtthurm Sachsens" zu taufen beliebte. Er ist ein sehr tüchtiger Kerl, mit viel Phlegma und großer Redegewandtheit. Ich war oft mit ihm zusammen.

Er will für die Aufführung des „Hutten“ sorgen. Für „Robespierre“ stellt er kein günstiges Censurhoroskop.

Günther, Redacteur der „Sächsischen Vaterlandsblätter“ und der „Industriezeitung“. Sachse durch und durch, Antipreuße, Constitutionsmann, etwas deutschthümelnd, mehr Politiker als Literat, angenehm im Umgang und eine hübsche Persönlichkeit.

Kaufmann, Karl Becks Freund, der die „Grenzboten“ redigirt, einer der liebenswürdigsten und bescheidensten von allen. Mit ihm knüpfte ich Verbindungen an; er will einige Scenen aus „Robespierre“ in den „Grenzboten“ drucken.

Oettinger, eine Paviansfigur; er ist der Redacteur des Witzblattes „Charivari“.

Heinrich Laube, Freund des Fürsten Pückler, der Heros der Leipziger Literaten. Er würdigte mich einer Unterredung im Literatenverein, dessen Sitzungen ich einmal beiwohnte. Eine schwarze Kalmückenphysiognomie mit stechenden Augen, gesetzte Figur, sehr determinirtes, aber auch aristokratisches Wesen. Das Ensemble gefiel mir weit besser, als ich geglaubt. Laube ist vermögend durch seine Frau. Sein Drama „Struensee“ ist auf zwei Bühnen mit Erfolg aufgeführt worden.

Dr. Oswald Marbach, Privatdocent, ein freundlicher Mann, dem ich einen Brief von seinem Bruder in Breslau übergab und den ich ein paarmal besuchte. Er ist mehr Polyhistor als großer Kopf.

Wuttke, Privatdocent, den ich von Brieg aus kannte, ziemlich renommirter Historiker; ein kleines, kratziges Männchen, räsonnirt und schwadronirt, ein wenig arrogant, aber ganz liberal.

Dr. Saß, der größte, das heißt längste deutsche Schriftsteller, ein studentisches Kneipgenie, das bei der Durchreise durch Leipzig sich dort einige Zeit aufhielt, auch vierzehn Tage wegen eines Injurienprocesses im Stock saß. Wenn Saß sitzt, sieht er aus wie ein gewöhnlicher Mensch; man erschrickt, wenn er sich

aufrichtet und zu dem kleinen Oberleib ſich ein paar Beine als Träger melden, die an Länge alles übertreffen, was ich geſehen. Dabei trägt er lange blonde Haare, die ihm im Geſicht herumfahren; er ſieht überhaupt aus wie eine Meernixe. Er iſt ein deutſcher Republikaner und nennt ſich ſo, weshalb man ihn einmal auf der Polizei feſtnahm; er wies ſich indeß alsbald durch ſeinen Paß als Lübecker aus.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß ſich in dieſer Liſte Berühmtheiten finden, die in der deutſchen Geſchichte und Literaturgeſchichte ihren Platz behaupten werden. Am wenigſten gilt das von dem früheren preußiſchen Lieutenant Held, der als Volksredner in den Märztagen durch ſeine Stentorſtimme dem Volk von Berlin imponirte. Doch Corvin als Vertheidiger der Feſtung Raſtatt gegen die Preußen und als Zuchthausſträfling, Robert Blum als Vertreter der Nationalverſammlung und Opfer öſterreichiſcher Militärherrſchaft auf der Brigittenau, ſowie Laube wiederum als der gefeiertſte deutſche Dramaturg ſind wohl noch jetzt lebendig in der Erinnerung aller Zeitgenoſſen.

Ein Beſuch bei Sr. Magnificenz dem Rector Weber, den ich um ſeinen guten Rath fragte, diente durchaus nicht dazu, meine Lage zu klären; er hielt die ganze Angelegenheit für ausſichtslos; ich würde kaum an einer andern deutſchen Univerſität zugelaſſen werden; ich möchte mich lieber wieder an den Miniſter Eichhorn wenden mit der Bitte, mich an einer preußiſchen Univerſität zuzulaſſen. Uebrigens würde meine Immatrikulation in Leipzig ſich bis Michaelis hinziehen. Ich wollte dann wenigſtens in der Zwiſchenzeit zu Leipzig Collegia hören und fragte bei einem zweiten Beſuch den Rector, ob mir der Aufenthalt hier geſtattet werden würde. Darauf erhielt ich eine bejahende Antwort. An Eichhorn hatte ich nochmals geſchrieben.

Gleich nach meiner Ankunft in Leipzig hatte mich ein Verehrer aufgeſucht, der ſchon in Königsberg und Breslau als Durchreiſender meine Bekanntſchaft gemacht. Es war der junge Kaufmann Schwedler aus Krimmitſchau; er lud mich dorthin

ein; der Vater war ein wohlhabender Bourgeois, der eine Fabrik mit zweihundert Arbeitern besitzt. Ich traf dort viele Freunde meiner Gedichte, besonders einen Dr. med. Götze, der meine „Lieder der Gegenwart“ fast auswendig wußte. Jetzt, wo ich die Antwort von Eichhorn erwartete, wurde ich abermals dorthin eingeladen; ich folgte dieser Einladung und verlebte dort einige Wochen in der angenehmsten Weise. Der eine Sohn des Hauses, welcher Advokat war, kutschirte uns nach Zwickau, Glauchau und den Nachbarstädten; dann besuchten wir einen relegirten Leipziger Studenten, den jungen v. Mangoldt, den Sohn des Dresdener Oberappellationsgerichtspräsidenten; er hatte sich zwar ebenfalls an burschenschaftlichen Unternehmungen von freiheitlicher Tendenz betheiligt, war zunächst auch von seinem Vater exilirt worden und wohnte auf einem Schlosse bei Verwandten; doch man war weit davon entfernt, ihn fallen zu lassen; er war eine sehr sympathische Persönlichkeit, ein guter Kopf; man durfte ihm eine glänzende Laufbahn im Staatsdienst prophezeien, und meines Wissens ist diese Prophezeiung später eingetroffen. Damals spielten wir ihm einen lustigen Streich, als er nach Krimmitschau gekommen war, ohne uns aufzusuchen, weil er dort nur einer Liebschaft nachging. Wir bestellten ihn zu einem Rendezvous an einen zwei Stunden von seinem Wohnsitz, aber in unserer Nähe gelegenen Platz, wohin er in der größten Hitze wandern mußte. Statt der Geliebten fand er aber uns dort, die wir ihm eine ernstliche Moralpredigt hielten. Mit dergleichen kleinen, harmlosen Mystifikationen vertrieben wir uns die Zeit, ebenso mit Schach- und Kartenspiel und lebhafter Unterhaltung in Damengesellschaften. Eine hübsche, kokette Leipzigerin war zum Besuch gekommen. „Ja“, schrieb ich damals, „Leipzig ist Klein-Paris und bildet seine Leute. Die liberale Gesinnung der Leipziger Damen geht ins Aschgraue“.

Endlich kam die Antwort von Berlin: der Besuch einer preußischen Universität könne mir nur gestattet werden, wenn ich mindestens ein halbes Jahr auswärts studirt oder, falls ich dort

nicht zugelaſſen würde, Zeugniſſe darüber vorlegen könne, daß ich mich tadellos geführt und die Zeit nützlich verwendet habe. Nun ging es raſch nach Leipzig, um mit Hülfe dieſes Schreibens doch vielleicht meine Immatrikulation durchzuſetzen. Auf dem Krimmitſchauer Bahnhof fragte mich ein Herr nach meinem Paß; er war richtig und nach Leipzig viſirt. Als ich hier ausſteige, ſteht derſelbe Poliziſt vor mir und fordert mich auf, ihm auf die Polizei zu folgen. Ich proteſtire und laſſe mir, da er in Civil iſt, erſt ſeine Legitimation zeigen. Es geſchieht und nach kurzer Rückſprache mit einem andern Herrn, einem Polizeiaſſeſſor, der im Winkel lauert, geleitet er mich ins Polizeigebäude. Dort wird mir eröffnet, ich dürfe als conſiliirter Student mich nicht in einer Univerſitätsſtadt wie Leipzig aufhalten. Ich berufe mich auf meine bei der Immatrikulationscommiſſion lagernden Papiere und eile aufs Univerſitätsgericht; es iſt dort noch nichts entſchieden. Auch nur zwei Tage in Leipzig zu bleiben, verbietet mir die Polizei, nachdem ich vorher wochenlang dort verweilt. Wer mir dieſen Streich geſpielt, blieb mir unklar. Ich kehrte der Pleißeſtadt und dem Sachſenlande den Rücken mit denſelben Gefühlen, wie ſie Götz von Berlichingen gegen Seine Majeſtät den deutſchen Kaiſer hegte und ſo kräftig zum Ausdruck brachte.

Es war zu ſpät im Semeſter, mein Glück an einer andern Univerſität zu verſuchen. So kehrte ich nach Schleſien heim auf einem Umweg. Zuerſt verweilte ich einige Tage in Dresden, wo ich in der Familie eines Pharmaceuten, den ich in Leipzig kennen gelernt, die freundlichſte Aufnahme fand. Er hatte zwei hübſche Schweſtern, mit denen ich im Garten Reifen und gelegentlich auch Whiſt und Boſton ſpielte. Als ich eines Abends um elf Uhr am Whiſttiſch ſaß und bereits mit der jüngſten Schweſter den fünften Robber gewonnen hatte, rief eine Donnerſtimme auf der Straße meinen Namen. Es war der wilde Königsberger Albert Dulk, der mich in dieſer kraftgenialen Weiſe zu einer kleinen Tour nach Böhmen abholte, die ich mit

ihm verabredet hatte. Und so ging's denn auch am nächsten Tage mit dem feurigen Dichter des „Orla“ in die böhmischen Wälder, nach Teplitz, wo wir zusammen den Miltschauer bestiegen. Nach diesen durch freigeistige und censurwidrige Gespräche gewürzten Reisetagen trennte ich mich von ihm, machte einen Abstecher nach der Moldaustadt Prag und kehrte in mein schlesisches Doppelheim zurück.

Unverändert geblieben war die Waldidylle in Wiersbel, die ich auf stundenlangen einsamen Spaziergängen durch die endlosen Forsten genoß, und das gesellig anregende Leben in Waltdorf; doch ich sollte ja Beweise liefern, daß ich meine Zeit nützlich verwendet, und mußte an irgend eine juristische Arbeit denken. Dazu mußte ich aber Bücher von der Breslauer Bibliothek holen und mich mit einem Professor in Beziehung setzen, der mir nachher ein Zeugniß über diese Arbeit ausstellte. Ein Besuch in Breslau war unerläßlich; er bewies im Uebrigen, wie spaßhaft oft jene im Grunde harmlosen Ausweisungsgeschichten waren. Ich fuhr nämlich nach Breslau, ging geradeswegs in die Höhle des Löwen, zum Präsidenten Heineke, der vor Schreck einer Ohnmacht nahe war, als er meine edlen Züge und mein kostbares schwarzseidenes Halstuch gewahrte, obschon ich keinen grauen Mantel anhatte, wie der Königsmörder Tschech, und um meine Mundwinkel ein sehr herablassendes, wohlwollendes Lächeln spielte. Nach einigen Ausbrüchen der Verwunderung über meine verbotene Existenz in Breslau, die von der Aufforderung, Platz zu nehmen, unterbrochen wurde, beruhigte sich indeß der Polizeichef, besonders als ich ihm das wichtige ministerielle Aktenstück vorlegte; er sagte aber, daß es nicht in seiner Macht stehe, mir den nachgesuchten Aufenthalt von drei Tagen zu bewilligen. Jedoch möchte ich jetzt noch schriftlich, was ich eigentlich früher hätte thun sollen, darum einkommen, damit er etwas Aktenmäßiges in Händen habe. Gut, dachte ich, und kam ein, nicht mit großer Hast und Bestürzung, sondern etwa nach zwei bis drei Tagen, an einem gemüthlichen Morgen,

an dem ich mit einem gemüthlichen Lächeln und großer Sicherheit durch die mich anglotzenden Beamten, in der Hand meinen Brief an den Herrn Präsidenten, ins Polizeibureau schritt, wo ich denselben feierlichst deponirte. Ebenfalls nicht mit großer Eile, sondern etwa nach zwei Tagen, wurde ich ins Fremdenbureau citirt und mir kund und zu wissen gethan, daß mir der dreitägige Aufenthalt in Breslau keineswegs verstattet werden könne. Darauf war ich sehr entrüstet, obschon ich bereits fünf Tage in Breslau war, und gab zu Protokoll, ich könne die mir vom Ministerium gestellten Bedingungen nicht erfüllen, wenn mir nicht gestattet würde, mit Professor Gitzler Rücksprache zu nehmen und die mir fehlenden Bücher zu besorgen. Bald kam das Protokoll von Heineke zurück; die Erlaubniß wurde mir ertheilt, doch dürfe ich mich nicht mit Studenten zusammen sehen lassen, bei Strafe der Verhaftung. So war ich zugleich ohne und mit Erlaubniß acht Tage in Breslau gewesen.

Professor Gitzler, ein sehr liebenswürdiger Gelehrter, nicht entfernt ein Gesinnungsgenosse der Bewegungspartei, aber gegen mich stets besonders wohlwollend, kam mir aufs hülfreichste entgegen, verschaffte mir die gewünschten Bücher von der Bibliothek und versprach, ein Gutachten über meine Arbeit abzugeben. So zog ich mich in die oberschlesischen Wälder zurück und arbeitete dort Tag und Nacht eine lange lateinische Abhandlung „de adulterii poenis, jure Romano constitutis“, die ich später als Grundlage meiner Doctordissertation benutzt habe. Ich sandte sie an Gitzler und erhielt bald darauf eine sehr günstige Kritik: „der Verfasser habe für eine der wichtigsten Fragen der Staatsgesetzgebung den richtigen Standpunkt gewonnen, zur Lösung einer von der Wissenschaft zu sehr vernachlässigten Frage einen befriedigenden Beitrag geliefert, ein rühmliches Streben gezeigt, in den Sinn der oft sich widersprechenden Stellen einzudringen und mehrere ganz selbständig interpretirt. Es sei zu wünschen, daß ihm mehr Hülfsquellen zu Gebote gestellt würden, um für die Wissenschaft zu wirken“. So hatte ich einen festen Anhalt

für das Gesuch, das ich an das Ministerium einschickte, vom 1. Oktober ab in Berlin studiren zu dürfen, wobei ich erklärte, zugleich mein Jahr bei den Gardeschützen abdienen zu wollen.

Inzwischen machte ich eine Tour über das Riesengebirge, das ich schon als Student mehrmals besucht hatte. Die Schilderungen desselben in meinen Romanen: „Im Bann des schwarzen Adlers“ und „Die Tochter Rübezahls“ sind aus den Eindrücken jener Fußreisen hervorgegangen. Auch besuchte ich mit dem Grafen Reichenbach, seiner Familie und seinen Freunden das mährische Gesenke und bestieg den Altvater in Österreichisch-Schlesien.

Durch juristische Studien und Studien des Schachspiels, durch heiteren gesellschaftlichen Verkehr in Neisse, besonders beim Buchhändler Burckhardt (S. 150), suchte ich mir über die Spannung dieser Wochen hinwegzuhelfen. In Wiersbel besuchte mich öfters Graf Reichenbach, und auch der vortreffliche Königsberger Mathematiker Dr. Rosenhain hielt sich einige Tage dort auf.

Schon war der 20. September vorüber; die Verzögerung der Berliner Antwort machte mich nervös; kam sie zu spät, so war mein Dienstjahr beim Militär gefährdet. Ich war in übler Stimmung und schoß oft die Namensvettern des Kultusministers von den Eichen herunter. Zierliche Thiere, sie thaten mir leid, doch sie sollen ja auch dem Walde schädlich sein. Und warum hatten sie den ominösen Namen! Ich konnte sie leider nicht wieder zum Leben erwecken, als ich dem Berliner Eichhorn Abbitte zu leisten hatte; denn kurz vor Thoresschluß traf ein sehr gnädiger Bescheid ein. Ich durfte in Berlin weiterstudiren; die Zeit meiner studentischen Irrfahrten war zu Ende!

IV.

Dahin alle studentische Romantik, dahin der Sammetrock, die offene Brust, der weit übergeschlagene weiße Kragen, dahin vor allem die schönen, langherunterwallenden Haare — sie fielen

als ein schmerzliches Opfer auf dem Altare des Vaterlandes! Kaum erkannte ich mich wieder, als ich mich im Spiegel sah — regelrechte Haarschur und ein Gesicht wie alle Gesichter in Reih' und Glied, vielleicht ein etwas anderes Profil, das aber beim Kommando „Richt' euch" für den Zugführer hinter den anderen Profilen verschwand, und Augen, die nur da sind, um nach rechts oder links geworfen zu werden.

Da stand ich in der grünen Uniform der Gardeschützen, bei einem in mancher Hinsicht bevorzugten und von den Einjährig-Freiwilligen aufgesuchten Corps, das zum Theil aus Soldaten bestand, die in dem Kanton Neuchatel angeworben worden waren. Denn dieser Kanton, der später dem König Friedrich Wilhelm IV. so große Sorge machte, ertrug damals noch geduldig die preußische Oberhoheit. Auch Offiziere, die aus der französischen Schweiz stammten, darunter einige, die der deutschen Sprache wenig mächtig waren, befanden sich bei dieser Truppe.

Die Kaserne des Gardeschützenbataillons lag fast am Ende der unabsehbar langen Köpenicker Straße, nicht allzuweit vom Schlesischen Thor. Gegenüber, wo sich jetzt zahlreiche Häuserviertel erheben, Kasernen, Schulen, Krankenhäuser und der Görlitzer Bahnhof, war freies offenes Feld. Das kam unseren Uebungen zu gute, die wir zum Theil gleichsam vor der Hausthür abhalten konnten. Vor allem fanden die Signalübungen auf diesem Köpenicker Felde statt, und ich konnte dabei beobachten, daß das musikalische Gehör, trotz der unzähligen Gesangvereine und der noch unzähligeren Konzertbesucher bei der Mehrzahl der Sterblichen keineswegs so ausgebildet ist, wie man in der Regel annimmt. Denn die Signale, diese militärischen Leitmotive, wollten sich ebensowenig den deutschen wie den französischen Rekruten einprägen; besonders „Links" und „Rechts" wurde von ihnen häufig genug verwechselt, und während die einen in der Richtung nach dem noch nicht bestehenden Berlin S.O. marschirten, wandten sich die andern gen Berlin N.W., und es dauerte geraume Zeit, bis sich die Kommandos durch die Hörner

so in Fleisch und Blut der Krieger verwandelt hatten, daß keiner mehr dem andern den Rücken drehte. Am leichtesten wurde noch das Signal „Sammeln" verstanden, weil da jeder schon von selbst wußte, was er zu thun hatte und was damit ausgedrückt sein konnte: freilich, bei dem Zurückziehen der vorgeschobenen Schützen nach dem „soutien" herrschte oft eine heillose Confusion; keiner fand seinen Platz, und in lichter Verzweiflung stand unser kleiner Hauptmann vor dem durcheinanderwimmelnden Ameisenhaufen. Das wurde erst allmählich gelernt. Doch ich greife vor in meiner Schilderung; noch bin ich nicht so weit in jene Geheimnisse der Kriegskunst vorgedrungen; noch exercire ich auf dem Kasernenhof, lerne die Kniee beugen und strecken auf das Commando des Unteroffiziers. Abgesehen von den Commandorufen herrschte eine feierliche Stille im Hofe, die Ahnung künftiger Parademärsche schwebte in der Luft. Wenn wir uns ein wenig „rühren" durften, so schweiften unsere Blicke bisweilen hinüber zu dem Rekrutenlieutenant, der im Hofe, wie es uns schien, in stiller Verzweiflung hin und her spazierte und der es fast immer krampfhaft vermied, den Unteroffizieren ins militärische Handwerk hineinzusprechen, und dessen Gedanken ganz gewiß nicht bei unseren Fußspitzen verweilten, sondern bei der Kneiperei der vorausgehenden Nacht, bei dem zweifelhaften Bestand seines Portemonnaies oder bei der Luft, die ihm am Abend in Aussicht ist und ohne die nach Egmont das Leben nicht des An- und Ausziehens werth ist.

Bald machten wir indeß Fortschritte; wir entwickelten uns zur bewaffneten Macht.

Das Gewehr kam an die Reihe, das vor den Infanteriegewehren große Vorzüge hatte, wie schon das Volkslied auf den mörderischen Bürgermeister Tschech, der im Sommer desselben Jahres auf König Friedrich Wilhelm IV. geschossen hatte, sinnig andeutete:

„Neuchateler stehn umher,
In der Hand ihr klein Gewehr!"

Ja, es war klein und leicht zu handhaben und nie mit einem Bajonett beschwert, so daß wir die Griffe rasch und leicht erlernten, das Gewehr „auf“ und „ab“ nahmen und präsentirten mit einem „Tempo“ und einem „Schick“, welcher dem Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ Freude gemacht hätte. Wir waren lange vor der Zeit, welche zur Ausbildung der Rekruten bestimmt ist, fix und fertig. Das war auch die Ueberzeugung unseres Unteroffiziers; aber nicht einmal die Frühstückspausen, so werthvoll sie für diesen und so kostspielig sie für uns waren, durften wir verlängern; immer wieder standen wir im Kasernenhofe und machten unsere Griffe. So leicht uns dies jetzt fiel, so war uns doch wehleidig ums Herz. Die Zeit, die schöne, die unersetzliche Zeit — wie gähnte sie uns endlos in diesem öden Soldatenwinkel an, während wir im Universitätsgebäude „Unter den Linden“ hätten Collegia hören oder im stillen Gemach bei den Büchern sitzen können, bei den Pandekten, bei Hegel und bei so vielen neuen Schriften, von denen die Zeitungen sprachen.

Bei meiner Compagnie standen zwei Schicksalsgenossen, junge, gleichaltrige Studenten, welche gleich mir mehr oder weniger von den Hallen der Alma mater abgesperrt waren. Der eine war ein fleißiger Theologe, der andere hat sich später als Geschichtsschreiber einen angesehenen Namen gemacht. Der junge Studiosus philosophiae mit der Brille, der neben mir seine Fußzehen streckte und das kleine Gewehr schulterte, hieß Reinhold Pauli und war mir ein treuer Kamerad im Kasernenhof und später beim Felddienst und Manöver; er war lebendigen Geistes, angenehm und frisch im Umgang, unschätzbar in diesen Verhältnissen, wo man sich seinen Nächsten nicht wählen kann. Ich freute mich später sehr, als ich von seinen wissenschaftlichen Erfolgen, seiner Professur in Göttingen hörte; seine Monographie über „Simon von Montfort“, die Bände, mit denen er Tappenbergs englische Geschichte fortsetzte, flößten mir lebhafte Theilnahme ein. Als ich den „Neuen Plutarch“ bei Brockhaus herausgab, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um eine Bio-

graphie Oliver Cromwell's — und er erfüllte meinen Wunsch —; es war eine vortreffliche, mit markigen Zügen ausgeführte Arbeit, die dem Unternehmer zur Zierde gereichte.

Damals behielten wir unseren guten Humor auch in schwierigen Zeiten; wir avancirten zusammen zum Vice-Unteroffizier und Unteroffizier und waren bei den nothwendigen Begießungen, ohne welche sich kein militärisches Wachsthum denken läßt, flotte Gastgeber für die betreßten Kameraden. Auch ernste Gänge machten wir gemeinsam; so leisteten wir gemeinsam in einem Saale des alten Schlosses dem Könige den Fahneneid.

Ein sehr junger Lieutenant, der aber nicht bei meiner Compagnie stand, überraschte mich durch seine literarischen Kenntnisse und Neigungen, um so mehr als er erst vor nicht sehr langer Zeit das Kadettenhaus verlassen hatte. Auch als Leibpage des Prinzen Wilhelm von Preußen hatte er kaum derartige Anregungen erhalten; doch er kannte die jungdeutschen Autoren und sprach mit mir über Gutzkow und Mundt manches verständige Wort. Auch für Frau Birch und die Theaterschriftsteller interessirte er sich lebhaft. Damals hätte ihm wohl niemand angesehen, daß er einer der bekanntesten und beliebtesten werden würde. Es war Gustav v. Moser — und ich habe ihn im Verdacht, daß er die im „Veilchenfresser" verwertheten Studien auf dem Kasernenhof der Köpenickerstraße gemacht und daß ihm bei dem Bild des Einjährig-Freiwilligen Referendarius v. Feld dieser oder jener von uns vorgeschwebt hat. Besonders anfangs mögen wir uns in den Uniformen ziemlich linkisch benommen haben, und die naiven Darsteller des kurzsichtigen Referendarius hätten vielleicht an uns geeignete Vorbilder gefunden.

Unser Hauptmann war pflichtgetreu bis zur Peinlichkeit, von unermüdlicher ängstlicher Fürsorge für seine Compagnie, aber bei aller Gewissenhaftigkeit wohlwollend gegen alle seine Untergebenen. Wir Freiwilligen machten ihm oft das Leben schwer durch einen Mangel an Pünktlichkeit, der zwar nie eine Versäumniß zur Folge hatte; aber wir erschienen immer im

allerletzten Moment, ganz knapp vor dem Abmarsch, und mußten uns mehrfach wohlgemeinte Mahnungen gefallen lassen. Wir hatten in unseren Mußestunden naturgeschichtliche Studien über unsere Compagniechefs gemacht und waren zur Einsicht gekommen, daß dieselben in zwei Species zerfallen: Schneider und Korporale. Der unserige gehörte zu der ersten Sorte, welche sich mit den Falten in Hosen und Jacken, mit dem ganzen Sitz der Anzüge angelegentlich beschäftigt; das war auch alles in unserer Compagnie tadellos, und auch mein Waffenrock saß mir besser, als mir jemals ein Civilrock gesessen — dank der sachverständigen Kritik des Hauptmanns, der nicht eher ruhte, als bis der Schneider sein Machwerk in ein korrektes Meisterwerk verwandelt hatte. Von der zweiten Species der Compagniechefs, den Korporalen, gab es auch bei uns mehrere Exemplare; sie kreischten den ganzen Tag auf dem Exercirplatz herum: Füße gestreckt! Oberleib fest! Auf den Takt hören! Mit mehr Zug heraus! und wie die anderen klassischen Ausdrücke des langsamen Marsches heißen mögen, welchen niemals ein Sterblicher in seiner ganzen Tiefe ergründet hat. Die sorgenvollen und hypochondrischen Mienen unseres Hauptmanns stimmten mich oft wehmüthig; ich mußte meines Vaters gedenken; denn aus der Knabenzeit war mir noch in der Erinnerung, welche Sorge diesem die sogenannte Kammer bereitet hat, und so war auch der Kopf unseres Compagniechefs voll von lauter Stiftstiefeln, Tornister, Hosen, ersten und zweiten Mänteln, und wie meinen Vater mochten auch ihn diese Montierungsgegenstände, wenn einmal ihre Qualität oder Quantität etwas zu wünschen übrig ließ, wie unheimliche Geister in seinen Träumen verfolgen.

Collegia hatte ich angenommen und bezahlt, ein unfreiwilliges Geschenk an die Herren Professoren, denn hören konnte ich sie nicht. Nur sehr ausnahmsweise tauchte meine Schützenuniform in den Hörsälen auf. Meine Collegia fielen alle vormittags, und da hatten wir Dienst, und damit wir ja nicht

durch überflüſſige Gelehrſamkeit von den Aufgaben des praktiſchen Dienſtes abgelenkt wurden, mußten wir auch noch immer zum Appell erſcheinen, wo wir höchſt überflüſſig in unſeres Nichts durchbohrendem Gefühle daſtanden. Hatten wir einmal eine freie Stunde, ſo konnten wir bei den damaligen Verkehrsverhältniſſen Berlins nicht rechtzeitig in die Collegia kommen; denn das akademiſche Viertel war immer längſt vorüber, wenn wir vom Ende der Köpenicker Straße aus die Linden erreicht hatten; der Gefahr des Zuſpätkommens ſetzten wir uns indeß doch aus ohne große Skrupel, denn unſere Uniform war unſere Entſchuldigung. Ein mühſeliger Omnibus ging damals vom „Brandenburger Thor“ bis zur Alten Jakobsſtraße und zwar in ſehr weitgegriffenen Zwiſchenräumen! Die Droſchken aber waren uns zu theuer und waren draußen auch nicht zur Hand. Das ſcheidende Jahrhundert, welches in Berlin die Taxatordroſchken erſter Klaſſe ſieht, wird es nicht begreifen, daß damals eine Schützenuniform, wenn ſie am ſpäten Abend am Brandenburger Thor auftauchte, die Droſchkenkutſcher in die Flucht jagte, beſonders wenn unſer dicker Lieutenant v. Merveilleux erſchien, der dort in der Nähe der Roſſe bändigenden Viktoria Abends oft ſein Weſen trieb. Wir haben alſo nur gelegentlich von der Berliner Gelehrſamkeit koſten können. Da hörte ich Freiherrn v. Richthofen, den gründlichen Erforſcher der altfrieſiſchen Rechtsquellen, der über deutſches Privatrecht las, den jungen Docenten Gneiſt, den ſpäter ſo berühmten Politiker, deſſen klarer, lebendiger Vortrag über Staats- und Verwaltungsrecht etwas ſo Anziehendes hatte, daß ich doppelt bedauerte, mich nur mit einigen Vorleſungen begnügen zu müſſen. Auch bei dem Hiſtoriker Leopold Ranke hoſpitirte ich; er war damals ein Mann in ſeinen beſten Jahren und bereits viel genannt. So viel ich mich noch beſinne, hatte ſein Vortrag keinen hinreißenden Fluß der Rede, aber er wirrte die Fäden der Diplomatie früherer Jahrhunderte ruhig und ſorgfältig aus einander. Wie ſich der große Hiſtoriker räuſperte und ſpuckte, war nicht gerade ſchwer, ihm abzugucken,

da dies sehr beliebte Interpunktionen seines Vortrages waren, und meinem durch unseres Hauptmanns fortwährende Kleidermusterungen geschulten Schneiderverstand kam es vor, als ob die Hosen des Geschichtsprofessors viel zu kurz wären. Gewiß sehr unwürdige Erinnerungen gegenüber einer Persönlichkeit von Rankes Bedeutung; doch sie sind auch weniger charakteristisch für ihn als für mich, der in jener Zeit auf Aeußerlichkeiten dressirt war. Leider war mir bei dieser Dressur keine Zeit gelassen, einen so ausgezeichneten Gelehrten näher kennen zu lernen.

* * *

Außerhalb der Kaserne hatte ich natürlich regen geselligen Verkehr, am meisten mit Offizieren. Von Mainz her kannte ich einen Lieutenant Buschbeck, der damals beim Hauptmann v. Greiffenberg Italienisch studirte, um sich für eine Reise nach Italien vorzubereiten. Wenn ich gerade englische Stunde hatte, kam er oft als Störenfried und klopfte so energisch an, daß Greiffenberg gleich seinen Mann erkannte. „Chi batte, chi bussa?“ rief er dann bisweilen etwas ärgerlich, und herein trat eine kräftige Hünengestalt von blühender Gesichtsfarbe, eine echte Vollblutnatur, etwas Ueberlegenes und Sarkastisches in seinem ganzen Wesen. Er war nun nach Berlin versetzt worden als Lehrer am Kadettenhause. Inzwischen hatte er seine Reise nach Italien gemacht und hegte eine Schwärmerei für das Land, wo die Citronen blühen, die bei seiner sonstigen Nüchternheit auffallen mußte. Er hatte sein feines Verständniß für die Kunst in Italien noch besonders geschult. Buschbeck führte mich in einen kleinen Kreis von Offizieren ein, der ein wissenschaftlich ästhetisches Kränzchen bildete. Sie waren alle Lehrer an der Kadettenschule: Ollech, später General, schwerverwundet in Böhmen in dem deutsch-österreichischen Kriege, eine energische Natur von großer Willensstärke; v. Kalkstein, den ich später als Rittergutsbesitzer in Ostpreußen wiederbegrüßte, ein sehr liebens-

würdiger, ſanfter Herr; gelegentlich hoſpitirten auch einige jüngere Offiziere. In dieſem Kreiſe las ich meinen „Robespierre“ mit vielem Beifall vor, ohne den geringſten Anſtoß zu erregen; es waren durchaus vorurtheilsfreie Männer, welche ſich auf den weltgeſchichtlichen Standpunkt ſtellten. Vor allem wurde Dantes „Divina commedia“ geleſen und kommentirt — und das war Buſchbecks Stärke. Bei ihm zu Hauſe ſetzte ich dieſe Studien fort; er hatte die ſorgfältigſten Zeichnungen der Danteſchen Hölle mit allen ihren Trichtern entworfen, mit der Sorgfalt, mit der er militäriſche Pläne und Karten zeichnete, und er wußte darin ſo gut Beſcheid wie ein Fourier, der die Quartierbillete für die Mannſchaften austheilt. Ich hatte mich bald in die Terzinen Dantes hineingeleſen, und die feurigen Frühſtücksweine, die mir bei dieſen italieniſchen Studien vorgeſetzt wurden, halfen meiner Phantaſie, Dantes „Hölle“ mit ſchreckhaften Flammen zu beleuchten.

* * *

Natürlich bewegte ich mich nicht bloß in Offizierskreiſen, ſondern auch in ſchriftſtelleriſchen. Von den jungdeutſchen Autoren lebte damals Theodor Mundt in Berlin; ſchon auf dem Mainzer Gymnaſium hatte ich ſeine „Weltheilige“, ſeine Madonna, kennen gelernt und ſeine jean-pauliſirenden „Modernen Lebenswirren“ und mich dafür wie für alle Schriften der jungen Richtung begeiſtert. Von der Achterklärung des Deutſchen Bundes betroffen, hatte Mundt doch ſpäter ſeinen Frieden mit der preußiſchen Regierung gemacht und war als Dozent an der Berliner Univerſität zugelaſſen worden. Ein vielſeitig gebildeter, geiſtreicher Kopf, ein ſehr ſtilgewandter Schriftſteller, hatte er beſonders in ſeinen „Spaziergängen und Weltfahrten“ in glänzenden Schilderungen und Charakteriſtiken umfaſſenden Weltblick und blendende Darſtellungsgabe gezeigt und ſich ſo meine vollen Sympathien erworben. Ich lernte ihn perſönlich kennen;

er war kein von Visionen angekränkelter Madonnenschwärmer; er hatte eine frische, glatte — ich möchte sagen — runde Persönlichkeit, nichts Schroffes, Eckiges, etwas weich sich Anschmiegendes, und gerade das machte den Verkehr mit ihm sehr angenehm. Daß ihm die Schärfe fehlte, die einem Gutzkow eigen war, mochte seinen Schriften zum Nachtheil gereichen; doch dem persönlichen Umgang mit ihm kam es sehr zu statten. Einer Zeit, in welcher Fürst Pückler glänzte, mußte Theodor Mundt, der als Weltwanderer und moderner Lebens- und Sitten-Schilderer eine gewisse Verwandtschaft mit ihm hatte, als ein hervorragender Schriftsteller gelten, ganz abgesehen von der Auszeichnung, die ihm der Deutsche Bund durch das auf ihn geschleuderte Interdikt verschafft hatte. So mochte ich, wenn ich in der Umgegend Berlins spazieren ging, einer Umgegend, die jetzt schon längst mit Häuservierteln besetzt und der Hauptstadt einverleibt ist, mich der Faustverse erinnern:

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn!“

Mundt war verheirathet; seine Gattin, die damals noch nicht dreißig Jahre alt war, hatte sich ebenfalls schriftstellerisch versucht, wenngleich diese Versuche ihr nur unter den Lesern und Leserinnen der Leihbibliotheken einen Namen verschafft hatten. Klara Mühlbach war eine Mecklenburgerin; sie hatte auch geistig ein kräftiges, etwas derbes Naturell, und wenn ihr Talent ein Edelstein war, so war er anfangs noch ziemlich ungeschliffen. Noch hatte sie nicht jene Riesenromane geschrieben, die in mehreren Abtheilungen und in mehr als zwanzig Bänden einen Friedrich den Großen oder einen Joseph II. für das Lesepublikum zurechtmachten und als auseinandergefaserte Memoiren in lebendiger Darstellung zur Modelektüre gehörten; noch befand sie sich in ihrer jugendlichen Sturm- und Drangepoche; sie schrieb den „Zögling der Natur“ und ähnliche Werke; sie war eine etwas verwilderte Georges Sand, emanci-

pirt wie dieſe, aber Holzſchneiderin, wo dieſe Kupferſtecherin war; ſie häufte ungeniert Sittlichkeitsverbrechen und Greuel jeder Art in ihren Werken. Wären dieſe nicht ganz vergeſſen, ſie müßten heutigentags wegen ihres oft kraſſen Naturalismus vielen jüngſtdeutſchen Schriften Konkurrenz machen. Doch Klara Mühlbach war nichts weniger als eine feueräugige Amazone, als eine neufranzöſiſche Demimondedame von koketter Beweglichkeit, mit herausforderndem Weſen; ſie machte den Eindruck einer behaglichen deutſchen Hausfrau, neigte ſchon damals zur Körperfülle, und das Phlegma ſchien bei ihr den Spiritus zu überwiegen. Einen Ehrgeiz hatte ſie indeß: ſie wollte ein Haus machen wie die Pariſer Schriftſtellerinnen von Ruf; in ihrem Salon ſollten ſich alle geiſtigen Notabilitäten Berlins verſammeln, und da auch Fürſt Pückler bisweilen dort erſchien und Varnhagen von Enſe, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch die jüngeren Berühmtheiten und ſolche, die es werden wollten, ſich gern dort einfanden.

Auch ich folgte mehrmals den Einladungen und trug einmal dort aus dem Gedächtniß mehrere Scenen meines „Thomas Münzer“ vor, deren Manuſkript ich verloren hatte und ſpäter neu in verbeſſerter Auflage niederſchrieb. Ein junger Neuchateler, der in ſeiner grünen Schützenuniform Trauerſpiele vortrug — das war wenigſtens etwas Neues, und man beachtete wohlwollend den Jüngling, der den alten Spruch „Inter arma silent Musae“ Lügen ſtrafte. Unter meinen Zuhörerinnen befanden ſich viele Damen des Varnhagenſchen Kreiſes, dem ich ſpäter näher treten ſollte.

Oefters war auch Feodor Wehl zugegen, ein junger Schriftſteller, nur wenige Jahre älter als ich; er war damals ein bekannter Feuilletoniſt, der ſich an franzöſiſchen Muſtern gebildet; ſeinen „Berliner Weſpen“ fehlte der böſe Stachel nicht, und eine unvorſichtige Aeußerung, in welcher die Gerichte eine Majeſtätsbeleidigung ſahen, hatte ihm eine mehrmonatliche Feſtungshaft in Magdeburg zugezogen. Er war indeß durchaus kein ſcharfer

oder energiſch zugreifender Kopf; er hatte etwas Sanftes und Weiches, zugleich etwas Feines und Elegantes. Seine Wohnung war ſtets aufs zierlichſte ausgeſtattet; es fehlte da nicht an reichbeſetzten Nipptiſchen mit Figürchen aller Art; böſe Zungen behaupteten, ſeine Einrichtung hätte etwas Altjungferliches. Wehl war ein feines, ſinniges Talent; mir iſt er ſtets ein lieber Freund geblieben, und unſer Briefwechſel, der Jahrzehnte hindurch andauerte, legt das beſte Zeugniß ab für dieſe unwandelbare Freundſchaft.

Auch der feurige Ungar Karl Beck hielt ſich in dieſer Zeit in Berlin auf, obſchon er ſich „Unter den Linden“ niemals heimiſch fühlen konnte. Die liberale Bewegung in Preußen hatte ihn hierher gezogen. Herwegh's glänzender Triumphzug, ſeine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. hatten Aufſehen erregt. Die Gemüther waren auf den Ton der politiſchen Lyrik geſtimmt. In der That hatten auch die Beck'ſchen Gedichte das Glück oder Unglück, konfiscirt zu werden, doch wurden ſie auf Befehl des Königs freigegeben.

In der Uniform vom Köpenicker Felde kommend, beſuchte ich oft den ungariſchen Poeten mit den großen blauen Augen in ſeinem Zimmer, wo ich ihn in der Regel, auf dem Sopha liegend und die Pfeife rauchend, in eine Intuition verſunken traf, der er ſich oft ſtundenlang hingeben konnte, auf dem Tiſche neben ſich außer dem Alten Teſtament höchſtens einen Correcturbogen ſeiner Gedichte. Er hatte von der Miſſion des Dichters die höchſte Meinung; er faßte ſie auf als ein altteſtamentariſches Prophetenthum, welchem Gott in der Wüſte die höchſten Offenbarungen ſpendete. Keine Studien, keine Bücher, nichts Ablenkendes; das führte nur zur Nachahmung; nichts von vielgeſchäftiger Publiziſtik und Journaliſtik; der Dichter ſollte einſam nur ſeinem Genius leben. Hier in Berlin 1844 gab Beck eine Geſammtausgabe ſeiner Gedichte heraus; das war zugleich eine Probe für die Selbſtkritik des Dichters; kaum der dritte Theil der „gepanzerten Lieder“ und des „Fahrenden Poeten“ fand

Aufnahme in die Sammlung. Er war ebenso aufopferungsfähig wie sorgfältig in der Feile und Verbesserung; er konnte oft über ein paar Zeilen stundenlang brüten, bis er sie in die rechte Form gegossen.

In schroffem Gegensatz zu diesem still schaffenden Dichter standen die beweglichen Publizisten und Journalisten, die man in den Cafés und Conditoreien traf: Dr. Meyen, Dr. Rutenberg und Genossen, Radikale, welche schon damals die Ziele der politischen Bewegung weit hinaus gesteckt hatten. Dr. Meyen, ein sehr gutmüthiger Schwärmer, der dabei die Revolution nur so aus dem Aermel schüttelte, Rutenberg, mit einer scharfgeschliffenen journalistischen Klinge, ein tapferer Kämpe in Correspondenzen und Leitartikeln.

Eine andere literarische Gruppe, bei der ich nur selten hospitirte, die mir aber trotzdem dienstliche Unannehmlichkeiten zuzog, waren die Berliner „Freien", allerdings von größerer geistiger Bedeutung als die schlagkräftigen Tagesschriftsteller, aber übel berufen in der öffentlichen Meinung wegen ihres herausfordernden Cynismus. Der Häuptling dieser ganzen Schar war Bruno Bauer, früher theologischer Dozent in Bonn, dem aber das Recht, Vorlesungen zu halten, wegen seiner ketzerischen Lehren entzogen worden war, in seiner Kritik der evangelischen Synoptiker über David Strauß hinausgehend, ein Mann von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung, kenntnißreicher Gelehrter und scharfer Kopf, aber dem Cynismus verfallen wie alle seine Genossen, wenngleich ihm die wüste Renommage nicht zu Gesicht stand; denn sein eigentliches Wesen war doch wissenschaftlicher Ernst. Es ist zu bekannt, daß der Magister, wenn er über die Schnur schlägt, Cyniker wird; da er alles gründlich betreibt, so wird bei ihm die Frivolität zur Roheit. Im Wesen der kritischen Kritik, die Bruno Bauer vertrat, lag ja die Consequenzmacherei bis aufs äußerste. Alles Halbe wurde todtgeschlagen, überall eine Schranke nachgewiesen und darüber in wilder Jagd hinweggesetzt. „Die Todten reiten schnell," sagte damals ein geistvoller Gegner.

Bruno Bauer war mir ein interessanter Charakterkopf; noch vor kurzem hatte ich seine „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Antichristen und Atheisten“ gelesen, wo er unter der Maske eines Orthodoxen, der auf die preußischen Staatsphilosophen das Anathem schleudert, nachzuweisen sucht, daß im Grunde die Jüngst-Hegelianer, besonders die radikalen Kritiker, nur dasselbe sagen, was Hegel gemeint hat. Es wäre aber vergeblich gewesen, den Meister und seine Jünger in ernste Gespräche zu verwickeln. Bruno Bauer war im ganzen schweigsam und warf nur gelegentlich etwas explodirendes Dynamit seiner „absoluten Kritik“ in das geistige Getümmel der meist jüngeren Genossen. Wovon sollten sie auch sprechen, da sie über alles hinaus waren, was andere Sterbliche interessirte? Es waren ja die „Freien“, die ihre Sache auf nichts gestellt hatten. Bisweilen war's so still bei ihnen wie in einer Herrnhuter Gemeinde, nur daß sie sich nicht in die Bibel, sondern in den Gerstensaft, der vor ihnen stand, in stiller Verzückung vertieft zu haben schienen. Dann aber wieder herrschte ein lärmender Radau, besonders wenn Edgar Bauer, der jüngere Bruder des Theologen, das Wort ergriffen hatte; ein echter Berliner Gamin, bei dem die „kritische Kritik“ bisweilen einen schnoddrigen Charakter annahm und der alle Autoritäten, vergangene, gegenwärtige und künftige, mit einem verächtlichen Ruck beiseite schleuderte, etwa wie einer, der ein Talglicht mit den Fingern geschneuzt hat und das abgebrannte Restchen unter den Tisch wirft. Dann wandte er sich wieder seinem gerade Dienst thuenden Liebchen zu, das weder von den Synoptikern noch von der ganzen Weltgeschichte eine Ahnung hatte, aber dem kritischen Schlagadodro mit zärtlichen Blicken aufwartete. Damals war es Mode, und nicht bloß in diesem Kreise, Analogien mit der großen französischen Revolution hervorzusuchen, über welche gerade die Gebrüder Bauer eingehende Studien gemacht, die sie in größeren Werken veröffentlicht hatten. Da war natürlich Bruno Bauer Robespierre, der consequente Denker und unnahbare Mensch, und

Edgar Bauer spielte die Rolle des kecken, schlagfertigen Camille Desmoulins. Er brauchte zwar nicht das Schafott zu besteigen; aber eine mehrjährige Festungshaft wurde bald darauf über ihn verhängt, durch welche offenbar, um mit Mephisto zu sprechen, „der Lümmel zahm wurde". Jahrelang traten die Gebrüder Bauer, nachdem die Kritik ihre letzten Trümpfe ausgespielt hatte, ins Dunkel zurück, bis sie wieder auftauchten als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" und des Wagner'schen Staatslexikons. Bruno Bauer hat noch einige geistvolle Monographien, wie diejenigen über „Rußland und das Germanenthum" und später über die „Bismarck'sche Aera" veröffentlicht; doch Edgar ist sogar ganz in das orthodoxe Lager übergegangen. Das war das Ende der Junghegelschen Poltergeister, die im Verein der „Freien" ihr Wesen trieben.

Doch es waren außer den tonangebenden Führern noch manche gute Köpfe in diesem Kreise. Ihre Namen sind jetzt meist vergessen, wie derjenige Buhl's, der in seiner Schrift: „Ueber die Herrschaft des Geburts- und Bodenprivilegiums in Preußen" sich als ein tüchtiger Kenner des preußischen Staatsrechts und als ein Schriftsteller von einschneidender Logik bewährt hat. Einer der Stillsten, der aber in der Gegenwart wieder von den Todten auferweckt, eine weiterreichende geistige Wirksamkeit ausübt, war Dr. Kaspar Schmidt, der unter dem Pseudonym Max Stirner das Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" herausgegeben hatte. Er war Lehrer an verschiedenen Berliner Unterrichtsanstalten gewesen und hatte sich zur Ruhe gesetzt; seine letzte Thätigkeit an einer Privattöchterschule genügte ihm nicht. Mit seiner Gattin, Marie Daenhard, die den Kneipnamen Marius Daenhardius führte, war er häufig in der Gesellschaft der Bauer; sie trank Bier, rauchte Cigarren und war wie die anderen Damen dieser Gesellschaft gefeit und gepanzert gegen die schlimmsten Waffen des Cynismus. Darin bestand aber ihre ganze Emancipation. Im übrigen machte das Schmidt'sche Ehepaar den Eindruck einer soliden bürgerlichen Ehe;

da war von etwas Demimonderischem in keiner Weise die Rede. Ich besuchte sie auch öfter in ihrer Wohnung und wurde der Vertraute ihrer Privatangelegenheiten und finanziellen Speculationen. Da hatten sie ihr kleines Vermögen gleichsam in Ziegenmilch angelegt und einen kleinen Stall mit solchen Milchspenderinnen angefüllt. Um das Befinden dieser Damen, von denen manche bei der Stallfütterung nicht recht gedeihen wollten, drehte sich oft die Unterhaltung; denn sie waren ein „Eigenthum" des „Einzigen", das diesem oft viele Sorgen machte. Auch ging ich öfter mit Marius Daenhardius und dem Einzigen im Thiergarten spazieren, nicht ohne mit ihm über einige seiner kühnsten Paradoxen zu rechten. Das Buch hatte damals viel Aufsehen gemacht, war längere Zeit verschollen, hat aber jetzt neue Jünger und Herausgeber gefunden. Das ist wohl begreiflich, denn Stirner berührt sich oft in auffallender Weise mit dem geistsprühenden Originaldenker, der einen Theil unserer Jugend für sich erobert hat, mit Nietzsche. Sieht man genauer hin, so wird man in dem „Uebermenschen" Nietzsche's den „Einzigen" Stirner's wohl erkennen können, welcher „der sterbliche Schöpfer seiner" sich trotzig gegen die höheren absoluten Mächte wehrt, deren Reich ihm ein Reich der Gespenster ist. Wenn Nietzsche's „Uebermensch" jenseits von gut und böse steht, so steht der „Einzige" Stirner's diesseits von gut und böse, und die Ethik ist für beide eine preisgegebene Provinz. Nur in der Form ist Stirner systematisch, während Nietzsche aphoristisch ist. Im ganzen ist es dem Einzigen mit seinem Eigenthum schlecht ergangen: er mochte den Weltgenuß noch so sehr als Selbstgenuß hinstellen, er ist zu beiden wenig gekommen, und auch Marius Daenhardius hat sich, wie ich aus einem späteren Briefe erfuhr, mühsam durchs Leben schlagen müssen.

Mein im ganzen spärlicher Verkehr mit den „Freien" wurde indeß doch bemerkt. Eines schönen Tages wurde ich vor den Oberstlieutenant citirt im Ordonnanzanzug; es war etwas Wichtiges eingelaufen, ein Schreiben vom Kriegsministerium, das sich

mit meiner so subalternen Persönlichkeit beschäftigte. Der Kriegsminister war von der Polizei auf frühere Gedichte von mir aufmerksam gemacht worden und hatte dem Kommandeur unseres Bataillons befohlen, mich beobachten zu lassen und im Nothfall unter strengere Kontrolle zu stellen. Das theilte mir dieser höchst undiplomatisch mit, als ehrlicher Soldat, der für die geheime Polizei kein Talent besitzt. Er habe mich nun beobachten lassen, und man habe ihm mitgetheilt, daß ich mit einigen zu freisinnigen Gelehrten Umgang habe; ich solle solchen Umgang vermeiden, sonst würde er genöthigt sein, eine strengere Kontrolle eintreten zu lassen; ich erklärte nun, daß ich hauptsächlich mit königlichen Offizieren umgehe, nannte Buschbeck, Ollech, Kalkstein, Namen von bestem Klange, denn sie waren nicht nur Lehrer an der Kadettenschule, sondern auch zum Theil Lehrer der Prinzen. Das stimmte sofort meinen Chef milde, und er zerschmolz in eine gemüthliche Sittenpredigt, zu der er sich offenbar vorbereitet hatte, denn sie war wohlgesetzt und tadellos mit Ausnahme des Berliner „sind", das sich für „sein" bisweilen einschlich. Nur ließ er sich zu sehr auf allgemeine Fragen ein, sprach über Poesie, Philosophie, Politik, wovon er natürlich als mein Vorgesetzter mehr verstand als ich. Ich stand in militärischer Haltung, den blitzenden Helm auf dem Kopf voll Gedanken, ohne mich im geringsten zu einer Offenbarung meiner Ueberzeugungen zu verstehen, obschon der Oberstlieutenant mehrmals anklopfte und innehielt; ich erwiderte bloß „sehr wohl" und „zu befehlen", mit der nöthigen militärischen Kürze, was sich spaßhaft genug machte.

Die Sache schlug indessen ganz zu meinen Gunsten aus; der Oberstlieutenant wandte sich an Kalkstein und ersuchte ihn um Auskunft über mich, und dieser, ein sehr gewandter Stilist, antwortete in einer längeren Epistel, die voll meines Lobes war, dabei aber das punctum saliens, die politischen Anschauungen, gar nicht erwähnte! Der Oberstlieutenant gewann die schmerzliche Ueberzeugung, daß er mir Unrecht gethan, schickte jenen

Brief mit einem glänzenden militäriſchen Zeugniß an das Kriegsminiſterium — und ſeitdem ruhten alle Wälder!

Ich glaube indeß wirklich, daß ich das Zeugniß verdient habe; ich war ſehr pünktlich und gewiſſenhaft im Dienſt und zeigte bei den Felddienſtübungen einiges militäriſche Verſtändniß, das ich mir ſchon in Coblenz beim Studium der Werke aus der Brigadebibliothek erworben. Dies trat natürlich immer mehr hervor, je höher ich auf der Leiter ſoldatiſcher Beförderung aufrückte. Nach einem halben Jahre war ich wie meine anderen einjährigen Kameraden Unteroffizier und konnte mit Stolz durch die Straßen der Stadt Berlin ſpazieren; denn die größten Gardiſten mußten an die Mütze greifen, wenn ich mit meinen blanken Treſſen ihnen begegnete. Jetzt commandirte ich die Wachen, vor denen ich früher Poſten ſtand — und dies war an ſehr kalten Tagen keine Sinekure geweſen. Ich beſinne mich, daß ich als Schildwache vor der Bank, vor Kälte klappernd, zwei Stunden hin und her ging. Und dabei hatte ich noch andere Beängſtigungen; denn einer meiner Stiefel trug ein ziemlich zerriſſenes Oberleder zur Schau, und wenn ich vor einem vorübergehenden Lieutenant ſchulterte, hegte ich immer bange Befürchtungen, ſein Blick möchte auf meine defecte Fußbekleidung fallen. Doch die Herren hatten alle außerdienſtliche Gedanken und kümmerten ſich weder um die zerriſſenen Stiefel noch um die erfrorenen Naſen der Schildwachen. Bei einer ſibiriſchen Kälte mußte ich vor der Spittelmarktwache als Poſten vor dem Gewehr auf und ab ſpazieren. Drinnen aber ſtand eine dampfende Bowle auf dem Tiſch, und mildthätige Kameraden kamen heraus und labten mich in aller Eile mit dem erquickenden Trank; da kam aber doch ein Lieutenant allzu raſch um die Ecke und fuhr auf dieſe Samariterdienſte mit einem Donnerwetter los, das um ſo kräftiger war, als unſere Kommißmäntel nicht die Abzeichen des Einjährig-Freiwilligen trugen und wir daher ganz wie andere gemeine Soldaten behandelt wurden. Auch an Irrthümern und Mißverſtändniſſen fehlte es nicht. So rief ich einmal als Poſten

vor dem Gewehr am Kottbuſer Thor die Wache heraus, als der Polizeipräſident in Uniform vorüberging — ich hielt ihn für einen General.

Ueber dieſe Abenteuer der Schildwachen war ich nun als Unteroffizier erhaben: da kommandirte ich die Wachen ſelbſt und hatte beſonders mehrfach die Kaſernenwache unter mir. Da ſaß ich nun im Wachlokal, ſtudirte des Nachts bei einer Beleuchtung, die ſich ſehr zu ihrem Nachtheil von Gas und elektriſchem Licht unterſchied, die römiſche Rechtsgeſchichte. In dieſem Studium wurde ich oft von den Offizieren unterbrochen, die in der Kaſerne wohnten und ſpät oder früh dorthin zurückkehrten. Noch die Kommentare des Gajus im Kopf, öffnete ich ihnen das Thor, ihnen und gelegentlich auch halbverſchleierten Damen, die ſie mit ſich hatten und die ſie weder per aes et libram noch durch confarreatio, wie es bei meinen alten Römern Brauch war, zu heirathen gedachten.

Die Felddienſtübungen, wo wir bisweilen die ſelbſtändige Führung kleiner Abtheilungen hatten, waren mir am willkommenſten; auch der Ausmarſch über die Felder und durch die Wälder verſetzte uns meiſtens in eine friſche und fröhliche Stimmung, um ſo mehr, als wir jetzt unſeren Offizieren näher ſtanden und uns beſonders mit den franzöſiſchen unterhielten. Da war Lieutenant v. Mandro, ein echter ſchweizeriſcher Gentleman, vor allem aber Lieutenant v. Merveilleux, ein wohlbeleibter Offizier, der immer durch Berlin mit einer reglementswidrig aufgeknöpften Uniform patrouillirte, da ihm das Bedürfniß, recht ungenirt friſche Luft zu ſchöpfen, über alle anderen Rückſichten und Pflichten ging. Er ſprach nur gebrochenes Deutſch, das oft recht drollig klang, und war von einer erſtaunlichen Gutmüthigkeit. Alle Wünſche der Compagnie wurden ihm anvertraut und von ihm dem Hauptmann mitgetheilt. „Kapitän, die Leut' will nit mehr exerziern —", das war eine ſeiner Liebesbotſchaften, die bei unſerem Compagniechef keineswegs eine ſehr freundliche Aufnahme fanden.

Kommandeur des Gardekorps war damals der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. Bei größeren Uebungen war er oft zugegen, und wenn er an uns vorüberritt, rief er uns seinen französischen Gruß zu: „Bon jour, tirailleurs!“ Wir wußten, was wir darauf zu erwidern hatten, und mit schöner Einstimmigkeit riefen wir: „Bon jour, Altesse Royale!“ Der Prinz von Preußen mochte mit seinen Tirailleurs im Ganzen wohl zufrieden sein; nur in einer Hinsicht hegte er gegen uns ein sehr begründetes Mißtrauen: es galt unserem Parademarsch. Wir waren bei den Paraden immer die letzten, und ich besinne mich noch, wie der Prinz bei einer Parade, die er auf dem Köpenicker Felde abnahm, kurz ehe wir an die Reihe kamen, das Paradefeld verließ, so daß wir unseren Abscheu vor den geraden Linien und unsere Vorliebe für die Kurven beim Vorübermarschiren ohne Hoffnung auf seine Anerkennung nur zu unserer eigenen Beruhigung an den Tag legen konnten.

Ein Schatten fiel indeß auf meine soldatische Laufbahn — das war der für einen Einjährigen doppelt empfindliche Geldmangel. Meine Tante hatte mich ganz im Stich gelassen, und auf ihre Versprechungen hatte ich gebaut, als ich mein sterbliches Theil in doppeltes Tuch kleidete. Ich hatte Compagnieschulden, die immer mehr anwuchsen — das brachte mich oft zu stiller Verzweiflung. Ein liebenswürdiger Feldwebel stundete mir möglichst lange, was ich an die Kammer und sonst an die Compagnie zu zahlen hatte. Dann griffen mir gute Bekannte und Freunde, besonders ein reicher feingebildeter Banquiersohn, unter die Arme — und entscheidende Rettung brachte mir zuletzt das Honorar für die zweite Auflage meiner „Censurflüchtlinge“, das aus der Schweiz einlief, in höchst überraschender Weise gerade, als die Leere meiner Kasse mir unheimlich zu Kopf gestiegen war und ich fast vor horror vacui Schwindel bekam. Inzwischen hatte auch mein „Robespierre“ mit kleinen Aenderungen die Censur passirt, und ich erhielt vom Grafen Reichenbach ein

Honorar, das allerdings meine späteren Honorare für dramatiſche Buchausgaben weſentlich überſchritt.

* * *

In weiteſter Entfernung von unſerer Kaſerne, nicht weit von Moabit, in der Nähe der Charité, wohnte ein kranker Student, der durch einen Markſchwamm im Geſicht dem ſicheren Tode geweiht war. Tag und Nacht ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl, ein aufgegebener Mann. Ich beſuchte ihn mit einigen gemeinſamen Bekannten; er bedurfte in jeder Hinſicht der Pflege und Unterſtützung. Da hatte ſich eine ſtets hülfsbereite Dame eingefunden, die ſich auch in literariſchen Kreiſen eines großen Rufs erfreute. Am Lehnſtuhl des kranken Studenten machte ich ihre Bekanntſchaft; ſie tröſtete ihn, plauderte mit ihm und mit uns in harmloſer, oft geiſtreicher Weiſe. Es war eine faſt ſechzigjährige Dame, doch von großer geiſtiger Friſche. Frau v. Arnim, Bettina, das Kind, die Vertreterin einer Schwebereligion, die einſt um den Zaubergreis „Goethe“ ihre magiſchen Kreiſe zog, die vor kurzem durch ihre Schrift: „Das Buch gehört dem Könige“ dieſem die ſoziale Frage nahegelegt und jedenfalls Frauenſtolz vor Königsthronen bewieſen hatte — hier waltete ſie in ſtiller werkthätiger Liebe und hier zeigte ſie ihr mitleidiges Herz im ſchönen Licht. Auch eine andere junge Samariterin, die in der Nähe wohnte, hatte ſich des armen Studenten angenommen: es war Louiſe Aſton, die ſpäter im ſchleswig-holſteiniſchen Krieg ſich als Krankenpflegerin auf den Schlachtfeldern bewährte.

Als Louiſe Aſton, eine junge ſchöne Frau, nach Berlin gekommen war, umgab ſie bereits ein Sagengewölk, eine gewiſſe Emancipationsglorie. Was ſie ſelbſt erzählte, wurde ergänzt durch die mit trockenem Witz vorgetragenen Mittheilungen eines alten Buchhalters, der bei ihrem früheren Gatten angeſtellt geweſen. Louiſe Aſton, eine geborene Hoche, war eine Verwandte

des berühmten französischen Revolutionsgenerals und Tochter eines Konsistorialraths, der in jungen Jahren nach Deutschland emigrirt war. Auf den Wunsch ihrer frommen Eltern wurde sie schon mit sechzehn Jahren die Frau eines Engländers Aston, eines reichen Fabrikbesitzers, der sie bei der Durchreise gesehen und von ihrer Schönheit entzückt war. Sie aber liebte ihn nicht, und es dauerte einige Zeit, ehe ihre Eltern, von den Reichthümern des wenig gebildeten Mannes geblendet, ihren Widerstand gebrochen hatten. Nun wirthschaftete sie genial und übermüthig mit den Schätzen ihres Gatten, ging oft mit einem Gefolge von Freundinnen auf Reisen und machte eine Masse jugendlicher, fast studentischer Streiche, ohne sich dabei etwas zu vergeben, denn sie war zwar kokett, aber prüde dabei! In Göttingen ritt sie mit ihren Damen und den Studenten spazieren oder lud die letzteren und zwar en masse zu sich zu Kaffee. Da standen die Collegia bisweilen leer, denn die Studenten ließen es sich gern gefallen, von einer liebenswürdigen jungen Dame traktirt zu werden. Das Universitätsgericht wandte sich an Aston und bat ihn, seine Frau zurückzurufen, da dieselbe die ganze akademische Jugend verführe. Als der König von Hannover gestorben war und Alles in tiefer Trauer ging, ließ sie sich mit ihren Begleiterinnen scharlachrothe Kleider machen und kutschirte so durch die Straßen. Einmal schrieb sie gleichzeitig Briefe an zehn Verehrer, darunter befand sich ein Rittmeister, ein Geistlicher, ein Hofschauspieler, ein Student, ein Gastwirth, die sie alle zum Besten hatte. Der ganze Briefwechsel wurde bei ihrem späteren Scheidungsproceß zu den Akten gegeben, zum größten Amüsement des Gerichts. Als sie mit Aston in Karlsbad war, interessirte sich Fürst Metternich für sie und lud sie beide auf seine Güter ein, wo Aston Maschinen bauen sollte, doch dieser hielt es für besser, den Auftrag abzulehnen. Auch ein preußischer Prinz gehörte in Karlsbad zu ihren Verehrern — diese Episode aus ihrem Leben hatte sie in Aufzeichnungen geschildert, aus denen später ein Roman gestaltet wurde. Die Ehe mit Aston

war indeß eine tief unglückliche; mehrmals verließ sie ihn, einmal mit Zurücklassung eines Briefes, in welchem sie auf immer von ihm Abschied nahm; er ließ sie drei Tage lang in der Elbe suchen. Ein Jahr lang hielt er sie darauf als eine Wahnsinnige bei sich eingesperrt und verbannte sie dann auf seine Güter am Harz, wo er Bergwerke bei Sorge und Elend hatte. Da ritt sie fast jeden Morgen auf den Brocken, um von dort den Sonnenaufgang zu sehen — und ein leidenschaftlicher Verehrer folgte ihr dorthin in ihre Einsamkeit. Obschon sie sich keiner Untreue schuldig machte, gab dies doch den Anlaß zu einer Ehescheidungsklage, die zu ihren Gunsten ausfiel; doch sie selbst wollte die Ehe geschieden sehen und klagte nun ihrerseits mit mehr Erfolg. Aston wurde verurtheilt, ihr eine Pension zu zahlen. In der Regel lebte sie nun bei einer Schwester in Züllichau, doch im kleinstädtischen Philisterthum konnte sie sich nicht behaglich fühlen, und so oft es anging, kam sie nach Berlin hinüber. Das war nun Wahrheit und wohl auch Dichtung aus ihrem Leben — welche von beiden überwog, das prüften wir nicht genau; wir standen alle unter dem Einfluß einer anmuthigen und in vieler Hinsicht genialen Persönlichkeit.

Die damalige Emancipation der Frauen, welche schon die Jungdeutschen auf ihre Fahne geschrieben hatten, unterschied sich wesentlich von der heutigen, welche praktische Ziele verfolgt: eine bessere Stellung der Frau im bürgerlichen Leben, Gleichstellung von Mann und Frau, Erweiterung ihrer Erwerbsthätigkeit. So praktisch war man nicht in jener Zeit, wo man auch in der Politik schönen Idealen nachjagte. Die „freien Bahnen" waren damals anders als die heutigen, wenn sie sich auch in vielen Punkten berühren mochten. Es galt vor allem den Protest gegen die Zwangsehen und das Eintreten für das freie Recht des Herzens und der Leidenschaft.

Georges Sand galt damals für die Hoheprieſterin dieſer Emancipation, die sie in ihren Romanen nicht ohne Kühnheit verherrlichte, und Louise Aston schien die Rolle einer deutschen Georges Sand spielen zu wollen. Jene hatte sich von einem

rohen Manne geſchieden; auch die Aſton hatte eine unglückliche Ehe mit einem ihr verhaßten Manne hinter ſich. Bisweilen, doch ſelten, zog ſie auch Männerkleidung an wie die Pariſer Aurora; doch mochte ſie noch ſo herausfordernd auftreten — es geſchah ſtets mit Grazie und einer gewiſſen Vornehmheit. Sie war weit davon entfernt, ein polterndes Mannweib zu ſein: im Gegentheil, ſie hatte etwas Sanftmüthiges und Feines in ihrem Weſen; ſie erſchien ſtets in geſchmackvoller, eleganter Toilette; ſie machte den Eindruck einer Dame, und wenn ſie einmal bei den „Freien“ erſchien, ſo erhoben ſich alle dieſe Cyniker, deren Frauen und Dirnen mit der Mode auf geſpanntem Fuße ſtanden, zu höflicher Begrüßung von ihren Stühlen.

Meine ſchwärmeriſche Jugendliebe in Breslau, die ich treu im Herzen getragen, war in Berlin erloſchen: das Mädchen, dem ſie galt, hatte ich wiedergeſehen; doch der Eindruck war nicht mehr derſelbe, und ſie ſelbſt hatte auch in der langen Zwiſchenzeit, einer Zeit unſerer gänzlichen äußeren Entfremdung, einem anderen Sterblichen ihre Neigung zugewendet. Wohl erſchien ich noch oft in Krolls Wintergarten, einem aufblühenden Etabliſſement, welches auf die Berliner große Anziehungskraft ausübte; doch mich intereſſirten mehr die Konzerte und das Publikum und der innere wirthſchaftliche Betrieb, da ich in alle Räume, auch in die Küche, Zutritt hatte und das energiſche Walten der älteſten Tochter des Hauſes in der Nähe ſtudiren konnte. Auch war ich jetzt ein Schützling des alten Herrn Kroll geworden und machte auf ſeinen Wunſch ein Gedicht zur Feier des Schleſierfeſtes, das in ſeinen Räumen ſtattfand, und vor meinem Ausmarſch zum Manöver zeigte die Familie in jeder Hinſicht die liebevollſte Fürſorge für meine Verproviantirung; doch verblaßt war das anmuthige Bild meiner Träume, und ich ſelbſt mißtrauiſch geworden gegen alle „blöde Jugendeſelei“. Da trat Louiſe Aſton ein in mein Leben, erweckte in mir eine glühende Leidenſchaft, um ſo mehr, als ſie meinem eigenen Emancipationsdrang auf allen Gebieten des geiſtigen und ſitt-

lichen Lebens entgegenkam und mir das Ideal eines schönen, freien, nicht in der Ehe einphilisterten Weibes war, wie es damals den jungdeutschen Phantasien und nicht bloß den meinigen vorschwebte. Sie erschien mir als eine moderne Aspasia — natürlich konnte sie in einer, dem Hellenismus so fernstehenden Zeit nicht in selbstgenugsamer Harmonie dahinleben, sondern nur im Widerspruch mit der herrschenden Sitte. Wie viel eines jungen Dichters Phantasie auf den Gegenstand seiner Neigung überträgt und wie schwer nachher zu sondern ist, was diesem selbst oder jener Phantasie angehört, das bedarf wohl nicht der Erwähnung; jedenfalls ist in jener Epoche meines Lebens für viele spätere leidenschaftliche Akkorde meiner Muse der Grundton angeschlagen worden. Louise Aston hatte, so groß auch der Zauber war, den ihre Persönlichkeit auf mich ausübte, zugleich etwas Unpersönliches; ihr Name vertrat die Emancipation der Frauen, und so konnte ich auch in die unter ihrem Namen herausgegebenen „Wilden Rosen“ sehr viel Eignes mit einschmuggeln. Diese Gedichte beginnen mit den Versen:

„Ich begrüße euch, ihr Rosen,
In der Freiheit wilder Pracht,
Eingewiegt von Sturmestosen,
Großgesäugt vom Thau der Nacht.
Nicht im traulichen Gehege,
In des Gartens Mutterschoß,
Ohne eines Gärtners Pflege
Ward das Kind der Berge groß!“

Und durch alle diese Lieder ging der Protest gegen den gesellschaftlichen Zwang, der die Rechte des Herzens einschränkt, und steigerte sich bis zur Dithyrambik der Orgie:

„Schlagt die Gläser all in Scherben!
So vergeh' die alte Welt!
So mag sterben und verderben,
Was das Herz in Fesseln hält!“

Der Mrs. Louise Aston waren meine beiden Liebesdithyramben „Madonna“ und „Magdalena“ gewidmet, ein sehr dünnes

Gedichtheftchen, das im Jahre 1845 in Berlin erſchien und viel von ſich ſprechen machte. Abgeſehen von einer gewiſſen Renommage, welche mit der Sünde prahlte und trotzig den Vertretern der herrſchenden Weltanſchauung den Handſchuh hinwarf, hatten dieſe Gedichte einen friſchen Zug, die Wärme des eigenen Erlebniſſes und nichts Zuſammengequältes; auch waren ſie in die gewählteren Kunſtform der Ottave rime und Sonette eingekleidet worden. Einzelnen Strophen fehlte es nicht an Prägnanz:

„Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben,
Der Born der Gnade iſt unendlich reich!
Wir ſind begnadigt ſchon in dieſem Leben,
Wir ſind auf Erden ſchon den Sel'gen gleich!"

Außer „Madonna" und „Magdalena" hab' ich in Berlin einige Akte meines Dramas „Thomas Münzer" gedichtet, ein Drama, welches als das Schmerzenskind dieſer Jahre betrachtet werden muß, denn ſowohl in den oberſchleſiſchen Wäldern von Wiersbel hab' ich daran gearbeitet wie in der Schützenuniform in der Köpenicker Straße von Berlin. Das Drama iſt nie im Buchhandel erſchienen, nie zur Aufführung gebracht worden; ich hab' es nur mehrmals vor größeren Verſammlungen vorgeleſen. Es ſteht weſentlich hinter „Robespierre" zurück; es fehlt ihm die Einheit des Tones und des Stiles, welche das Revolutionsdrama beſitzt. Daß Jamben und Proſa wechſeln, mochte noch hingehen, aber den lyriſchen Jamben fehlt oft Mark und Kraft; ſie ſind zum Theil konventionell im Stil der Raupachſchen Dichtungen. Die Proſa iſt markiger; aber das Genrehafte verfällt bisweilen ins Burleske. In der Handlung iſt zu viel äußerlicher Sturm und Drang, zu viel Mord und Brand. Im erſten Akt wird eine Kapelle in Brand geſteckt, im letzten ein Kloſter. Und was den Helden betrifft, ſo iſt er zwar viel thatkräftiger als Ulrich von Hutten; er iſt ein Führer im Kampf; aber das gibt ihm bis zum tragiſchen Untergang nur eine epiſche Glorie. Der unvermeidliche Nachdruck ruht auf den Geſinnungen und Ueberzeugungen; die Rhetorik wiegt vor, und an ſchwunghaften und

schlaghaften Stellen fehlt es in den Reden meines Thomas Münzer nicht. Im ersten Akt wird er als Leiter einer Volksbewegung in Allstedt von dem Rathe verbannt; im zweiten erscheint er bei den Bauern des Schwarzwaldes, mit denen er sich verbrüdert; im dritten stürzt er den Rath von Mühlhausen; im vierten richtet er den Grafen von Hohenstein; im fünften findet die Schlacht von Frankenhausen und das Gericht über den Bauernführer statt. Die freie Erfindung ist nicht ohne dramatisches Leben. Johannes, ein begeisterter Jünger des Münzer, liebt Bertha, Gräfin von Hohenstein; er wird der Münzerschen Sache untreu und folgt ihr nach, als Page verkleidet. Herzog Heinrich von Braunschweig will Bertha gegen ihren Willen entführen. Johannes, der dabei behülflich sein soll, verräth ihr die böse Absicht; sie ruft ihren Bruder, den Grafen von Hohenstein, zu ihrem Schutz auf. Dieser liebt Franziska, Münzers Schwester, die ihn für die Sache ihres Bruders zu gewinnen suchte. Jetzt hat er Anlaß zum Bruch mit den Fürsten und geht in das Lager der Münzerischen über. Doch sein Ritterstolz geräth in fortwährenden Konflikt mit den Bauern, und als er ihre Sache für verloren hält, unterhandelt er auf eigene Faust mit dem Fürsten und will Münzer gefangen nehmen. Der Plan wird entdeckt und Hohenstein zum Tode verurtheilt. Hier war ein mehr dramatischer Konflikt geboten, doch nicht scharf genug ausgeprägt. Münzers Liebe zur Schwester mußte tiefer angelegt sein, dann würde die Scene ergreifender wirken. Johannes zündet inzwischen das Kloster an, in welches Bertha geflüchtet, und kehrt dann muthig zu dem todgeweihten Münzer zurück. Am meisten dramatisch und theatralisch wirksam ist die Scene, in welcher Münzer den versammelten Rath von Mühlhausen auseinandersprengt; das beste Charakterbild aber dasjenige Pfeifers, der, ein entlaufener Mönch, als Genosse Münzers die wildesten Gelüste des Pöbels theilt und ein Anarchist de pur sang ist.

Auch ein Gedicht an die „Lichtfreunde“ hatte ich verfaßt und trug es bei einem Festdiner vor, welches zu Ehren des Dr. Brügge-

mann, der nach Köln abreiſte, um die Redaction der „Kölniſchen Zeitung“ zu übernehmen, veranſtaltet worden war. Von meinem damaligen philoſophiſch-radicalen Standpunkte aus erſchien mir die freireligiöſe lichtfreundliche Bewegung als „matte Limonade“, und ſo ſtellte ich mit herausforderndem Trotz in dieſem Gedicht dem Licht das Feuer gegenüber:

„Fort mit euren frommen Kerzen,
Schwaches Licht für ſchwache Herzen!
Matter Glanz für matten Geiſt!
Zu dem Feuer laßt uns beten,
Das mit flammenden Kometen
Durch der Zeiten Himmel kreiſt!“

Das Gedicht erregte damals einiges Aufſehen, und der Dr. Märcker, Privatdocent, auch dramatiſcher Dichter, der ſpäter ein großes Alexanderdrama verfaßte, ſchrieb ein Gegengedicht, das in den Blättern veröffentlicht wurde. Mir ſelbſt ſchadete meine lyriſche Feueranbetung nicht in meiner militäriſchen Laufbahn: es kam mir und uns allen zu Statten, daß wir außer dem Dienſt in Civil gehen durften, eine Erlaubniß, wovon wir natürlich den ausgiebigſten Gebrauch machten, wenn wir es nicht vorzogen, uns bei den ſoldatiſchen Grüßen der hochgewachſenen Gardiſten unſere hohe militäriſche Würde und die Bedeutung unſerer Treſſen zum Bewußtſein zu bringen.

Doch das waren immer Ausnahmen — ſonſt hörte für uns mit der Köpenicker Straße der militäriſche Bann auf, und wir ſtürzten uns in ſchlichter bürgerlicher Tracht in das bunte Leben der Königsſtadt. Ich wurde überhaupt nicht mehr beobachtet; ſonſt hätte man doch einigen Verdacht ſchöpfen müſſen, als ich meine Schritte in das Hotel zur Stadt Brandenburg auf dem Gendarmenplatz lenkte, wo ſich plötzlich zwei ſtaatsgefährliche Subjecte eingefunden hatten. Es waren zwei der berühmteſten Abgeordneten der badiſchen Kammer, der alte Itzſtein, der liberale Patriarch des Rheingaus, und der Advokat Hoecker, ein jugendlicher, feuriger Fortſchrittsmann; ich war zugegen, als

ſie vergeblich mit der Polizei verhandelten, die ihre Ausweiſung aus Berlin beſchloſſen hatte. Sie waren auf der Durchreiſe nach Stettin und hatten nichts weiter verbrochen, als daß ſie der Linken der badiſchen Kammer angehörten. Es waren zwei Charakterköpfe, die mich lebhaft intereſſirten, zwei parlamentariſche Größen, und ſolche gab es damals in Preußen noch nicht. Der Verkehr mit ihnen war jedenfalls bedenklicher als derjenige mit den „Freien", welche übrigens gegen die conſtitutionelle Bewegung in Süddeutſchland eine ſouveräne Verachtung hegten, oder mein geſelliger Verkehr im „Rütli", wo ein ſehr übermüthiger Ton herrſchte. Er war die Geburtsſtätte des „Kladderadatſch"; die künftigen Gelehrten desſelben bereiteten ſich hier in Vers und Proſa auf ihren ſpäteren Beruf vor, und auch der bekannteſte Zeichner entwarf hier ſeine erſten, oft ſehr ergötzlichen Caricaturen. Auch Titus Ulrich, der Dichter des Hohenliedes, ein gemüthlicher Schleſier von ſchönem Talent, der damals an radicalen Anwandlungen litt und in ſeinen Verſen, wie ſpäter Freiligrath, die Landwehrzeughäuſer ſtürmte, nachher aber auf dem Intendanzbureau des Hoftheaters lange Jahre als ſehr friedlicher und tüchtiger Beamter und äſthetiſcher Rathgeber ſaß, fand ſich oft im „Rütli" ein. Erwähnen will ich noch, daß ich mich einmal in den „Tunnel" verirrte, wo die alte Garde der Berliner Literaten ihre äſthetiſchen Ketzergerichte abhielt, wo die Gemeinde, die ſich um Ludwig Tieck verſammelte und in Ernſt Raupach ein hochangeſehenes Mitglied verehrte, ihre poetiſchen Weiheſtunden verlebte. Sie beſtanden allerdings darin, daß jedes vorgetragene Gedicht von den anderen Mitgliedern des Zirkels grauſam zerfetzt wurde und zwar mit dem anatomiſchen Meſſer einer veralteten Poetik. Ich theilte das allgemeine Schickſal; was ich vortrug, wollte nicht munden, und meine einzige Genugthuung beſtand darin, daß trotzdem eines der Vereinsmitglieder einen erquickenden Trank bei mir beſtellte; denn wegen meiner kurzen Haare und meines Fracks, den ich für die feierliche Hinrichtung angezogen, wurde ich von dieſem für einen Kellner gehalten.

Inzwiſchen nahte der glänzende Abſchluß meines Dienſtjahres, das große Manöver des Gardecorps, und ich habe es tapfer mit durchgemacht, obſchon ich bisweilen übermüdet war und mich mühſelig mit fortſchleppte. Die Vorzüge des Alkohols und ſeine ſtärkenden Wirkungen lernte ich bei dieſer Gelegenheit durch manchen guten Schluck aus meiner Manöverflaſche kennen; doch habe ich zeitlebens Schnäpſe und Liqueure möglichſt gemieden. Unſer Nachtquartier waren öfters Scheunen der Bauern; bisweilen biwakirten wir unter freiem Himmel am Lagerfeuer, zuſammen mit den Offizieren, von denen der eine, ein Herr v. Gersdorf, uns ſoldatiſche Abenteuer aus dem Kaukaſus erzählte, wo er den Gebirgskrieg mitgemacht. Wenn wir uns dann Morgens beim Weckruf der Trompeten erhoben und das Stroh aus den Augen rieben, fühlten wir uns nicht ſonderlich erquickt; bei Regenwetter räumten uns die Offiziere ein Plätzchen in ihren Zelten ein. Viele glänzende ſoldatiſche Bilder ſind in meiner Erinnerung haften geblieben. In der Regel plänkelten wir auf den Flanken des Heeres, oft auf den Hängen der Waldhügel, und hatten einen Ueberblick über die ganzen kriegeriſchen Vorgänge in den Thalebenen unter uns. Da ſahen wir einen glänzenden Chok der Gardekavallerieregimenter, die gegeneinander anſprengten, einen Chok, von dem die Erde dröhnte, und auch die Erſtürmung eines Gutshofs auf einer Höhe durch den Bajonettangriff der Infanterie machte einen bedeutenden Eindruck. Die Rückmärſche nach Berlin waren ſehr ermüdend; ich fand bei meiner Ankunft am Vormittag eine Einladung zu Theodor Mundt vor und beſchloß, ſie anzunehmen und, nachdem ich als rauher Krieger meine Schuldigkeit gethan, mich wieder als friedlicher Bürger der Gelehrten- und Literatenrepublik im Salon zu bewegen. Ich warf mich aufs Lager, um bis zum Abend zu ſchlafen. Ich erwachte in der Dämmerung und eilte zu meinem Kleiderſchrank, um meinen Salonfrack hervorzuſuchen. Die Uhr zeigte ſchon auf halb acht. Als ich mit meiner Toilette beſchäftigt war, klopfte es an die Thür, und zu meiner großen

Ueberraſchung erſchien das Dienſtmädchen mit dem Kaffeebrett. Sie brachte den Frühſtückskaffee; es war halb acht Uhr Morgens, und ich hatte nach meinen Heldenthaten eine erſtaunliche Schlafleiſtung vollbracht.

Nicht lange darauf beſtand ich mein Landwehrlieutenantsexamen mit einer guten Nummer. Die Exercitien und Commandos auf dem Kaſernenhof gingen aufs Beſte von Statten, und was die ſchriftlichen Arbeiten betrifft, ſo betrafen ſie eine Felddienſtübung, und ich hatte auf gegebenem Terrain die Vorpoſten zu ſehr in die Sümpfe vorgeſchoben; doch der Hauptmann, der unſere Arbeiten überwachte und gelegentlich anſah, deutete noch rechtzeitig dieſen Mißgriff an, und ich rettete meine Soldaten aufs Trockene, ehe ſie ganz im Moraſt verſunken waren. Was das beigefügte Kärtchen betrifft, ſo bewies ich nicht den geringſten Beruf für einen Kartographen.

Nun galt es aber, zum juriſtiſchen Doctorexamen die letzten Schritte zu thun; ich beſchloß, dasſelbe in Königsberg zu machen. Das Kultusminiſterium war diesmal ſehr entgegenkommend und rechnete mir das Semeſter in Breslau an, obſchon ich dort nicht immatrikulirt geweſen war.

Die Königsberger Fakultät ließ mich zum Examen zu; da gab es zunächſt zwei harte Nüſſe zu knacken, zwei größere lateiniſche Arbeiten, eine aus dem römiſchen, eine aus dem kanoniſchen Recht. Die letztere hatte ein kurioſes Thema; ſie handelte „de presbytero non baptizato“, und dieſer nicht getaufte Prieſter machte mir einiges Kopfzerbrechen, obſchon das corpus juris canonici mir mit einem ganzen Titel zu Hülfe kam. In die Geheimniſſe dieſes corpus juris vertiefte ich mich auf der königlichen Bibliothek, deren Bücherſchätze ich für meine beiden Arbeiten benutzte.

Ich blieb, nachdem ich die grüne Uniform abgelegt, noch zwei Monate in Berlin, um die freie Luft der Reſidenzſtadt ohne jede Beimiſchung mit Kommißgeruch zu genießen und um dem geſellſchaftlichen Verkehr mich als ein Glücklicher hinzugeben, dem keine Stunde der Kaſernenuhr ſchlägt.

Als ich meine beiden Arbeiten, von denen jede einen ansehnlichen Umfang hatte, in einem, wie ich glaubte, tadellosen Latein vollendet hatte, da stieg ich in die Postschnecke, die mich durch die Tuchelsche Heide nach Königsberg tragen sollte. Der Tage drei und drei der Nächte mußten diesem Reisevergnügen in dem alten rasselnden Kasten geopfert werden.

So lag ein merkwürdiges Jahr meines Lebens hinter mir, das die schroffsten Contraste bot: auf der einen Seite die strengste soldatische Pflichterfüllung mit regelmäßigem Avancement und besten Zeugnissen, auf der anderen den Verkehr in jenen Kreisen, in denen die vollste Emancipation des Geistes und des Herzens auf der Tagesordnung stand. So war ich zwischen der Scylla einer straffen Disciplin und der Charybdis ungezügelter Leidenschaft des Denkens und Fühlens, ohne Anstoß zu nehmen, glücklich hindurchgeglitten.

Von der Promotion bis zur Heirath.

V.

Mein Vater hatte sich in Neuhausen bei Königsberg eingemiethet, und ich fand ein Unterkommen in einem baulichen Annex des Schlosses, welches dem Grafen Luckner gehörte. Hier konnte ich ungestört den Studien obliegen, welche für die mündliche Prüfung beim juristischen Doktor-Examen unerläßlich waren. Tag und Nacht saß ich über den Büchern — und da das mündliche Examen in lateinischer Sprache abgehalten werden sollte, so studirte ich besonders das große lateinische Werk von Mühlenbruch über die Pandekten, ein Stoffgebiet, das ich zuletzt vollkommen beherrschte, auch was die gewandte sprachliche Wiedergabe betrifft, die ja nicht immer sich ciceronianischer Klassicität rühmen durfte. Daran hatten indeß Papinianus und Ulpianus mehr Schuld als ich. Auf die Pandekten legte ich natürlich das Hauptgewicht; mein Unstern aber wollte, daß nachher meine Examinatoren anderer Ansicht waren und mir beim Examen keine einzige Frage aus diesem Gebiet, ja aus dem ganzen römischen Recht vorgelegt wurde. Man wußte, daß ich mich für Staatsrecht, Völkerrecht, Rechtsphilosophie später habilitiren wollte — und so wurde ich hierin examinirt. Ich hatte dies alles durchstudirt, aber ich bewegte mich auf diesen Gebieten nicht mit solcher Sicherheit, wie auf denjenigen des römischen Rechts. Es ist ja bei jedem Examen unmöglich, das ganze Gedächtnißmaterial zu beherrschen. Hinzu kam noch kanonisches Recht und deutsches Privatrecht; ich fühlte mich oft so bedrückt,

so dumpf und stumpf nach solchen anhaltenden Studien bis tief in die Nacht hinein, daß ich diese ganze Zeit für die unglücklichste in meinem Leben halten muß, denn zu dieser Last, die dem armen Gedächtniß aufgewälzt wird, kommt immer die Befürchtung, daß dasselbe nicht Stich halten und der mißgünstige Quell Lethe über manches seine Wasser ausgießen wird im Laufe der Wochen oder Monate, die bis zum Examen noch vergingen. Es ist noch keine Philosophie der Examina geschrieben worden, nicht einmal im Reiche der Mitte, wo sie eine so große Rolle spielen und die Akademie des Drachenreichs, „der Wald der Pinsel", so manche Kandidaten von der Aussicht auf die Mandarinenknöpfe ausschließt; doch ich habe stets ketzerische Gedanken darüber gehabt, da ich die Examenfurcht zeitlebens nicht los wurde, allerdings nicht für mich, sondern für die Meinigen. Mein ältester, leider verstorbener Sohn hatte schon das Referendariatsexamen gemacht und meine beiden anderen traten in meine Fußtapfen, indem sie das juristische Doktorexamen bestanden; beide machten auch außerdem das Referendar- und Assessor-Examen. Das „Hangen und Bangen in schwebender Pein" habe ich immer wieder mit durchgemacht und außerdem fand ich genug Anlaß, tiefsinnige Betrachtungen über die Bedeutung und den Werth der Examina anzustellen. Gewiß sind sie nöthig, doch ach! Was ist nicht alles nöthig in der Welt! Darunter gibt's manche sehr genirende, auch haarsträubende Dinge. Doch daß der Hazard dabei eine große Rolle spielt, wer wollte das leugnen? Der Charakter und die Liebhabereien der Examinatoren, die aufgegriffenen Fragen, die Stimmung der Examinanden, denen bisweilen wie mit einem Schwamm die ganze Tafel wohlerworbener Kenntnisse fortgewischt wird, so daß sie von einem horror vacui befangen ins Nichts starren, hier und dort auch etwas wohlwollende Protektion oder feindliches Vorurtheil — wer kennt sie alle, die Zufälligkeiten, die der kleine Gott Hazard aus immer vollen Händen ausstreut.

Nicht bloß Genies fallen durch das Examen — das möchte

noch hingehen, denn die Genies fallen auf Erden überall durch, und von ihnen gilt das Wort des Zeus:

„Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein!“

Doch auch die kundigsten Thebaner, die Fleißigsten, die einen großen Schatz von Kenntnissen aufgespeichert haben, scheitern oft an der Klippe einer Prüfung, während die offenkundigsten Müßiggänger zuweilen eine gute Nummer ziehen, wenn gerade die wenigen Kenntnisse aufgestöbert werden, die sie auf Lager haben. Ich selbst hatte nur Furcht, daß bei der Verpackung eines so massenhaft angesammelten Wissens dies oder jenes zerdrückt und zerknittert oder gänzlich hinausgedrängt werden könnte.

In dieser öden Stimmung, in der die Geister des römischen, kanonischen und deutschen Privatrechts mich in schlummerlosen Nächten heimsuchten und mein Kopf bis in alle Winkel vollgestopft war mit Rechtssätzen, Stellen aus dem Corpus juris, mit den verschiedensten Bischof- und Kardinalsmützen und den Schlafmützen des deutschen Bundestags, denn das war die Garderobe des Kirchenrechts und des damaligen Staatsrechts — fand ich eine Erholung an den Spaziergängen durch den schönen Park von Neuhausen, wo sich schattige Waldhügel mit Wiesenflächen ablösten, oder dem benachbarten Klein-Heide, einem anmuthig gelegenen Waldrestaurant. Auch fand ich einen lustigen Chemiker, welchen Graf Luckner engagirt hatte, ich weiß nicht mehr recht ob für Agrikulturchemie oder andere Zwecke. Das aber weiß ich, daß er Talent und Neigung hatte zur Herstellung feiner, höchst aromatischer Liqueure und daß ich bisweilen mich durch den Wohlgeschmack dieser vornehmen Schnäpse verleiten ließ, meinen Grundsätzen untreu zu werden. Und da mich die Welt so nüchtern wie eine mit juristischen Formeln bemalte Kalkwand anstarrte, so war es mir willkommen, den rosigen Schimmer eines kleinen süßen Rausches darüber hinhauchen zu können. So saßen wir denn oft bei den genialen Erzeugnissen

dieſer Schloßchemie, welche immer neue Süßigkeiten hervorzauberte.

Es war ein gefährlicher Commers, ſo wenig ſich dieſe zierlichen Gläschen mit den ſtudentiſchen Pokalen meſſen konnten, aus denen die Päpſte und Kardinäle getrunken wurden, doch dieſe umfangreichen Heiligkeiten ſetzten dem Trinker nicht ſo arg zu wie dieſe hunderttauſend niedlichen Teufelchen. Es fand ſich dann mancher Junker Tobias aus dem Schloß noch hinzu, mancher Wirthſchaftsbeamte, dem ein ſolider Rauſch zur Erquickung recht willkommen war, beſonders wenn er ſich denſelben mit ſo leichter Mühe und ohne Koſten verſchaffen konnte. Und da ſaßen wir, wie in einer Zauberküche; auf den Simſen ringsum ſtanden die bunten ſchimmernden Kryſtalle mit den verhängnißvollen ſüßen Giften, und das Gewölbe hallte vom Rundgeſang wieder. Den Grundton gab der Chemiker ſelbſt an, mit des Baſſes Grundgewalt, doch ſo luſtig er war, ſo war er doch im Grunde ſeines Herzens ein Mißvergnügter. Er war ehrgeizig, er wollte Großes leiſten, und dazu reichten die Mittel nicht aus, die ihm der Graf zur Verfügung ſtellte, und ſo ſang er am liebſten ſeine eigene verzweifelte Stimmung in den reſignirten Verſen aus, die den Mammon verherrlichen:

„Wo Du nicht biſt,
Herr Organiſt,
Da rührt ſich keine Pfeife“.

Inzwiſchen nahte der verhängnißvolle Tag, wo ich die Männer der Fakultät mit dem Reſultat meiner juriſtiſchen Studien erfreuen ſollte. Mein früherer Gönner Simſon war Dekan, und in ſeiner Wohnung in der Kneiphöf'ſchen Langgaſſe fand das Examen ſtatt. Es wurde ſehr erſchwert durch die lateiniſche Sprache, in welcher es abgehalten wurde. Wenn ich manche Frage nicht recht verſtand, ſo war *mein* Latein nicht Schuld daran. Zwar Simſon war ein klaſſiſcher Lateiner; doch zwanglos war das Latein des einen und des anderen Profeſſors, am zwangloſeſten dasjenige des einen Herrn, der ſonſt etwas

ſehr Zugeknöpftes hatte, aber mit dem Indicativ und Conjunctiv ſo frei verfuhr, daß er ſogar die ſonſt unbeſtrittene Berechtigung des ut, den Conjunctiv nach ſich zu ziehen, nicht anerkannte. Im Völkerrecht ging's beſſer — und da ſtand ich meinen Mann. Da war mir auch das Latein keine Schranke, denn die Römer hatten ſich ja viel mit dem Völkerrecht beſchäftigt, wenn auch nur, um es mit Füßen zu treten.

Das corpus juris canonici mußte ich aufſchlagen; mir ahnte nichts Gutes, denn außer dem unglücklichen nicht getauften Prieſter und einigen anderen darauf bezüglichen Titeln, war mir das ganze corpus ein Buch mit ſieben Siegeln — und es gelang mir nicht, eine ſchwierige Stelle ſo zu interpretiren, daß die Schuld der unklaren Auslegung allein durch mein mangelhaftes Latein gedeckt werden konnte. Wie ſchon erwähnt, wurde ich in den Pandekten, wo ich ſicher geglänzt hätte, gar nicht gefragt. Dafür entſpannen ſich einige rechtsphiloſophiſche Erörterungen, bei denen dem Lehrer und dem Schüler erſt allmählich klar wurde, was der eine oder andere ungefähr meinen könne, da die Philoſophie wohl über Cicero hinweggeſchritten, aber nicht die lateiniſche Sprache, und man daher die neue Weisheit nicht in die alten Schläuche füllen konnte. Doch der Dekan, der ſeinerſeits auf ein Examen verzichtete, weil er meine Leiſtungen kenne und der wackere Sanio, der von ſeinem Seminar her noch an dieſelben glaubte, halfen über einige in meinen Kenntniſſen entdeckten Lücken hinweg. Vor Allem ſprachen meine guten, ſchriftlichen Arbeiten das entſcheidende Wort. Ich hatte das Examen glücklich beſtanden. Der liebenswürdige Dekan hatte mir aber einen kleinen Doktorſchmaus in ſeinen Gemächern herrichten laſſen. Da ſaßen wir zuſammen, die Würdenträger der Fakultät und der junge Eindringling, bei ſchäumendem Champagner, in munterer Plauderei, wobei Simſon wie immer der geiſtvolle Tonangeber war; wir vergaßen Alles, was uns bisher entzweit hatte, das böſe corpus juris canonici, glücklicherweiſe auch unſer Latein.

Doch damit war das juriſtiſche Doktor-Examen noch nicht abgeſchloſſen, wenn auch ſein Erfolg bereits feſtſtand. So leicht wie heutigen Tages wurde es Niemandem damals gemacht, die höchſten Ehren der Fakultät zu erreichen. Zunächſt mußte ich eine Probevorleſung in der großen Aula halten, und hier allein kam die bei dem ganzen Examen ausgeſchloſſene deutſche Mutterſprache zu ihrem Recht. Ich ſprach über die Rechtsphiloſophie von Hugo Grotius, Hobbes und Pufendorf und hier erntete ich den lebhafteſten Beifall der Fakultät; man rühmte die Klarheit der Auseinanderſetzungen, meinen Vortrag, vor Allem mein den ganzen Raum beherrſchendes, ſonores Organ. Ich hatte Talent zum Docenten und wenn ich auch nicht allzuviel wußte, ich verſtand es, das Wenige in angenehmer und einleuchtender Weiſe an den Mann zu bringen.

Nun fehlte aber noch der letzte Strich am Gemälde, die feierliche Disputation im Doktorfrack, durch welche der Doktorhut erſt endgültig auf dem Kopfe befeſtigt wurde. Die Aula war ziemlich gefüllt. Da ſtand ich auf dem Katheder, mir gegenüber die zwei von mir gewählten Disputanten, zwei junge kampfluſtige Referendare. Wir hatten uns übrigens nicht, wie es ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, vorher eingepaukt, um ein brillantes Scheingefecht zu liefern; wir kämpften ernſtlich, ohne Vorbereitung, ſowohl was die Diſſertation ſelbſt betraf als auch die hinzugefügten Theſen. Zur Rechten ſaßen die Männer der Fakultät, die auch bisweilen einen Eriſapfel dazwiſchenwarfen, über den der Doktorand ſtolpern ſollte. Beſonders der Mann des kanoniſchen Rechts fand meine Quellenſtudien nicht gründlich genug; ich hatte manches für die Arbeit Nebenſächliche aus zweiter Hand; doch das Kirchenrecht war ja in der Welt die Hauptſache. Auch in der Corona fand ich beredte Gegner, beſonders einen jungen doctor juris, den ich ſpäter als Reichsgerichtsrath in Leipzig wiederfand. Alle Disputanten mußten das roſtige Latein aus der Scheide ziehen und fuchtelten damit herum; es fehlte dabei, um einen ſtudentiſchen Ausdruck zu ge-

brauchen, nicht an grammatiſchen Sauhieben; dann wieder kamen philoſophiſche Dinge zur Sprache, wie beim Examen. Mitten in der Disputation, als die Wolke des Latein, welche die Kämpfer umhüllte, immer dunkler wurde, riß mir der Geduldsfaden, und ich fing auf einmal an, deutſch zu ſprechen, um ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen. Dies hatte die merkwürdige Wirkung, daß die beiden Pedelle, die im mittelalterlichen Koſtüme farbenprächtig mit ihren ſtilvollen Stäben dem ganzen Vorgang die höhere Weihe gaben, die aber in Folge des unverſtändlichen Stimmgeräuſches über ihren Häuptern eingeſchlafen waren, plötzlich aufwachten, Lebenszeichen gaben und mit erſtaunten Geſichtern umherblickten, denn es war ein in den Annalen der Königsberger Aula unerhörter Vorgang. Simſon, der liebenswürdige Dekan, brachte indeß die Sache bald wieder ins rechte Gleis.

So war ich doctor juris geworden und zwar in einer Weiſe rite promotus, wie man ſie heute nicht mehr kennt. Auch war das Doktordiplom damals ein theurer Biſſen — die Promotion koſtete mich etwa 400 Thaler, für deren Aufbringung mein Vater alle Hülfsquellen mobil machte. Meine Diſſertation handelte de poenis adulterii iure Romano constitutis. Mein Ehrentag war der 22. März 1846. Im Jahre des Herrn 1896 wurde ich in ſchmeichelhafter Weiſe daran erinnert, als die juriſtiſche Fakultät der Königsberger Univerſität mir das goldene Doktordiplom zuſchickte, in welchem in klaſſiſchem Latein meine Verdienſte als Literarhiſtoriker, Aeſthetiker, Dramaturg und als epiſcher, lyriſcher und dramatiſcher Dichter hervorgehoben und nur über meine Leiſtungen auf dem Gebiete der Jurisprudenz ein vielſagendes Schweigen beobachtet wurde, denn wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Es war meine Abſicht in Königsberg als Privatdocent in die juriſtiſche Fakultät einzutreten. Dazu bedurfte ich indeß der venia legendi und um dieſe kam ich beim Kultusminiſterium ein. Ich zweifelte nicht an der Bewilligung meines Geſuchs,

da nichts politisch Belastendes gegen mich vorlag; ich trug indeß meinen neuerworbenen Doktorhut mit Stolz und bewegte mich viel in gesellschaftlichen Kreisen. Mein Vater, der seit einiger Zeit auf Freiersfüßen ging, hatte inzwischen wieder geheirathet, die Wittwe eines Gutsbesitzers, die das am Fuß der Klein-Heider Waldberge gelegene Gut Kommen und ein Landhaus in Neuhausen besaß. Dort hatte sich also meinem Schwesterchen und mir eine neue Heimath aufgethan — mein Bruder war als Oeconom auf andern Gütern thätig. Mit Feuereifer widmete sich mein Vater der Landwirthschaft, was ihm immer schon als ein wünschenswerthes Ziel vorgeschwebt hatte, und ich selbst konnte in der sauberen Besitzung, mit großem Garten, dem es nicht an hochschattenden Bäumen fehlte, manchen idyllischen Tag verleben.

Doch in die Idylle brach unfreundlich die Hiobspost von Berlin: die venia legendi war mir nicht bewilligt und nur dann in Aussicht gestellt worden, wenn ich nach einem Jahre Beweise veränderter Gesinnung gegeben haben würde. Das traf mich wie ein Schlag aus heiterem Himmel; meine Lebenspläne waren gestört, wahrscheinlich zerstört, denn so im Handumdrehen konnte man sich doch nicht aus einem Saulus in einen Paulus verwandeln und seine bisherigen Gesinnungen nicht ablegen wie einen abgetragenen Rock aus äußeren Rücksichten. Ich war fest entschlossen, keine Zugeständnisse zu machen und lieber meine akademische Carrière gänzlich aufzugeben. Wie aber dieser Mißklang in meine seit längerer Zeit friedlichen und freundlichen Beziehungen zum Kultusministerium gekommen, das konnte ich mir anfangs nicht erklären, denn es waren ja keine neuen politischen Gedichte von mir veröffentlicht worden. Ohne Frage hatte das Ministerium bei der Königsberger Fakultät angefragt. Soweit die Professoren Simson und Sanio dabei mitsprachen, konnte die Antwort nur eine günstige sein. Und doch war hier der Stein des Anstoßes zu suchen, und es gelang mir auch, ihn bald herauszufinden. Einer der Professoren verfolgte eine orthodoxe Richtung, und dem

strenggläubigen Herrn waren durch einen Zufall meine Gedichte: „Madonna“ und „Magdalena“ in die Hände gefallen, mochte ihn nun ein Bekannter oder irgend eine in einer Zeitschrift erschienene Kritik darauf hingewiesen haben. Diese Verherrlichung der irdischen Liebe erschien ihm als ein Greuel und obschon sie mit den Tagesfragen, mit den Reichsständen und Landständen nicht das Geringste zu thun hatte, obschon sie kein biblisches Dogma angriff, sondern nur Frauengestalten der Evangelien in freier, dichterischer Auslegung zu Symbolen zweier entgegengesetzter Weltanschauungen machte und einzelne biblische Wendungen in einer allerdings sehr profanen Weise benutzte, so fielen doch diese wenigen Gedichtsblätter mit schwerem Gewicht in die Wagschale meiner Geschicke, indem jener Professor darin den Ausdruck einer verwerflichen Gesinnung erblickte und seiner Entrüstung nicht Herr werden konnte. Das war bei ihm Ausfluß vollster Ueberzeugung; er war weder ein Heuchler noch ein Streber, nicht einmal mir persönlich feindlich gesinnt; doch er glaubte diesen Protest gegen mich seinem Amte schuldig zu sein. Keinesfalls konnte er dafür die Mehrheit der Fakultät gewinnen, doch er hat wahrscheinlich ein Separatvotum abgegeben und dies mußte bei dem Kultusministerium auf fruchtbaren Boden fallen. Gegen Ketzereien auf religiösem Gebiet war man dort viel empfindlicher als gegen den Kampfruf einer politischen Opposition, und gewiß hatte ich es nur der abweichenden Meinung der anderen Mitglieder der Fakultät zu verdanken, daß man mir noch eine Hoffnung ließ und den Termin für meine Besserung und Begnadigung nicht in zu weite Ferne rückte.

Es war ein kritischer Augenblick für mich — die Universität hatte mich beiseite geschoben, und ich bin ihr zeitlebens nicht wieder nahe getreten; auf der anderen Seite tauchte plötzlich das Theater auf, von dem ich zeitlebens nicht wieder loskommen sollte. Ein junger Jurist Arthur Woltersdorff hatte die Leitung des Königsberger Theaters übernommen. Einer reichen Familie angehörig, konnte er auf die Staatslaufbahn verzichten,

die er als Referendar betreten und die Mittel, ein Theater zu dirigiren, ſtanden ihm ausreichend zu Gebote. Als er erfuhr, daß ich die akademiſche Carrière zunächſt aufgegeben, wandte er ſich an mich mit dem Antrage, Dramaturg ſeines Theaters zu werden, und das kam mir ſo unerwartet, daß ich darin einen Wink des Schickſals zu ſuchen glaubte. Ohne langes Beſinnen unterzeichnete ich den Contract, der mich für die nächſte Saiſon an das Königsberger Theater band.

Merkwürdig war es, daß ich als junger Dramatiker bisher dem Theater ſo fern geſtanden; ich war weder in Königsberg noch in Breslau, noch in Berlin ein Theaterbeſucher geweſen. Und dabei hatte ich Verkehr mit hervorragenden Schauſpielern, mit Heckſcher in Breslau, der meinen „Robespierre“ ins Herz geſchloſſen, in Berlin mit Moritz Rott, dem impoſanten Heldenſpieler des Hoftheaters, bei dem mich Feodor Wehl eingeführt und in deſſen Haus ich oft die endloſen Tarokpartien zwiſchen den beiden Herren und der liebenswürdigen jungen Frau des Hauſes mit anſehen mußte. Doch in Berlin hatte ich weder Zeit noch Geld, um die Theater zu beſuchen und auch in Breslau und Königsberg kam ich nicht dazu. Es lag wohl dabei etwas wie ein ſchweigender Trotz zu Grunde; die Theater ignorirten mich, und ich zahlte ihnen mit gleicher Münze.

* * *

Ich hatte noch einen ganzen Sommer vor mir, ehe die Saiſon begann, und ich beſchloß inzwiſchen meinen Doktorhut in deutſchen Landen, beſonders in meiner heimathlichen Provinz Schleſien, ſpazieren zu führen. Und ſo ſetzt' ich mich eines Tages in die gelbe Poſtkutſche. In Elbing ſtieg eine junge Reiſebegleiterin ein, die meine Gedichte kannte und auch mich erkannte, nach irgend einem Bilde, — das war eine gefährliche Nachbarſchaft. Sie war hübſch und klug und eine Caprifolie, die ſie in der Hand hielt, ſchenkte ſie mir zu raſch verwelkendem

Angedenken. In der gelben Kutſche fand man ſich raſch, aber man trennte ſich ebenſo raſch wieder. In Bromberg machte ich Raſt; da waren unter den jungen Juriſten viele Univerſitätsbekannte, mit denen ich mich einige Tage lang vergnügte; da gab es kleine Gaſtereien und es fehlte nicht an Lebehochs, die man mir und meinem jungen Ruhme brachte. Ich war indeß nicht die einzige Merkwürdigkeit, die damals in der zweiten Hauptſtadt der Provinz Poſen auftauchte; es war nämlich dort großes Thierſchaufeſt und da gab es genug bewunderte Exemplare.

In Breslau ſelbſt fand ich wieder im Packhof die freundlichſte Aufnahme; auch Hauptmann von Greiffenberg freute ſich ſehr, mich wiederzuſehen und fuhr gleich mit mir nach Scheitenich; unſere engliſche Converſation war wie früher im beſten Gang. Noch mehr freute ſich der alte Nees. Da traf ich bei ihm im Botaniſchen Garten die ſchöne und geiſtreiche Frau Oberbürgermeiſter Pinder, ſpäter Frau Oberpräſidentin von Schleſien. Ich war ſchon als Student bei ihr eingeführt worden; doch ich erfuhr, daß ſie über meine breitübergeſchlagenen Hemdkragen und meine langen Haare eine Bemerkung gemacht, die dieſem Schmuck des freien, germaniſchen Jünglings nicht günſtig war; ich ſchien ihr offenbar nicht ſalonfähig genug und deshalb blieb ich lieber fort, denn mir ſchien es eines der unveräußerlichen Menſchenrechte zu ſein, der Mode Trotz zu bieten. Jetzt kam das Geſpräch wieder darauf, und Frau Pinder ſagte mir ein liebenswürdiges pater peccavi; ich hatte bei ihr jetzt einen großen Stein im Brett, denn ſie war ſehr eingenommen für meine „Madonna“ und „Magdalena“, welche auch Nees für meine beſten Gedichte hielt. Nees ſprach den Wunſch aus, meinen „Thomas Münzer“ kennen zu lernen; er würde einen kleinen Kreis zuſammenbitten, wo ich ihn vorleſen könnte. Ich ſagte zu — und nicht lange darauf konnte ich im Saale des Hotels zur goldenen Gans das Drama vor einem Publikum von 200 Perſonen leſen, denn Nees hatte die Sache großartig organiſirt. Viele Profeſſoren der Univerſität waren anweſend; ein reicher Damenflor,

in welchem die Oberbürgermeisterin Pinder nicht fehlte. Man sagte mir nach der Vorlesung viele Schmeicheleien; bei dem kleinen Festessen, welches auf die Vorlesung folgte, brachte der alte Nees einen Toast auf mich aus. Der berühmte Botaniker war zwar in vielen Kreisen geächtet, aber er erfreute sich im Ganzen doch eines großen Ansehens, besonders in der Gelehrtenwelt; war er doch auch Präsident der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, sodaß er gewöhnlich „Herr Präsident" genannt wurde. So konnte ich auf sein Lob stolz sein, obschon der „Thomas Münzer" es in der That nicht verdiente und im Ganzen ein verfehltes Stück war.

In Breslau machte ich auch die Bekanntschaft meines Verwandten, dem jetzt Wiersbel gehörte, nachdem er aus Neuseeland zurückgekehrt war. Meine alte Tante war inzwischen gestorben. Der Sohn war ein Original von englischer Färbung, kurz angebunden, seemännisch derb, ein wenig Hinterwäldler, dabei gelehrt und kenntnißreich, wenngleich diese Kenntnisse nur wie äußerliche Schätze aufgestapelt waren und ihnen das geistige Band fehlte, außerdem fromm nach englischer Landessitte, aber nicht intolerant und am wenigsten ein Temperenzler. Das sollte ich bald erfahren, denn in der Weinhandlung von Philippi, wo wir unser Wiedersehen feierten, that er fast des Guten zu viel. Seine Frau war eine hübsche Engländerin, die gar nicht Deutsch sprach, und die Tochter derselben ein hochblondes, freundliches Mädchen, welches sich mit starkem, englischen Accent deutsch auszudrücken verstand. Natürlich wurde ich sofort nach Wiersbel eingeladen und gleichzeitig auch nach Waltdorf, denn Graf Reichenbach war ebenfalls in Breslau zum Besuch anwesend. Ich leistete diesen Einladungen Folge, las englische Dichter mit der jungen Neuseeländerin in Wiersbel und in Waltdorf als Hofpoet vor einem ziemlich großen Kreis von Gutsbesitzern und Neißer Bürgern den „Thomas Münzer." Schon in Breslau hatte mir Reichenbach mitgetheilt, daß er demnächst an den Rhein zum alten Itzstein reisen werde und mich aufgefordert, ihn dorthin zu be-

gleiten. Nichts konnte mir erwünſchter ſein, als mich noch etwas in der Welt umzuſehen, ehe ich meine Dramaturgenſtellung am Königsberger Theater antrat. Beim alten Itzſtein, dem Senior der badiſchen Liberalen, der eine ſchöne Weinbergsvilla in Hallgarten im Rheingau beſaß, ſollten ſich die liberalen Abgeordneten der deutſchen Hauptſtaaten zuſammenfinden, um über ein gemeinſames Vorgehen in den Kammern und den ſtändiſchen Vertretungen zu berathen. Ich hatte den Alten ſchon in Berlin kennen gelernt und freute mich darauf, ihn als Patriarchen in ſeiner ländlichen Beſitzung zu begrüßen.

In Leipzig, wo ſich das Häuflein der Wallfahrer nach dem Rheingau weſentlich vermehren ſollte, ſuchte ich zuerſt Wilhelm Jordan auf, der nicht zu dieſen Zuzüglern gehörte, er war weniger Politiker als Naturwiſſenſchaftler und für einen allzukühnen Toaſt, den er ſpäter einmal in Leipzig ausbrachte, mußte er ſogar mit Gefängniß büßen; doch weder Robert Blum noch die anderen, die von der Pleiße nach dem Rhein zogen, hätten in Jordan damals einen Genoſſen der Paulskirche, einen politiſchen Redner oder gar einen Reichsmarinerath vermuthet; er lebte in Lindenau und hatte ſich dort eine kleine Sternwarte errichtet, von wo er mit gewaltigem Teleſkop die himmliſchen Heerſcharen beobachtete. Er begleitete uns nicht an den Strom des Nibelungenhortes, den er ſpäter als epiſcher Dichter heben ſollte, wohl aber jener Leipziger Bewegungsmann, den ich bei einer kurzen Anweſenheit in der Pleißenſtadt flüchtig hatte kennen lernen. Ich habe bereits den Eindruck geſchildert, den er auf mich machte. Robert Blum war in Leipzig eine angeſehene Perſönlichkeit, auch wenn er in ſeinem kleinen Käfig hinter dem kleinen Fenſter der Theaterkaſſe ſtand, Geld zählte und ſortirte und Theaterbillets verabfolgte. Die Billetlöſer behandelten ihn mit beſonderem Reſpekt, und hier oder dort tauſchte er, während des raſch ſich erledigenden Geſchäftes eine kurze Bemerkung über ein neues Stück oder eine politiſche Maßregel aus. Der Charakterkopf dieſes Mannes machte einen durchaus eigenartigen Eindruck: ſchmale

Augen, eine geröthete Stumpfnase, ein röthlicher Bart schlossen jeden Anspruch auf männliche Schönheit aus, doch der kurze Hals und die frische Gesichtsfarbe sowie ein vierschrötiger Körperbau zeugten für die Kraft und Gesundheit des Mannes, der sich als Volksredner, meistens weniger aufwiegelnd als beschwichtigend, einen Namen gemacht hatte. In allen deutschen Landen sprach man von Robert Blum, einem der eifrigsten Parteigänger der liberalen Bewegung. Aus den Kreisen der Armuth hervorgegangen, hatte er sich im Kampfe mit Noth und Entbehrung zu einer bescheidenen Lebensstellung emporgeschwungen, die aber durch sein politisches Wirken gänzlich in Schatten gestellt wurde. Es war ein echter Volksmann, er kannte das Volk und wußte mit ihm zu sprechen, praktisch, klar und sicher, mit warmem Herzenston, mit dem Brustton der Ueberzeugung, bisweilen salbungsvoll, wenn er als Anhänger der Deutschkatholiken den Ton der freisinnigen Predigt in die politischen Reden und Debatten übertrug. Nirgends verwirrte ihn eine Fülle von Gesichtspunkten, wie dies bisweilen den gelehrten Volksanwälten begegnete; nie beängstigte ihn die Furcht vor ungelösten Problemen; in seiner Fühlung mit der öffentlichen Meinung hatte er das Bewußtsein vollständiger Treffsicherheit und so war er auch im Verkehr und Umgang, stets feste und erreichbare Ziele im Auge behaltend, niemals geistreich, blendend, was uns Norddeutschen und Preußen näher lag, da wir ja die verwegene Philosophie der Berliner „Freien" gestreift hatten und mit der radikalen Weltanschauung der Halleschen Jahrbücher vertraut waren. Da mochte es einem oder dem anderen von uns vorgeschrittenen Geistern begegnen, daß er in den Blum'schen freikirchlichen und liberalen Redeergüssen nur Bettelsuppen sah, die für das große Publikum in der Hexenküche des sogenannten Aufklärichts gekocht wurden — mit Unrecht! Unsere Weisheit war über das Ziel hinausgeschossen, Robert Blum aber hielt sich mitten im Fahrwasser der Bewegung. Im Uebrigen war er, wo es darauf ankam, auch ein geschickter Diplomat; man hat

ihn sogar den Talleyrand des Volkes genannt, doch opferte er niemals seine Ueberzeugung. Von den anderen sächsischen Politikern erwähne ich noch den Abgeordneten Schaffrath, später ein parlamentarischer Nestor der sächsischen Kammer. Die lange Postfahrt gab mir Gelegenheit, Robert Blum und die Anderen näher kennen zu lernen. Da saßen wir alle wechselnd beisammen, bald im Hauptwagen, bald in dem Beiwagen, bald in den Kabriolets, und hatten außerdem bei den Mittags- und Abendpausen Muße genug, uns auszusprechen in einem größeren Kreise, die alle Theilnehmer der Fahrt versammelte. Bei den Ruhestationen pflegte ich als fahrender Sänger meine Lyra zu stimmen und eines oder das andere meiner politischen Gedichte zu deklamiren, was mir natürlich stets den Beifall eines gleichgesinnten Publikums eintrug.

Im Uebrigen machten wir auf der Durchreise in einzelnen Städten noch allerlei interessante Bekanntschaften. In der erinnerungsreichen Residenz an der Ilm begrüßten wir im Hotel den etwas verwachsenen Advokaten von Wydenbruck, der uns mit einem Billardqueue in der Hand entgegenkam; er war damals ein mannhafter Landtagsabgeordneter und wurde später Finanzminister. Endlich waren wir in dem herrlichen Rheingau angekommen; die Rebenhügel hinauf ging's in das Itzstein'sche Besitzthum, wo uns dann bald der würdige Eigenthümer begrüßte. Der alte Itzstein war der Geschäftsführer des badischen, des ganzen süddeutschen Liberalismus, in der Politik zu Vermittelungen geneigt, soweit sie sich irgend mit ausgeprägten Grundsätzen vertrugen, ein liebenswürdiger Greis von feiner Laune, mit weißem aber gelocktem Haar und einem Widderkopf, wenn man den feindseligen Ausdruck, den Laube in seiner Schrift über das erste deutsche Parlament gebraucht, entlehnen will. Itzstein war eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten Süddeutschlands, kein hervorragender Redner, aber ein leitender Parteimann ersten Ranges, gewandt und unermüdlich dabei hatte ihn die Dame Politik, welche so viele ganz und gar in

ihre Netze verstrickt, der frischen Natur nicht abwendig gemacht, und wenn wir mit ihm durch die Weinberge schritten, so freute er sich am Stand der Reben, setzte uns die verschiedensten Arten seines Weines und die beste Pflege derselben auseinander. Und wer könnte auch naturfremd bleiben auf diesen gesegneten Hügeln, von denen das Auge stets hinabschaut zu dem breiten, silberfunkelnden Strom, dessen Stromgott wie kein anderer sein Haupt mit Weinlaub umkränzt hat? Der Wein in Hallgarten, es war eine gute Sorte, doch nicht neidlos blickte Itzstein auf die höher gelegenen Hügel, wo das Schloß Johannisberg sich erhob. Das war ein besserer Wein, der Wein des Fürsten Metternich, aber jedenfalls dessen Politik eine schlechtere. Es war eine Ironie des Zufalls, daß die Männer der politischen Bewegung gleichsam unter den Augen des österreichischen Reichskanzlers tagten, dessen System sie zu stürzen versuchten. Ich weiß nicht, ob er damals auf Schloß Johannisberg anwesend war; er würde, wenn er Kunde von den Verhandlungen erhalten, im Bewußtsein seiner europäischen Machtstellung gewiß geringschätzig auf diese zu seinen Füßen herumkrabbelnden Parlamentarier herabgesehen haben. Was kümmerte ihn dieser Sturm im Glase Wasser? Und doch sollte derselbe ihn und seine ganze Macht hinwegwehen!

Wir hatten Muße spazieren zu gehen und zu plaudern, ehe sich auf dem Rütli von Hallgarten die Eidgenossen des Liberalismus versammelt hatten, denn sie zogen allmählich heran von Ost und West. Da erschien zuerst aus dem Hessenlande ein stattlicher Mann mit recht freundlichen Zügen, der in seinem ganzen Wesen und durch den Blick seines großen Auges etwas Gebietendes hatte. Seine Stimme war kräftig und wohllautend zugleich. Wenn irgend einer zur Führung berufen war, so war es dieser. Und solchen Eindruck hat kurze Zeit darauf die Geschichte bethätigt; unter seinem Vorsitz tagte das Frankfurter Parlament, es war Heinrich v. Gagern, der berühmte Mann des kühnen Griffes, damals Hauptvorkämpfer der Opposition in

Heſſen-Darmſtadt, ſpäter Märzminiſter, bis das Parlament ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm. Er machte den Eindruck eines Mannes aus einem Guß, gediegen in ſeinem Wollen und Können, fern allem geiſtreichen Gedankenſpiel, auch in bequemer Unterhaltung ſtets ein ernſtes Streben bewährend.

Und endlich ertönte das Horn von Uri, und die Badenſer rückten heran, an ihrer Spitze Friedrich Hecker, mit dem ein friſches, jugendliches Leben ſeinen Einzug hielt. Reiches, lichtbraunes Haar umwallte das friſche, geſunde Antlitz mit Zügen von anſprechender Regelmäßigkeit; aus ſeinen blauen, hervortretenden Augen leuchtete der Muth, der überall im Vordertreffen kämpfen will; ſeine Geſtalt war kräftig und ſtattlich, ſein Weſen von ſtudentiſcher Ungezwungenheit, ſeine Kleidung nachläſſig, aber nicht vernachläſſigt. Hecker's Reden in der Badiſchen Kammer hatten etwas von Herwegh'ſchem Schwung — es war politiſche Lyrik in parlamentariſche Form gegoſſen. Mit Hecker kam der gänzlich anders geartete badiſche Generalſtab: Baſſermann, ein feiner Geſchäftsmann von eleganten Formen, durchaus maßvoll, deſſen Namen ſich ſpäter mit einem geflügelten Worte verknüpfen ſollte, als er bei einem Beſuche in Berlin die berühmten „Baſſermann'ſchen Geſtalten" entdeckt hatte. Baſſermann, der die Partei ſeines damaligen Freundes ſpäter aufs heftigſte befehdete, nahm ſich bekanntlich einige Jahre darauf durch einen Piſtolenſchuß das Leben infolge eines Nerven- und Augenleidens. Und mit dem Mannheimer Advokaten und Kaufmann erſchien als der dritte im Bunde der Staatsrechtslehrer Welcker, damals ſeiner Profeſſur entſetzt, der Herausgeber des liberalen Staatslexikons und der eifrigſte Vorkämpfer der darin vertretenen Grundſätze. Er war ein redlicher und redſeliger Gelehrter, der ſich ſelbſt gern ſprechen hörte und den Eindruck eines Mannes machte, der für Katheder und Tribüne geſchaffen iſt. Etwas Trockenes lag in ſeinem Weſen, aber man fühlte doch eine Wärme des Herzens, der Geſinnung und Ueberzeugung heraus, die wohlthuend wirkte und niemals ausblieb, wenn das

Gespräch auf die politischen Fragen kam, denen er seine wissenschaftliche Thätigkeit gewidmet hatte. Auch die Kurhessen rückten an, Wippermann an ihrer Spitze, ebenfalls ein späterer Märzminister. Die meisten derjenigen, welche die Versammlung in Hallgarten besuchten, waren Abgeordnete der deutschen Kammern. Das verfassungslose Preußen konnte nur Freiwillige schicken, begeisterte Gesinnungsgenossen, welche, wie Graf Reichenbach, erst später als Abgeordnete eine Rolle spielten.

So wurde denn getagt im Gartenhause, in welches die Sommersonne fröhlich hereinblickte, und es war eine erlauchte Versammlung parlamentarischer Größen, die mit der Geschichte des Jahres 1848 für immer verknüpft sind, hier noch einig im gemeinsamen Streben, bald nach allen Richtungen der Windrose auseinanderfahrend. Da saß ich zwischen Gagern, dem hochgemuthen Führer der späteren verfassungsmäßigen Bewegung und Friedrich Hecker, der später im offenen Kampfgefild bei Kandern dem Bruder Gagerns, dem General der Regierungstruppen, gegenüberstand und mit ihm unterhandelte, bis diesen eine verrätherische Kugel aus den Reihen der Aufständischen tödtlich traf. Und mir gegenüber saß der wackere Volksmann Robert Blum, den zwei Jahre später die österreichischen Kugeln auf der Brigittenau darniederstreckten.

Die damaligen Verhandlungen selbst hatten nur geringes Interesse; sie sind von der politischen Bewegung bald überholt worden. Doch über dem beschlossenen gemeinsamen Vorgehen der kleinstaatlichen Kammern in Fragen der Preßfreiheit, der Religionsfreiheit und der Wahlfreiheit schwebte bereits der deutsche Einheitsgedanke, den der Mann des kühnen Griffes in tiefster Brust trug: ein verfassungsmäßig geeintes Deutschland unter der Krone eines deutschen Erbfürsten!

Nach den Verhandlungen erfreuten wir uns an der gemüthlichen Weinbergsidylle, an Spaziergängen auf die benachbarten Rebenhügel, in die nebenliegenden Dörfer. Der Herbergsvater war bei bester Laune; noch höre ich seine Stimme, wenn er

mich, den langschlafenden „Schwarzenberger“ weckte, als schon die höhersteigende Sonne durch die Jalousien blinzelte. Er hatte mir diesen Beinamen ertheilt, weil ich mit meinen langen, dunklen Haaren, den dunklen Augen, dem brünetten Teint einen sehr schwärzlichen Eindruck machte.

Ein großer Theil der Anwesenden fuhr, nachdem ihr Tagewerk vollbracht war, südwärts ins Badener Land und wir Schlesier mit ihnen. Es war eine prächtige Fahrt auf dem Rheinstrom vorbei an dem alten, von seinem Dom und der hochgelegenen Stephanskirche überragten Mainz, der Stätte meiner Jugenderinnerungen, die ich mit stiller Wehmuth begrüßte. In Mannheim besuchte ich das Heim Hecker's, der nicht lange darauf zu den Heimathlosen gehören sollte. Doch dort war unseres Bleibens nicht, denn es trieb uns nach Karlsruhe, wo die zweite Kammer tagte und fesselnde Verhandlungen in Aussicht standen.

Damals beherrschte die deutsch-katholische Bewegung das geistige Leben; ich hatte Sympathien mit ihr, ohne ihr je näher getreten zu sein. Ich habe Johannes Ronge, der ja auch eine Zeit lang, als die ersten Verfolgungen über ihn hereinbrachen, beim Grafen Reichenbach ein Asyl gefunden hatte, mehrfach gesehen und gesprochen; er war im ganzen ein tüchtiger Mann, der fest überzeugt war von der Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache, auch rednerisch begabt, nur später etwas angekränkelt von dem Selbstgefühl der Tagesberühmtheiten. Er war kein beweglicher, geistvoller Kopf, aber er hatte das pectus, das den Theologen macht und ging fest und gerade auf sein Ziel los, auch noch in seinen letzten Lebensjahren, als die Zahl seiner Anhänger wesentlich zusammengeschmolzen war. Wenn ich auch ein Gegner der religiösen Halbheiten und gegen die Lichtfreunde aufgetreten war, so erschien mir doch der Kampf gegen die allmächtige Hierarchie, der im Schoß der Kirche selbst entbrannt war, ohne ihren Rahmen sprengen zu wollen, als ein wichtiges Ferment in der freiheitlichen Bewegung der

Zeit. Hatten ſich doch auch die Fachpolitiker derſelben bemächtigt; einer der eifrigſten war Robert Blum. Von Sachſen war ja inſofern die Bewegung ausgegangen, als der Brief Johannes Ronge's an den Biſchof von Trier wegen der Ausſtellung des heiligen Rockes zuerſt in den ſächſiſchen Vaterlandsblättern erſchienen war. In dem paritätiſchen Staat Baden konnte die Regierung den Deutſch-Katholicismus nicht ſchützen, ohne auf den lebhafteſten Widerſpruch der Ultramontanen zu ſtoßen. Das war der Kampf, der in dieſen Sitzungen der zweiten badiſchen Kammer ausgefochten wurde, welche ſich in den früheren Seſſionen vorzugsweiſe mit der Preßfreiheit und Wahlfreiheit beſchäftigt hatte, deren rüſtigſte Vorkämpfer Itzſtein und Welcker waren.

Die Tribünen waren an dieſen Tagen überfüllt; ich ſelbſt erhielt nur einen Sitzplatz auf der Stufe einer Schwelle beim Eingang eines daranſtoßenden, etwas tiefergelegenen Saales und war damit ganz zufrieden, da neben mir auf derſelben Schwelle das reizende Töchterchen eines namhaften Deputirten ſaß, mit welcher ich mich in den Pauſen nach den großen Reden bei minderwichtigen Debatten wie über Geſchäftsordnung mit ſoviel Eſprit unterhielt als mir gerade zur Verfügung ſtand. Es lief dabei auch manches Ketzeriſche mit unter, denn ich, der Schwarzenberger von Hallgarten, hatte nicht umſonſt bei Bruno Bauer und Conſorten hoſpitirt. Mit Recht machte dieſe zweite Kammer in ganz Deutſchland von ſich ſprechen, denn mit Bezug auf Redegewandtheit und ausnehmende Fertigkeit in Behandlung geſchäftlicher Formen, ließ der badiſche Landtag alle andern weit hinter ſich; ſo viele redneriſche Talente, wie er damals aufzuweiſen hatte, würde man in manchem, großen Reichstag vergeblich ſuchen. Da waren die guten Hallgartener Bekannten, in erſter Reihe Hecker und Baſſermann. Der ſpätere tapfere Oberſt der amerikaniſchen Union ſchritt mit gefälltem Bajonett zum parlamentariſchen Sturmangriff vor, während Baſſermann ſeine Truppen mit kühlem Ueberblick in regelmäßiger Schlacht-

reihe ordnete und mit taktiſcher Meiſterſchaft vorſchob. Doch die anderen Parteien hatten gleichbegabte Redner. Der Jeſuit Buß aus Freiburg war ein ſchlagfertiger Gegner der Ronge'ſchen Ketzerei und hielt tapfer den ſtürmiſchen Angriffen ſtand, mit denen Kapp noch feuriger als Hecker in die ultramontanen Verſchanzungen brach.

Von Karlsruhe ging es nach Stuttgart, doch hier beſuchten wir nicht die ſchwäbiſchen Poeten, ſondern den hervorragendſten Politiker Württembergs, Friedrich von Raumer, welcher damals der Führer der Oppoſition in der zweiten Kammer war, ſpäter Märzminiſter wurde und 1849 als Juſtizminiſter das Rumpfparlament auseinanderſprengte. Es war ein Mann, dem das jugendliche Feuer der Badenſer fehlte, dem man aber die geſchäftliche Tüchtigkeit und den entſchloſſenen Charakter anmerkte. Es war der letzte ſüddeutſche Parlamentarier, deſſen Bekanntſchaft ich damals machte, denn von Stuttgart trat ich die Heimreiſe an, über Leipzig, wo ich mich von dem Grafen Reichenbach trennte, nach Berlin, wo noch nicht die Geburtsſtunde des am nächſten Jahr (1847) zuſammenberufenen Vereinigten Landtags geſchlagen hatte, wo indeß die Gährung der Gemüther eine lebhafte war und gewiß im Kabinet des Königs bereits Erwägungen über jene halbe Maßregel ſtattfanden, durch welche Preußen bei weitem nicht in eine Linie mit den ſüddeutſchen Verfaſſungsſtaaten geſtellt wurde. Wieder trug mich der Poſtwagen durch die troſtloſe Tuchelſche Haide nach den baltiſchen Geſtaden, wo ich bald darauf mein neues Amt im Königsberger Muſentempel antrat.

* * *

Wie eine große Scheune ſtand das Theatergebäude auf dem Königsgarten, dem es ſeine langgedehnte, ſchmuckloſe Seite zuwendete. Damals wurden die leichten Muſen auch nicht wie heute, wo die Univerſität ſich hier erhebt, von den ernſten flankirt.

Auch die inneren Räume waren schmucklos — durch einen kleinen, engen Hof erreichte man die Thür und die Treppe, die zu dem Direktionsbureau hinaufführte, wo damals Arthur Woltersdorff seines Amtes waltete.

Woltersdorff war noch ein verhältnißmäßig junger Mann; er hatte die Juristerei an den Nagel gehängt und statt dessen die Theaterdirektion übernommen. Nicht aus jugendlicher Schwärmerei für die Kunst, denn so viel ihm auch die böse Welt nachsagt, diesen Vorwurf konnte sie ihm nicht machen; er war nichts weniger als ein Schwärmer; er war ein sehr praktischer Mann und suchte sich als solcher zu bethätigen in einer Stellung, in welcher er die Ellenbogen frei hatte und nicht wie im Staatsdienst an den grünen Tisch geschmiedet und von den Anordnungen der Vorgesetzten abhängig war. Er hatte Interesse für das Theater, und die Leitung eines künstlerischen Unternehmens war ihm willkommen. Er stammte aus einer reichen Königsberger Patricierfamilie, deren kaufmännisches Ansehen anfangs noch von seinem Vater und seinem Onkel vertreten wurde. Wenn die drei stattlichen Gestalten feierlich mit ihren weißen Halsbinden erschienen, so machten sie einen imponirenden Eindruck, wie wenn der Senat einer alten Hansestadt seine Vertreter in einen Rathssaal geschickt hätte. So besaß er die Mittel für eine Theaterleitung in ausgiebigem Maße. Die Nachwelt flicht bekanntlich dem Mimen keine Kränze, aber die Mitwelt flicht sie auch den Direktoren nicht — und Woltersdorff war in Theaterkreisen sehr mißliebig. Das war leicht erklärlich, denn den Schauspielern und Sängern gegenüber spielte er weder den vornehmen Cavalier noch den gleichstrebenden Kunstgenossen, sondern er behandelte sie etwa wie ein Fabrikbesitzer seine Angestellten, bisweilen auch wie ein Unteroffizier seine Korporalschaft. Er war derb und gelegentlich grob und hatte nach der Ansicht der Theaterwelt etwas Bärenhaftes in seinem Wesen, selbst wenn er nicht mit Pelz und Pelzkragen und Pelzmütze im Winter wie ein Eisbär aus der Polarzone erschien. Sein ganzes Wesen

hatte nichts Leichtflüssiges, etwas Schweres, oft ungraziös Zutappendes; er war nicht aus den Kreisen der Künstler hervorgegangen und fühlte sich niemals als primus inter pares, sondern er sah die Künstlerschaft eine Stufe unter sich, etwa wie ein vornehmer Patricier auf fahrendes Volk herabsieht; er kehrte ihnen gegenüber nur die rauhen, gleichsam zottigen Seiten seines Wesens hervor. Seine Stimmung ihnen gegenüber war oft eine feindselige; sie machten ihm das Leben schwer genug. Jedem Eigensinn trat er aufs schroffste gegenüber, und da er nicht gerade redegewandt war, riß ihm bei jeder Aufregung leicht der Faden, bis er mit seiner Lieblingswendung „am Ende aller Enden" die Phrase zum Abschluß brachte. Doch lud er die Vertreter und Vertreterinnen der ersten Fächer bisweilen bei sich zum Thee ein, wo seine spätere Gattin Fräulein Bon den Vorsitz führte und wo er es liebte, seine künstlerischen Zukunftspläne zu entwickeln, denn er hatte stets allerlei Projecte und spielte gern diese Trümpfe aus, wenn ein andächtiges Publicum seinen Thee schlürfte. Oft kam es auch zu kleinen Zwistigkeiten zwischen dem jetzigen Herrn und der zukünftigen Herrin des Hauses, doch wurden diese bald wieder beigelegt. Gegen berühmte Gäste, welche zahlreich herangezogen wurden, war Woltersdorff sehr aufmerksam und gegen Künstlerinnen von Ruf in seiner Art galant; doch wollte die böse Fama wissen, daß diese Höflichkeiten und diese Galanterien aufhörten, wenn sich die Gäste nicht als Kassenmagnete bewährten und daß dann auch bisweilen „der Bär" wieder zum Vorschein kam.

Wie alle Theaterdirektoren hielt er große Stücke auf das Gleichgewicht des Etats und suchte dasselbe, wo es ins Schwanken kam, oft durch künstliche Mittel wiederherzustellen. So erzählt man sich folgende ergötzliche Geschichte. Der Direktor läßt eines Tages seinen Musikdirektor kommen, dessen Frau eine treffliche, stets in erster Linie stehende Chorsängerin war; er drückte ihm seine volle Zufriedenheit aus und erklärte ihm, er werde ihn für seine treue Pflichterfüllung von jetzt ab mit einer Zu-

lage von sechs Thalern zu seinem Monatsgehalt belohnen; Dank verlange er nicht dafür. Der Musikdirektor geht vergnügt nach Hause, wo diese Vermehrung der Einnahmen mit Freuden begrüßt wird. Auch die Frau wird einige Tage darauf ins Direktionsbureau geladen. Woltersdorff sagt zu ihr mit gestrenger Miene: „Sie thun zwar immer Ihre Pflicht; aber ich muß ein paar jüngere Chorsängerinnen engagiren; mit den alten geht's nicht mehr. Wenn Sie bleiben wollen, muß ich Ihnen sechs Thaler monatlich abziehen!"

Gegen die Mitglieder seines Theaters war Woltersdorff stets unparteiisch und gerecht; er hatte keine Lieblinge und Günstlinge, am wenigsten unter den Damen. Zweifel an seiner Gerechtigkeitsliebe konnten ihn aufs äußerste erregen. Ein Komiker war wegen eines Verstoßes gegen die Theatergesetze in Strafe genommen worden; er beschwerte sich darüber um so mehr, als er sich in keinen günstigen Verhältnissen befand. Woltersdorff entgegnete ihm: „mein Theater ist wie eine Lokomotive, da muß ein Rad ins andere greifen; dasjenige, welches den Dienst versagt, rangir' ich aus." Der Komiker erwiderte entrüstet: „Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen nicht einmal ein solches Rad in den Nacken springt, Sie Blutsauger!" Dies epitheton ornans nahm sich Woltersdorff sehr zu Herzen; er klagte nicht wegen Injurien, aber er fand keine Ruhe, bis der Kapellmeister und die ersten Angestellten ihm einen Schein ausgefertigt hatten, auf welchem zu lesen stand, daß er kein Blutsauger sei.

Viele dieser Eigenheiten nahmen im Laufe der Jahre zu, und sein schroffes Wesen besonders mochte ihn später unnahbarer machen, als im ersten Jahrzehnt seines Wirkens. So konnte es kommen, daß er als die bête noire unter den deutschen Theaterdirektoren angesehen wurde und die anderen sich auf die Brust schlugen und Gott dankten, daß sie nicht seien wie dieser Zöllner und Sünder. Und doch war er gebildeter als die meisten und konnte vielen seiner Collegen, die sich eines besseren Rufes erfreuten, hierin einige Points vergeben. Eine vollkommene, aka-

demiſche Bildung, wie er ſie genoſſen hatte, war damals eine Seltenheit bei den Theaterdirektoren und iſt es noch heute. So hatte er auch Vertrauen in ſein eigenes Urtheil, las die eingehenden Stücke ſelbſt, und wenn ihm eines gefiel oder er ſich Erfolg verſprach, ſo ließ er es alsbald in Scene gehen, ohne erſt hinzuhorchen, ob dasſelbe an dieſer oder jener tonangebenden Bühne gegeben worden und welche Aufnahme es dort gefunden habe. Er hat, beſonders in der Blüthezeit ſeiner Direktion, manches Stück zuerſt zur Aufführung gebracht, welches nachher die Runde über die Bühne machte. Im Dictiren der Briefe hatte er eine große Fertigkeit; alles kam klar zu Tage und der Styl gerieth nirgends ins Stocken. Nur bei der Aufführung ſelbſt kam er etwas aus dem Gleichgewicht; er vermochte es nicht in ſeiner Loge auszuhalten. Wenn ihn etwas aufregte oder wenn ihm etwas mißfiel oder auch bei minder wichtigen Scenen trottete er hinter den Couliſſen in nervöſer Unruhe hin und her, corrigirte Zettel oder ſchrieb eigenhändig die Proben auf der ſchwarzen Tafel auf. Seine Bühnenleitung war keine ruhmſüchtige, ſie ging nicht auf Experimente aus, von denen in den Blättern geſprochen wurde; ihr Ziel war das einfach Tüchtige hinzuſtellen: gute Vorſtellungen gut ausgewählter Stücke. Uebrigens war er einer der erſten Direktoren, die ſeitens der Regierung durch einen Titel ausgezeichnet wurden. Dazu gab das Gaſtſpiel ſeines Opernperſonals am Berliner Hoftheater den Anlaß, bei welchem er die Opern von Dittersdorf und andere Spielopern des vorigen Jahrhunderts, die er vorher in Königsberg ſeinem Repertoire einverleibt hatte, zur Aufführung brachte. Dies war jedenfalls ein Verdienſt und zeugte von der Selbſtſtändigkeit ſeiner Direktionsführung. Er erhielt den Titel: „Geheimer Commiſſionsrath“. Auch als Schriftſteller hat ſich Woltersdorff verſucht, indem er, wie Heinrich Laube, einen eingehenden, gewiſſenhaften Bericht über ſeine Theaterführung veröffentlichte.

Er gehörte zu den Theaterdirektoren, die vorher niemals

etwas mit der Schminke zu thun gehabt. Das machte mir die Stellung als Dramaturg annehmbarer. Einem aus der Künstlergenossenschaft hervorgegangenen Bühnenleiter hätte ich fremder gegenüber gestanden. Wir waren beide junge Juristen, wenngleich er fast um ein Jahrzehnt älter war als ich. Die Stellung eines Dramaturgen ist bei den meisten Bühnen eine nichtssagende, er ist das fünfte Rad am Wagen. Er liest und beurtheilt die eingehenden Stücke, doch der Direktor kümmert sich in der Regel nicht um seine Empfehlungen und gibt nur die Dramen, die an anderen Bühnen, besonders in den Hauptstädten Erfolg hatten. Im Uebrigen ist der Dramaturg ein etwas höher gestellter Privatsekretär und mit der Führung der Correspondenzen beauftragt. Meine Stellung war eine andere; das Briefschreiben war gänzlich ausgeschlossen. Die von mir gelesenen Stücke, die ich empfahl oder mindestens als aufführbar bezeichnete, wanderten nicht in den Orkus der Theaterbibliothek; sie fanden bei Woltersdorff eingehende Beachtung; wir besprachen uns darüber und einigten uns über eine endgültige Entscheidung. Außerdem vertrat ich den Direktor, wenn er verreist war, zusammen mit dem Oberregisseur und nicht dieser, sondern ich allein leitete die Leseproben, die ich eingeführt hatte. Der gemeinsamen Lesung schickte ich stets eine Charakteristik der Stücke voraus, hob ihre Eigenart und Tendenz und den inneren Zusammenhang der Handlung hervor, entwarf ein Bild der einzelnen Charaktere. So waren die Darsteller stets vollständig über die Dramen selbst orientirt; kein Mitwirkender tappte im Dunkeln, während die künstlerische Selbständigkeit doch in keiner Weise beeinträchtigt wurde.

* * *

Während meiner zweijährigen dramaturgischen Thätigkeit in Königsberg sind zwei Stücke von mir zur Aufführung gekommen, über die ich hier zusammenfassend berichten will. „Die Blinde von Alcara“ war mein erstes Schauspiel, das überhaupt auf

die Bühne gelangte. Ich wohnte den Proben bei und es interessirte mich lebhaft, das Bühnenbild vor meinen Augen erstehen zu sehen. Das war lehrreich für einen jungen Dramatiker; ich hatte überdies, da ich bei der Leitung der Bühne mitbetheiligt war, das Recht, überall mitzusprechen, wie das ja auch bei anderen Proben der Fall war. Ich muß bekennen, daß in bühnentechnischer Hinsicht die „Blinde von Alcara" zu meinen besten Stücken gehört, die Steigerung ist tadellos und die Actschlüsse durchaus wirksam. Wenn sie damals nicht ihren Weg über die Bühne machte, so lag dies an der Sprödigkeit des Stoffes, der vielfach Anstoß erregte und besonders bei einer Aufführung in Leipzig, die damals Marr, der vortreffliche Oberregisseur, veranstaltet hat, eine Ablehnung seitens des Publikums zur Folge hatte, während die Kritik dem Schauspiel viel Gutes nachzusagen wußte. Heutigentags würde Vieles, was damals Anstoß erregte, als ein Vorzug gerühmt werden; denn das Stück hatte Aehnlichkeit mit den Problemdichtungen, die von den Jüngsten und Modernsten jetzt geschrieben werden, nur nicht in der dichterischen Einkleidung, obschon auch diese bereits anfängt in den Werken einzelner moderner Dichter die rohe Lebensprosa zu verdrängen. Ja, ich war ein Parteigänger französischer Dramatik, und auch als Dramaturg brachte ich Stücke zur Aufführung, wie „Clarisse Harlow" mit der großen Verführungsscene, welche damals auf deutschen Bühnen etwas Unerhörtes schien, während wir heute in „Sodoms Ende" von Sudermann und anderen Stücken an Aehnliches gewöhnt worden sind. Als Dichter von „Maria und Magdalena" stand ich à la Nietzsche ein wenig jenseits von gut und böse und lag im Krieg mit der herrschenden geschlechtlichen Moral. Auch „Maria Magdalena" von Hebbel brachten wir auf die Bühne, trotz des eingestandenen pathologischen Zustandes der Heldin; heutzutage nehmen ja auch erste Bühnen keinen Anstoß daran. An dieses bürgerliche Schauspiel knüpfte meine „Blinde von Alcara" mit Bezug auf den Grundgedanken an. Der Sekretär in Maria Magdalena sagt: „Darüber kann

kein Mann hinweg“ und dadurch wird das Stück zur Tragödie. Im Ganzen ist dies der in den bevorzugten Kreisen und in der Belletristik herrschende Moralbegriff; beim Volke kommen hunderte und tausende darüber hinweg, ebenso im Reiche der Künstlerinnen. Daß aber auch dieser Moralbegriff, wo er Gültigkeit hat, eine Schranke haben muß, wo seine Geltung aufhört, daß auch ein entehrtes Weib Hand und Herz eines edlen Mannes gewinnen kann; das war eine Fortbildung des Grundgedankens der „Maria Magdalena“, ein weiterer Schritt in der Dialektik der geschlechtlichen Moral. Immerhin enthielt der Stoff eine Zumuthung an die bürgerlichen Kreise des Publikums, welche einige Vorbeugungsmittel nöthig machte. Kein Geringerer als Karl Rosenkranz, der Philosoph, der auf Kants Lehrstuhl saß, verstand sich dazu, einen vorausgehenden Kommentar des Dramas in der Hartungschen Zeitung zu schreiben und ihm gleichsam ein Zeugniß auszustellen, daß es unschädlich sei für die öffentliche Moral. Später bekundete Rosenkranz noch sein Interesse für das Stück durch einen Aufsatz in Roetschers Dramaturgischen Jahrbüchern, in welchem er besonders eine geistreiche Parallele zwischen der „Blinden“ und „Maria Magdalena“ durchführte. Gedeckt durch eine solche Autorität, konnte das Stück mit allen Wagnissen ungefährdet über die Bühne gehen, und es errang einen unbestrittenen Erfolg.

Den Stoff in seinen Grundzügen hatte ich einer Novelle von Soulié entlehnt, aber si parva licet componere magnis, etwa wie Shakespeare und seine Zeitgenossen ihre Stoffe italienischen Novellen entlehnten. Es war eine vollständige Neudichtung; nicht bloß die dramatische Inscenirung war mein eigen, auch die Charakterzeichnung, die bei mir ihr Licht vom Grundgedanken des Ganzen empfing, ferner der Dialog von Anfang bis zu Ende, mochte er nun in Versen oder in Prosa gehalten sein, die beide mit einander wechselten. Bei Soulié spielte die Handlung im modernen socialen Leben; ich suchte für sie einen Hintergrund, welcher der Phantasie freieren

Spielraum ließ und das Anſtößige milderte; ich verlegte ſie nach Spanien und ließ die Zeit ganz unbeſtimmt, in der ſie ſpielte.

Antonio, ein ſpaniſcher Freiheitsmann, der für die Rechte ſeines Volkes eintritt, wird von den Machthabern verfolgt; ein junger Wüſtling und Schwindler nimmt ſeinen Namen an und ſchleicht ſich in das Schloß des Grafen Alcara ein, wo er der blinden Tochter desſelben, Elvira, die ſich für ſeinen Namen, für ſeine Thaten begeiſtert hatte, im Gartenpavillon Gewalt anthut. Dann ergreift er die Flucht; das Mädchen beichtet der ſchwerkranken, ſterbenden Mutter, der abweſende Vater kehrt mit ſeinem Sohne Pedro zurück und beide ſchwören, die verletzte Ehre des Hauſes zu rächen. Das ſpaniſche Koſtüm war für dieſe Scene der Familienrache vortheilhaft. Der wirkliche Antonio war inzwiſchen verhaftet, doch freigeſprochen worden. Der Graf und Pedro ſuchen Carlos auf, Elvirens jüngſten Bruder, einen jungen Gelehrten, der eben ſeinen Doktorſchmaus feiert und über die Liebe freie, von der üblichen Moral abweichende Anſchauungen hegt. Vergeblich ſucht er die beiden von ihren mörderiſchen Rachegelüſten abzubringen; er erfährt, daß Elvira allein auf dem Schloſſe, aber als eine Gefangene verweilt; er kehrt zu ihr zurück und kommt zur rechten Zeit, um ſie zu erretten, als ſie ſich in den Teich ſtürzen will, am Leben verzweifelnd. Er ſpricht ihr Troſt zu und will mit ihr zu Don Antonio eilen, daß er ihre Ehre ihr wiedergebe. Inzwiſchen war dieſer von dem Gericht freigeſprochen worden; der Graf und Pedro ſuchen ihn auf; Pedro inſultirt den Ahnungsloſen, es kommt zum Zweikampf und Pedro fällt. Elvire hat insgeheim an Antonio geſchrieben, eine Dame bitte ihn, ſie im Gaſthaus zu beſuchen; ihr Leben hänge ab von der Schnelligkeit, womit er ihren Wunſch erfülle. Und Antonio erſcheint bei ihr — ſie erkennt an ſeiner Stimme, daß es nicht ihr Antonio iſt; er ſieht ſofort, daß hier eine Verwechſelung vorliegt und gibt ſich für Antonios Freund aus, doch die Hülfloſigkeit und edle Geſinnung des Mädchens rührt ihn, er ruft aus:

„O, heiliger Engel des Schmerzes!
Der Himmel wär' an Gnade arm, die Erde
Arm an Gerechtigkeit, wenn nicht
Aus dieser Saat der Thränen auferstünde
Ein ehern Heer gewaffneter Beschützer.
Ich schwör's Euch zu, ich selbst, wenn Don Antonio
Etwas vermag, so schützt er Eure Ehre,
Verdammt ihn nicht, bevor Ihr alles wißt!"

Diese Scene ist die wirksamste des Stückes und ihre Wirkung wird noch gesteigert durch den Gegenschlag, der Elvirens eben erwachte Hoffnungen grausam vernichtet. Carlos ist zurückgekehrt und bringt ihr eine Schreckenskunde:

„Arme Schwester!
Ich muß ihn Lügen strafen, Deinen Freund;
Er hat ein schändlich Spiel mit Dir getrieben
Und seine Lippen haben Dich verhöhnt.
Er mußt' es wissen als Antonio's Freund,
Daß Pedro fiel — fiel von Antonios Schwert.

Elvire (in Carlos Arme sinkend)
Gott der Gerechtigkeit, sei Du mir gnädig!"

Im vierten Act findet die große Gerichtsscene statt. Der alte Graf hat Antonio angeklagt, auch Elvire erscheint vor den Richtern. Als Antonio spricht, erkennt sie die Stimme des Mannes, der sie besucht hat, und als der Präsident ihr sagt, es sei Don Antonio, so bleibt sie dabei, daß dies ein anderer Mann sei:

Antonio.

„Im Grabe ruht Don Pedro, euer Sohn.
Ich kann ihn nicht erwecken von den Todten,
Doch wohl sein Grab mit frischen Rosen schmücken,
Die ihm verkünden in des Frühlings Nächten
Ein Märchen süßen Friedens und der Liebe
Entsöhnende Gewalt, die fester knüpft
Was blut'ger Haß entzweit! Er wird vergeben!
Er starb für seiner Schwester Ehre, wohl,
Und diese Ehre geb' ich ihr zurück,
Wenn ihr es selber wollt! Ich war's, der ihr
Versprochen hat, daß Don Antonio

Sein ganzes Leben ihrem Schutze weiht,
Unwandelbar in ritterlichem Dienst.
Ich bin ein Mann, ich halte mein Versprechen!
Für alles Blut, das schuldlos ich vergoß,
Will ich mich selbst zu heil'ger Sühne weihn.
Sie ward entehrt in Don Antonios Namen —
Elvira! Diesen Namen biet' ich Dir,
Um Deine Schmach in Ehre zu verwandeln
Und mit dem Namen nimm mein ganzes Sein;
Denn Deine Ehre ist mein eig'nes Leben!"

Den lüderlichen Don Juan Filippo überrascht Antonius im letzten Act bei einem Liebesabenteuer, als er die Braut des Wirthes Jacobo entführen will. Elvire erkennt Filippo an seiner Stimme — nun fordert Antonio den kecken Schwindler zum Zweikampf und dieser wird getödtet.

Die mitgetheilten Proben sind der großen Hauptscene entnommen, hier und in einigen Monologen ist auch lyrischem Schwung sein Recht gegönnt. Eine beträchtliche Zahl von Scenen ist indeß in Prosa geschrieben, so die humoristischen Genrescenen im ersten und letzten Act und die lustige Scene des Doktorschmauses. Diese Prosa ist oft keck und herausfordernd, besonders wenn der Don Juan Filippo seine wüsten Lebensanschauungen vertritt, seinen sarkastischen Hohn über alles ergießt, was anderen heilig und unverletzlich erscheint. Auch Carlos spricht häufig in Prosa; neben der Freigeisterei und nichts achtenden Genußsucht, vertritt er ein maßvoll freies Denken und Empfinden, welches überlieferten Ehrbegriffen den Krieg erklärt, wenn sie das Recht des Herzens gefährden oder das Ungewollte zur Schande stempeln. Diese beiden Charaktere sprechen einfach jene Anschauungen aus, welche in der modernsten Dramatik eine große Rolle spielen und als neueste Offenbarungen verherrlicht werden. Einige Schwächen des Stückes, besonders den frühzeitigen Abschluß nach der Gerichtsscene des vierten Actes, habe ich später verbessert, indem dieser volle Accord erst nach dem Vollzug der Rache an den Betrüger angeschlagen werden darf, wenn nicht der ganze fünfte Act überflüssig erscheinen soll.

Die „Blinde von Alcara“ gehört bis jetzt nicht der Literatur an; sie ist niemals im Buchhandel erschienen und außer in Leipzig und Königsberg auch nicht zur Aufführung gekommen. Und doch ist die Titelrolle eine ebenso eigenartige, wie dankbare Aufgabe für eine Darstellerin. Außer „König Rene's Tochter“ gibt es keine blinden Heldinnen auf der Bühne; bei dieser aber ist die Blindheit zugleich das Thema des Stückes, dessen Peripetie in der Heilung derselben liegt. Die „Blinde von Alcara“ aber erscheint in den mannigfachsten dramatischen Situationen und der Darstellung bleibt das Problem; diese wechselnden Affecte mit den beschränkteren Mitteln, wie sie das körperliche Deficit gestattet, zum Ausdruck zu bringen, eine Aufgabe, die für eine hervorragende Künstlerin etwas Verlockendes haben muß.

Fräulein Selma Heyne, die damalige erste Liebhaberin, hatte mit der Rolle einen schönen Erfolg errungen, in den sich Herr Vollmer, der spätere Direktor des Frankfurter Theaters als Antonio und Herr Aresburg, später langjähriges Mitglied des Hofburgtheaters, als Filippo theilten. Wenn ich die „Blinde von Alcara“ für eins meiner besten und interessantesten Stücke erkläre, so glaube ich mich mit diesem Selbstlob nicht der Eitelkeit schuldig zu machen. Einmal kann ich meine Stücke mit einander vergleichen, ohne damit der ganzen Sorte eine bevorzugte Schublade einzuräumen; dann aber beweise ich durch dieses Lob einer Jugenddichtung, wie bescheiden ich von den Fortschritten denke, die ich im Laufe eines langen Lebens gemacht habe.

Auch mein zweites Drama aus jener Zeit: „Lord Byron in Italien“ ist nie im Buchhandel erschienen und außer in Königsberg nur noch in Breslau und in Hamburg gegeben worden, wo ein damals sehr berühmter und jedenfalls vorzüglicher Schauspieler Baptiste Baison die Titelrolle spielte. Es war kein geschlossenes Drama, mit spannenden Situationen wie „die Blinde“; es war mehr ein dichterisches Charaktergemälde, und da der Held

ein Dichter war, so vertrug es ein volleres Maß von Lyrik als sonst dramatischer Handlung zuträglich ist. Doch enthielt es einige wirksame, theatralische Scenen, die bei der Aufführung Glück machten. Der Grundgedanke des Stückes war die Entwickelung des Abenteurers zum Helden. Aus dem abenteuerlich wilden Leben in Venedig, wo die leidenschaftliche Venetianerin Margarita unwürdige Herrschaft über ihn ausübte, wurde der Dichter erlöst, durch die edlere Liebe zu Teresa Guiccioli, durch welche er auch in die Verschwörung der Carbonari verwickelt wurde und die Abfahrt nach Griechenland, wo er den Heldentod sterben sollte, bildet den Abschluß der italienischen Herzensabenteuer.

Diese erste Gestalt des Dramas, in welcher es über die erwähnten Bühnen gegangen, habe ich später umgeändert, einen ganzen Act eingeschoben, der am Golfe von Spezia spielt, spätere Scenen zusammengezogen und im letzten Act noch eine neue zwischen Margarita und Teresa eingefügt. Im Mittelpunkte des dritten Actes steht die Begegnung Shelley's mit Byron; doch sie ist kein hors d'œuvre geblieben, sondern in die Haupthandlung verwebt. Die erste Hälfte spielt in der Villa des Grafen Guiccioli: Teresa sagt sich von Byron los; sie bittet ihn, sie zu fliehen, es sei nicht Glück, sondern Qual, im Leben ewig zu sehen, was uns ewig fern bleiben muß. Nach diesem Abschied trifft Shelley ein; er kommt im Auftrage des Lord Salisbury, der dem Lord Byron Grüße bringt von Weib und Kind. Shelley übergibt ihm das Bild der Ada, seiner Tochter. Byron vertieft sich in den Anblick der unschuldvollen Schönheit:

„O Freund, wie werden sie dies Götterbild
Verpfuschen, bis den Adel dieser Schöpfung
Ihr schülerhafter Meißel fortgestohlen,
Bis sie die große Lüge der Gesellschaft
In jeden Nerv gegraben, in das Antlitz
Hineingewühlt das Zeichen finst'rer Götter,
Bis sie von jedem Anker der Natur
Ihr schönstes Werk gewaltsam losgerissen."

Shelley räth ihm zur Rückkehr, zur Versöhnung mit seiner Gattin; ihn selbst, den Verbannten, den Verwünschten habe die Liebe eines treuen Weibes gerettet; Byron sagt zwar zu ihm:

„O, du sanfter Mensch,
Bist du denn glücklich? Hat dich diese Welt
Nicht ausgestoßen, wie ein wildes Thier?
Ja, Abenteurer sind wir allzumal:
Die alte Welt ist hinter uns versunken,
Die neue dämmert in der Ferne auf,
Und zwischen beiden schwanken wir im Sturm."

Doch er will der sanften Ueberredung des Freundes folgen. Noch einmal hört er Teresas Abschiedsgruß, ein Lied, das sie nebenan zur Harfe singt. ‚Mit ihr versinkt Italien, auf nach England!' ruft er aus. Gleich darauf naht sich Teresa, durch das Opfer, das sie gebracht, geläutert, liebevoll ihrem Gatten. Doch dieser hat nichts für sie als bittere Vorwürfe, als zerfleischenden Hohn. Da beschließt sie, ihn zu verlassen und sich zu ihren Brüdern nach Ravenna zu begeben ins Herz der Verschwörung, wie ihr der papistisch gesinnte Guiccioli spöttisch zuruft. Die zweite Hälfte des Actes spielt am Golf von Spezia, Shelley ist im Meer ertrunken, man bringt seine Leiche. Byron's Schmerz — doch er gedenkt des Versprechens, das er dem Freund gegeben, dafür zu sorgen, daß sein sterblicher Theil in Flammen bestattet werde. Er läßt den Scheiterhaufen anzünden. Da, von den Flammen scheu gemacht, geht ein Roß durch — die Reiterin ist Teresa, die zu ihren Brüdern fliehen will. Byron und seine Genossen fangen das Roß auf, sie liegt in seinen Armen! Darin sieht er einen Schicksalswink. Der Freund, der zur Heimkehr rieth, ist mit den Grüßen an die alte Liebe im Meer ertrunken; ihm gehört die Geliebte jetzt, er folgt ihr nach Ravenna.

Dieser Act kann als ein selbständiges Drama betrachtet werden, doch er führt die Handlung weiter. In den letzten Acten folgt die Verschwörung der Carbonari, an der sich Byron betheiligt, und ihre Kämpfe. Der letzte Aufzug spielt in dem

Pinienhain von Ravenna an der Seeküste. — Kampf mit Guiccioli und den Seinen; dieser fällt durch Byron's Kugel, der Lord schifft sich nach Griechenland ein und ruft seiner Teresa zu:

„Es ist ein süßer Tod,
Für Freiheit sterben auf den Heldengräbern,
Von Liebe eingesegnet und beweint.
Und trägt ein Schiff mit einer Trauerflagge
Einst übers Meer zur Heimath meine Gebein,
So steh' am Strand, ein stolzes Weib, und weine nicht!
Den Du geliebt, er starb den Heldentod,
Und über seine Asche wiegt sich segnend
Der Genius des freien Griechenlands!"

Die Dichtung „Lord Byron" in ihrer neuen Gestalt harrt noch immer der Veröffentlichung durch den Druck oder auf der Bühne.

VI.

Die Poesie des Theaters kennen diejenigen nur zum Theil, welche die Zuschauerräume füllen und den abendlichen Vorstellungen beiwohnen. Das Theater hat noch eine intimere Poesie. Das lernte ich in meiner Dramaturgenzeit kennen. Und diese Poesie enthüllt sich kaum den Mitspielenden, sie sind zu sehr im Feuer; auch das Schlachtbild entrollt sich ja nicht dem Kämpfenden. Doch der Regisseur, der Dramaturg kann sich an dieser Poesie erfreuen: sie besteht in dem Werden des Bühnenbildes, in dem allmählichen Zusammenwachsen von dichtender und darstellender Kunst.

Nichts erscheint auf den ersten Anblick prosaischer als eine Theaterprobe; da ist ja allen Illusionen grundsätzlich die Thür gewiesen. Ein von matten Theaterlämpchen beleuchteter Bühnenraum, ein im Dunkeln liegender Zuschauerraum mit seinen gespenstigen Sitzen und Stühlen, ein beleuchteter Souffleurkasten mit der Stimme aus der Unterwelt, deren Orakel oft genug wegen Undeutlichkeit oder nicht rechtzeitigen Offenbarungen zur

Ordnung gerufen wird, ein Stuhl auf der Bühne für den Regiſſeur, der zunächſt hin und herläuft und mit dem Theatermeiſter verhandelt; Schauſpieler im Ueberzieher mit Cylinder oder Klapphut, Schauſpielerinnen in der Einkaufstoilette, in der ihre Mütter, Tanten und Schweſtern auf den Markt gehen, viele der Herren und Damen katzenjämmerlich von Geſellſchafts- und Tanzvergnügungen der letzten Nacht — ſo daß die feurigſten Liebhaber im Parquet entwaffnet werden müßten, wenn ſie ihre Schönen in ſolcher Verfaſſung ſähen, wie heruntergebrannte Kerzen, die auf den Meſſingleuchter tropfen: das ſcheint in der That ein Geſammtbild von höchſt herabſtimmender Wirkung zu ſein, unfähig, etwas anderes hervorzurufen als den „Winter des Mißvergnügens“ mit dieſem ganzen lebendigen und lebloſen Apparat, der nur durch das Schwungrad der Regie auf einmal in Bewegung geſetzt wird. Und auch dieſe Bewegung auf einer allererſten Probe iſt oft ſo unerfreulich wie möglich; die Räder greifen noch nicht in einander, eine Stockung folgt der anderen. Zwar es hat geklingelt, es iſt Raum geſchaffen worden auf der Bühne; die Donnerſtimme des Regiſſeurs wettert hinter den Couliſſen, wo der Chor in ſeinem improviſirten Geſellſchaftsſalon ſich noch allzulärmend bewegt. Die Schauſpieler erſcheinen nach und nach auf der Bühne, mit abgelegtem Hut, oft aber noch die Rolle in der Hand; der Regiſſeur weiſt ihnen ihre Plätze an, ſchiebt ſie hin und her, ſpricht ihnen zum Theil ihre Reden vor, zeigt dem erſten Liebhaber, wie er die erſte Liebhaberin zu umarmen hat, wenn jener nicht in die rechte Stimmung geräth, was im Boudoir meiſt beſſer gelingt als auf dem Proſcenium; er iſt höflich gegen die erſten Fächer, weniger höflich gegen die zweiten mit jenen Nüancen, durch welche die Schaffner die Paſſagiere erſter und zweiter Klaſſe unterſcheiden. Wer aber auf der Bühne dritter oder vierter Klaſſe fährt, der wird gelegentlich gehörig angeſchnauzt. Wer ſieht es dieſen farbloſen Raupen an, daß ſie am Theaterabend als bunte Schmetterlinge ſich in den Aether ſchwingen werden?

Und doch liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, die Menschwerdung der Charaktere eines Stückes und dieses Stückes selbst auf der Bühne zu belauschen, wie aus der Silhouette der ersten Probe sich allmählich das bereits farbenreiche Bild der letzten entwickelt! Hier sieht der Dichter, wie ein Dichtwerk nach und nach gehen und stehen lernt, leibt und lebt, Blut und Leben gewinnt — und wenn auch die theatralische Phantasie dem Dramatiker angeboren sein muß, so wird sie doch oft fehlgreifen, solange derselbe nicht die Schule der praktischen Bühne durchgemacht hat. Ich habe hier viel gelernt — und auch für Beurtheilung der Stücke ist dieser Cursus lehrreich. Schon Goethe hob hervor, wie schwer es ist, nach der Lektüre eines Dramas über die Wirkung desselben auf der Bühne zu entscheiden. Als Dramaturg las ich alle eingehenden Stücke und konnte also oft genug die Probe auf das Exempel machen. Es war ein reiches Erntejahr für die deutschen Repertoire, das Jahr 1847, und es war eine Freude für einen jungen Dramaturgen, mit der ersten Nummer Stücke bezeichnen zu können, welche noch heute nach 50 Jahren auf den Bühnen heimisch sind: „die Karlsschüler" von Heinrich Laube", „die Valentine" von Gustav Freytag" und „Uriel Acosta" von Karl Gutzkow", denn solche Treffer hat kaum ein anderes Theaterjahr zu verzeichnen. Die geistige Bedeutung des „Uriel Acosta", dessen Verfasser ich seit Jahren verehrte, erkannte ich von Hause aus an; doch gerade diesem Stück gegenüber zeigte ich mich sehr ungenügend in meinem Urtheil, ich zweifelte an seiner Bühnenwirkung. Möglich, daß die wenig leichtflüssige Diction mich beirrte, doch gleich auf den Proben erkannte ich meinen Irrthum, ich half selbst bei der Inscenirung, und da traten auf einmal die dramatischen Momente der Handlung so scharf, so siegreich hervor, daß jeder Zweifel an einem glänzenden Erfolge schweigen mußte. Das war eine Mahnung für mich, noch schärfer auf den Lebenspuls der Dramen zu achten, meine Intuition zu vertiefen, um die gelesenen Scenen mit des Geistes Augen sogleich auf der Bühne vor mir zu sehen.

Und noch einer anderen Sünde muß ich mich anklagen; ich war damals sehr „jüngstdeutsch“ in der Bevorzugung gewagter französischer Stücke, und so setzte ich die Aufführung von Clarissa Harlowe durch, die ein Franzose nach dem Richardsonschen Roman bearbeitet hatte. Das Stück enthielt eine Scene, die damals großen Anstoß erregte; heutzutage, wo so viele kecke französische Stücke über die Bühne gehen und wo wir das Schauspiel Sudermanns „Sodoms Ende“ ohne Schaudern miterleben, würde dies Wagniß gering erscheinen. Damals knüpfte sich daran sogar eine Polemik in den Zeitungen, und ein pensionirter Offizier stellte sich als Sittlichkeitswächter vor Thalias Tempel.

Die damaligen französischen Dramatiker gehörten mehr oder weniger der romantischen Schule an; der ältere Alexandre Dumas, Felix Pyat mit seinem „Lumpensammler von Paris“ und „Marie Anna, die Mutter aus dem Volke“ waren Lieblingsstücke des Publikums. Das waren keine Tendenzdramen, wie diejenigen Sardous und des jüngern Dumas, aber die ungenirte Art und Weise, womit die geschlechtlichen Verhältnisse behandelt wurden, die vielen natürlichen Kinder und Mütter, die in diesen Stücken vorkommen, waren doch für einen Theil des Publikums anstößig, nicht für die Masse, denn es waren Zugstücke und Sonntagsstücke. Ein Gegengewicht boten die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, die gerade damals im Zenith ihres Ruhmes war. Zwar die „Grille“ und die „Waise von Lowood“ hatte sie noch nicht geschrieben, wohl aber die „Marquise von Vilette“ und „Anna von Oesterreich“ und diese Intriguendramen, welche auch die Berliner Hofbühne zur Aufführung brachte, beherrschten damals alle Theaterrepertoire. Wenn der Name Birch-Pfeiffer auf dem Titel eines Manuskriptes erschien, da verklärten sich die Gesichter der Theaterdirektoren, und auch Woltersdorff lächelte sonnig aus seinem dicksten Pelze heraus, wenn es noch so strenger Winter war. Das war wie Sonnenschein und für die Theaterkasse standen schöne Erntemonate in Aussicht. Die Kritik des Dramaturgen war von Hause aus unbeachtet. Ich

besinne mich noch, wie ich einem jetzt vergessenen Stück „der Ring“ keinen Antheil abgewinnen konnte — das war ja fast ein Verbrechen, daß ich ein Birch-Pfeifferſches Schauſpiel mit kritiſcher Brille beäugeln wollte. Das Manuſkript, handſchriftlich und noch nicht für die Bühne gedruckt, war von Heinrich und Michalſon in Berlin eingeſchickt worden — heute würden ſie Bloch und Entſch heißen. Wie ein ſybilliniſches Buch wurde es vom Direktor und Regiſſeur mit Ehrfurcht behandelt — und ich glaube, der Rollenſchreiber mußte mehrere Kreuze ſchlagen, ehe er ans Werk ging und das unantaſtbare Gnadengeſchenk in ſeine profanen Hände nahm.

Der Dramaturg war natürlich auf den Verkehr mit den Schauſpielern und Schauſpielerinnen angewieſen; er ſtand ja hinter den Couliſſen des Theaters, mitten in dem leichtlebigen Völkchen. Der erſte Schauſpielregiſſeur war ein alter Praktikus, Herr Vogel, der ſeine Sache ganz gut machte in allem, was die Theaterroutine betraf, aber ohne höhere Geſichtspunkte war. Kränklichkeit nöthigte ihn, zurückzutreten. Sein Nachfolger war der Schauſpieler Wolf, ein junger, intelligenter, auch für die politiſchen Ideen jener Bewegungsepoche begeiſterter Mann. Bei meiner Durchreiſe durch Bromberg, zwei Jahre vorher, hatte ich erfahren, daß er dort dramatiſche Vorleſungen halten wollte; ich hatte den Proſpekt derſelben durchgeſehen und zu meiner großen Freude auch mein „Robespierre“ darauf bemerkt. So war er mir kein Fremder mehr, als er nach Königsberg kam und auch er bewährte den Antheil, den er an meinen dichteriſchen Erzeugniſſen von jeher genommen, durch die fleißige und glänzende Inſcenirung meiner Stücke. Er war in jeder Hinſicht ein reſoluter Kopf, als Schauſpieler tüchtig im Charakterfach, und ſeine Gegner behaupteten, daß er die geiſtige Schärfe ſeiner Intriguanten öfter ins Leben übertrug, als den Collegen von untergeordneter Bildung und Fähigkeit angenehm war. Dabei war er in keiner Weiſe gehäſſig oder parteiiſch. Für mich war ſein Umgang überaus anregend — wir ſaßen oft bis tief in die Nacht

hinein im Hotel, am Königsplatze — in Gespräche vertieft, welche literarische Interessen und politische Tagesvorgänge betrafen. Während der Bewegung des Jahres 1848 waren wir beide zusammen aus dem Häuschen, wenn irgend ein Sieg der freiheitlichen Bewegung verkündet wurde.

Ueber die neuen dramatischen Erzeugnisse tauschten wir stets unsere Meinungen aus, und unser gemeinsames Eintreten für ein neues Stück hatte bei Woltersdorff stets Erfolg. Auf einen grünen Zweig ist übrigens Wolf trotz seines Talentes und seiner Klugheit später niemals gekommen. Er hat ein Jahr lang eine sehr angesehene Stellung innegehabt; er war nach Laube Direktor des Wiener Hofburgtheaters; doch er hatte als Künstler und Dramaturg nicht Ruf genug, um sich neben den berühmten Mitgliedern eines Theaters zu behaupten, das den ersten Rang unter den deutschen Bühnen einnahm und besonders unter Laubes Direktion durch die dramaturgischen Heroldsrufe, die von hier ausgingen, tonangebend geworden war. Ihm fehlte die Autorität — und diese ist an solcher Stelle unerläßlich. Später sah ich ihn noch einmal in Mannheim, wo er ebenfalls die Leitung des Theaters hatte, die aber durch das Mithereinsprechen des Comités nicht selbständig genug und unerquicklich war. Wolf war ein hochgebildeter Theatermann; aber das Glück war ihm nicht hold; er ist nie an die rechte Stelle gekommen, die ihm ein dauerndes Wirken ermöglichte. Dies ist sehr zu beklagen: so reich an guten Köpfen ist das Theater nicht, und wenn man näher hinsieht, wird sehr oft mit Wasser gekocht, wenn auch goldglänzende Schilder über der Thür stehen. So gehört Wolf zu den Namenlosen in der Geschichte der deutschen Theaterleitungen; aber viele große Namen sind „Schall und Rauch", umnebelnd geistige Impotenz und künstlerisch aufgedonnerte Geldmacherei.

Der beliebteste Darsteller war damals Theodor Vollmer; ihm fiel der Uriel Acosta, der Saalfeld in der Valentine, der Schiller in den Karlsschülern zu; er spielte meinen Lord Byron und den Antonio in der „Blinden von Alcara". Er war ein

liebenswürdiger und eleganter junger Mann, gefällig in seinem Wesen, in seiner Erscheinung auf der Bühne ohne Ueberschwenglichkeit, gerade nicht von hervorragendem Feuer, doch ohne das elektrische Fluidum zu entbinden, von ausreichender Wirkung in den großen Scenen der Tragödie und ein vortrefflicher Lustspielschauspieler. Im geselligen Verkehr war er angenehm und entgegenkommend, es gab zwar damals keine Schlaraffia, doch hatte sich ein kleiner, fester Kreis gebildet, der öfters zusammenkam — und Vollmer war die Seele dieses gesellschaftlichen Cirkels. Doch als erster Liebhaber feierte er auch außerhalb der Bühne einen Triumph, indem er die Sängerin von Marra, damals die Zierde der Königsberger Bühne, wo sie eine Valentine, Norma, Lucia, Regimentstochter mit demselben Erfolge sang, wie später bei Gastreisen auch in Brüssel und London, als Gattin heimführte. So oft ich der kleinen, pikanten Oesterreicherin auf meinen Lebenswegen begegnete, konnte ich mich an ihrem freundlichen, liebenswürdigen Entgegenkommen erfreuen. Vollmer ist später langjähriger Leiter der Frankfurter Bühne gewesen und der Sohn Arthur gegenwärtig ein sehr beliebtes Mitglied des Berliner Hoftheaters.

Daß einen jungen Dramaturgen die ersten Liebhaberinnen noch mehr interessirten als die ersten Liebhaber, ist leicht begreiflich; es war sein Stolz, wenn er mit einer ersten Schauspielerin wie Selma Heyne und ihrer Schwester zusammen auf einem Daguerreotyp an den Kunstladenfenstern hing. Wir befanden uns damals noch in dem Zeitalter der vorsündfluthlichen Daguerreotypen. Mit Hülfe des Queckſilbers und der Jodſilberdämpfe konnten wir in leibhaftiger Weise dem Publikum ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich der Dichter und Fräulein Heyne die Darstellerin der „Blinden von Alcara“ war. „Honny soit, qui mal y pense“ — hat sich doch Bismarck, der nie eine Oper componirt hat, mit der Lucca zusammen auf einer Photographie zur Schau stellen lassen. Meine Neigung zu den Theaterdamen in Königsberg war eine höchst platonische — das war

ich schon meiner Stellung als Dramaturg schuldig, und keine derselben übertrug die künstlerische Genialität ins Leben. Fräulein Heyne war damals der Liebling des Publikums; sie war hauptsächlich Lustspielliebhaberin von natürlicher Munterkeit und gewandtem Conversationston; doch auch für sentimentale und tragische Rollen, die nicht ins Hochtragische übergingen, hatte sie eine anerkennenswerthe Begabung. Meine „Blinde" hatte sie vortrefflich gespielt und gerade in dieser schwierigen Rolle ein Darstellungsvermögen bewährt, das einen sicher zugreifenden Instinct mit warmem Gefühl verband. Die junge Haute-volée von Königsberg umschwärmte diese Künstlerin; es gehörte zur Mode, zum guten Ton, doch alle diese Jünglinge standen ihr gleich nah und gleich fern.

Abgesehen von den großen stars, welche meist cometarisch durch den Theaterhimmel kreisen, hat fast jede Bühne ihren kleinen star, der zahlreiche Anbeter um sich versammelt. Auch braucht jede Schauspielerin einige begeisterte entrepreneurs von Huldigungen, welche Bouquets und Kränze und die vom Kronleuchter herabregnenden Gedichtspenden besorgen. Fräulein Selma Heyne hatte ihre regelrechte Abschiedsfeier — ein überfülltes Haus, Kränze, Gedichte, Rührung, Begeisterung — alles, was ein Menschenherz verlangen kann und wenn es das Herz einer Schauspielerin ist. Am nächsten Tage fuhren wir, die Getreuen, in mehreren Wagen auf der Chaussee nach Brandenburg, der Post voraus, um in einem an der Straße gelegenen Gasthause noch eine solenne Abschiedsfeier zu begehen. Die jungen Patriciersöhne hatten für den nöthigen Champagner gesorgt. Die Gläser klangen, Toaste wurden ausgebracht, sie galten der einzig Einen, der bisherigen Zierde des nun verwaisten Theaters. Die Stimmung war fröhlich und wehmüthig zugleich, doch der Abschiedskommers war nicht von langer Dauer; bald kam der gelbe Postkasten angerasselt, in dessen dunklen Tiefen unser „Stern" hinter dem aufgethürmten Reisegepäck und zwischen den profanen Passagieren versank.

Geraume Zeit nachher kam Fräulein Heyne wieder zu einem Gastbesuch nach Königsberg: O über die Vergänglichkeit des irdischen Glanzes, über die Vergeßlichkeit des deutschen Theaterpublikums! Ein mäßig besuchtes Haus, eine freundliche aber durchaus nicht enthusiastische Aufnahme, irgend ein vereinzelter, melancholischer Kranz, der auf die Bretter des Prosceniums niederklatschte — das war alles! Fräulein Heyne war ja nicht mehr Mode — und sie hatte eine Nachfolgerin gefunden, die rasch alle Sympathien für sich gewonnen. Das war Fräulein Lina Fuhr, eigentlich Fuhrhans, die aber ohne den Hans zur Bühne gegangen; sie kam aus dem deutschen Süden; sie hatte sanfte, große, man möchte sagen „lyrische" Augen und ein sehr wohllautendes Organ von einem gewissen seelenhaften Timbre und war eine sehr anmuthige Bühnenerscheinung. Sie hatte nicht den Lustspielton wie Fräulein Heyne, aber sie war wie geschaffen für alle sentimentalen Aufgaben. Es soll deutsche Höfe geben, wo die ersten Liebhaberinnen des Hoftheaters sich in der Gunst des Fürsten ablösen; in der Gunst des deutschen Publikums lösen sie sich überall ab und die eine wird über der anderen vergessen. Lina Fuhr war eine vortreffliche Preciosa, Louise, Desdemona, ein sympathisches Käthchen von Heilbronn. Mit Fräulein Heyne konnte man sich gut unterhalten, für Fräulein Fuhr konnte man schwärmen in unbewachten Augenblicken. Sie war mir damals eine liebe Freundin und bewährte sich auch als solche bei einem Unfall, der mich betroffen. An einem Tage, wo es sehr glatteiste, ging ich im Winter 1847 eine der Straßen hinunter, die auf den Schloßberg führen, und die sich nicht gerade durch besondere Wegsamkeit auszeichnen. Im eifrigen Gespräch mit einem Freunde glitt ich aus und fiel so unglücklich, daß ich den rechten Arm brach; er mußte eingerenkt werden, und ich hütete wochenlang das Zimmer sowie ich auch später noch den Arm in der Binde trug. In meiner Leidenszeit sandte mir Fräulein Lina Fuhr sehr oft eine Kalbssuppe zur Kräftigung, und ich dankte ihr einmal in Versen:

„Daß du mich ſehr beglückteſt,
Liebe, glaub' es mir!
In der Suppe, die du ſchickteſt,
Schwamm's wie ein Aug' von dir."

Ich war ſpäter in der Lage, mich für dieſe Kalbsſuppen zu revanchiren; meiner Fürſprache bei dem damals ſehr einflußreichen Profeſſor Roetſcher hatte es Fräulein Fuhr mitzuverdanken, daß ſie am Berliner Hoftheater engagirt wurde, deſſen beliebtes Mitglied ſie bis zum Jahre 1860 geblieben iſt. Sie heirathete dann einen praktiſchen Arzt, der, im Beſitze eines unſchönen Namens, ſich als Dr. Waldau umtaufen ließ und lebte ſeitdem in glücklicher Ehe in Berlin.

Da ich den Direktor Woltersdorff bisweilen in ſeiner Abweſenheit vertrat, ſo gehörte dann auch die Oper in mein Reſſort, und meine Beziehungen zur Königsberger Oper verdankt ein Lied ſeine Entſtehung, das bei Opernaufführungen auf allen deutſchen Theatern oft eine Rolle geſpielt hat, ohne daß mein Name dabei genannt wurde; es iſt das „Lied von der Flaſche", deſſen erſte Strophe lautet:

„Wenn ich ſie von ferne ſehe,
Leuchtend in dem roſ'gen Schein,
Zieht ein übergroßes Wehe
Mir in Herz und Buſen ein.
Heißes Sehnen und Verlangen
Hält mich wunderbar umfangen,
Bis ich ſie geherzt, geküßt,
Bis ſie ganz mein eigen iſt."

Woltersdorff hatte Lortzings „Undine" zur Aufführung beſtimmt und theure und glänzende Wandeldecorationen des Rheinpanoramas dazu malen laſſen. Da ſchien es ihm, bei den Proben, daß der Oper eigentlich eine Zugnummer fehle, und ſo bat er mich um eine ſolche zugkräftige Einlage für den Lortzingſchen Kellermeiſter. Ich dichtete das „Lied von der Flaſche" und der damalige Kapellmeiſter Pabſt componirte dasſelbe mit glücklicher Inſpiration. In der That, dieſe Nummer ſchlug durch. Ich ſaß während der erſten Aufführung in einer Loge

mit meinem früheren juriſtiſchen Decan, Profeſſor Simſon, und dieſer ergötzte ſich ausnehmend an dem harmloſen Erzeugniß der beiden Schweſtermuſen. Ich konnte nicht umhin, aus dem Dunkel meiner Anonymität meinem früheren Gönner gegenüber herauszutreten und erhielt dafür das Zeugniß summa cum laude.

Auch die Oper hatte beliebte Künſtlerinnen, und eine derſelben erregte durch ihre Perſönlichkeit und ihre Leiſtungen meine wärmſte Sympathie. Es war dies Bertha Würſt, eigentlich Wurſt, Tochter eines Orcheſtermitgliedes, eines wackeren Mannes, der die Pauke ſchlug, ein in den Meyerbeerſchen Opern ſehr wichtiges und oft zur Herrſchaft berufenes Inſtrument. Manchen Abend brachte ich in der beſcheidenen Häuslichkeit der Familie zu. Das Feuer und die Leidenſchaftlichkeit in den Darſtellungen dieſer Primadonna hatte mich elektriſirt; mehr noch, als die anmuthigen Schauſpielerinnen hatte ſie mit ihrer hinreißenden Kraft ſich ein Plätzchen in meinem Herzen erobert. Sie war eine echte Schülerin der Schröder-Devrient. Daß auch ich ihr nicht gleichgültig war, bewies ſie mir durch die That. Als es ſich um die Aufführung meines Lord Byron handelte, fehlte es an einer Darſtellerin für die leidenſchaftliche Rolle der venetianiſchen Geliebten und ohne eine Beſetzung dieſer Rolle, welche beſonders die Trägerin der beiden erſten wirkſamſten Acte war, konnte das Stück nicht gegeben werden; da trat Fräulein Bertha Wurſt für mich in die Schranken und übernahm es, dieſe große Schauſpielrolle durchzuführen. Ein in den Annalen der Opernchronik gewiß ſeltenes Ereigniß! Und ſie ſprach die Verſe vortrefflich, mit hinreißendem Feuer, ohne ſie wie Arion herunterzuſingen. Ihr Spiel war ja auch in der Oper von markiger Kraft, von feurigem Zug. Wenn ſie als Romeo von ihres Schwertes Blitzen, von ihren Rächerarmen ſang, da war ſie jeder Zoll eine Heroine. Und das Feuer hatte auch ihre Margerita, mit der ſie einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen hatte. Das waren Beziehungen, in denen viele leidenſchaftlichen Möglichkeiten ſchlummerten. Daß ſie nicht über das Reich der

Phantaſie hinausgingen, daß ſie nicht Dauer fanden: das lag daran, daß Fräulein Wurſt bald darauf Königsberg verließ, um ein Engagement in Bremen anzutreten. Da gab es kein Abſchiedsfeſt, nur einen wehmüthigen Familienabend, und als die Poſtkutſche tags darauf die Künſtlerin entführte, da ſah ich ihr nach mit dem Gefühl, als ob mir ein Glück geraubt worden wäre, das mir in ahnungsvoller Seele aufgegangen. Fräulein Wurſt erlebte ſpäter noch eine Glanzepoche als Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters, ſie heirathete dort den Dr. Leiſinger, und die deutſche Oper verzeichnet ſie unter den hervorragenden dramatiſchen Sängerinnen. Wer ſie aber ſelbſt nicht auf der Bühne geſehen, der kennt doch ihre Tochter, die anmuthige Eliſabeth Leiſinger, lange Zeit eine Zierde der Berliner Hofoper, bis ſie durch ihre Liebe zu einem ſüddeutſchen Bürgermeiſter der Bühne untreu gemacht wurde.

Im Sommer verwandelte ſich das Königsberger Theater in eine Wanderbühne; die Mitglieder genoſſen die Freizügigkeit reiſender Geſellſchaften, und ich ſchloß mich ihnen an, theils in Stellvertretung des Direktors, theils zu meinem eigenen Vergnügen. Da war unſer nächſtes Ziel die anſehnliche Handelsſtadt Elbing mit ihren zahlreichen Giebelhäuſern, in deren Nähe das Friſche Haff ſeine landſchaftlichen Schönheiten entfaltet, mit den Waldhügeln von Tolkemit, von denen der Blick über das blitzende Silber des Haffs nach der Friſchen Nehrung und ihrem grünen, das Salzmeer vom Süßwaſſer ſcheidenden Streifen blickt.

Elbing befand ſich ganz in der Gefolgſchaft des Königsberger Liberalismus; ſchon bei meiner erſten Durchreiſe nach Schleſien hatte ich als blutjunger Poet, wo mir die Lorbeeren ſehr niedrig hingen, bei dem Haupt der dortigen Liberalen, dem Großkaufmann van Rieſen, eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden; ich war von ihm im Caſino eingeführt worden und hatte mit ihm zuſammen und ſeinen drei Töchtern in ſeinem Hauſe eine fröhliche halbe Nacht beim mouſſirenden Tranke verlebt, bis ich wieder in die Poſtchaiſe ſtieg. So war mir die

alte Hanſaſtadt nicht ganz fremd, als unſer Theſpiskarren dort ſeinen Einzug hielt. Das kleine Theater, die Aufnahme der Stücke von Seiten eines anderen Publikums, die Preſſe, die etwas andere Töne anſchlug als am Pregel, das alles hatte hier den Reiz der Neuheit. An freien Nachmittagen machte man Ausflüge ans Friſche Haff, oder ich ſpielte Billard mit Künſtlern, welche das Queue beſſer handhabten als den Zauberſtab der dramatiſchen Kunſt und auf dem damals allein üblichen deutſchen Billard die rothe Caroline mit und ohne Carambolage geſchickt in das ihr zukommende Mittelloch hineinprakticirten; oder ich ging mit der anmuthigen Lina Fuhr, die als ein wandelndes, aus dem Photographiekaſten herausgeſprungenes Bild ſtets Aufſehen erregte und mit Herrn Vollmer und Fräulein von Marra, deren Verhältniß ſich hier zu dauerndem Bunde befeſtigte, auf den Promenaden ſpazieren. Weniger erquicklich waren Verhandlungen mit zurückgeſetzten Künſtlerinnen, bei denen ich ſtets, nicht ganz im Einklang mit dem autokratiſchen Regiment des Theaterdirektors, zu vermitteln ſuchte.

Doch auch nach dem äußerſten Nordoſten bewegte ſich unſere Theatercarawane über das Kuriſche Haff, das mit ſeiner ſandverwehten Nehrung weit ungaſtlicher iſt als das Friſche. Nach der nördlichſten deutſchen Stadt Memel ging die Fahrt. Und das war eine luſtige Fahrt, auf welche das Vagabundenthum des Theaterlebens in der Provinz ſeinen irrlichterirenden Schimmer warf. Man konnte ja glauben, daß in dieſem Wagenzug auf der Landſtraße eine ſogenannte Meerſchweinchengeſellſchaft von einer Kreisſtadt zur anderen zog. Da ging's hinaus durch das Roßgärtner Thor, alles bunt in den Wagen zuſammengepackt, erſte Liebhaber und Liebhaberinnen, Intriguanten und Dümmlinge und komiſche Alte, Regiſſeur und Dramaturg, und hinten folgten wie der Train dem Kriegszug Gepäck- und Koſtümwagen, und ſo ging's durch die ſamländiſchen Dörfer auf Landſtraßen, auf denen die alle Welt beleckende Cultur noch nicht gewandelt war, und wo Halt gemacht wurde, da entwickelte

ſich in der Dorfſchenke ein buntes Leben, in Ermangelung des Champagners mußte der Schnaps vorhalten, und man ſah die Jungfrau von Orleans ausgerüſtet mit einer Rieſenbutterſchnitte wie den Rochus Pumpernickel. Als wir am Kuriſchen Haff angekommen waren, da ſtellten ſich die urwüchſigen Verkehrsverhältniſſe als ſehr ungünſtig beſonders für die junge Damenwelt heraus; denn das Haff war an dieſer Stelle ſo ſeicht, daß die Dampfer nicht anlanden konnten, und auch die Boote konnten nicht bis ganz an den Strand gelangen. Da mußten die ſamländiſchen Strandbewohner einſpringen und wie der Kentaur Neſſus unſere Dejaniren über die Fluth tragen. Das war ein Bild, wie aus der Wildniß; die Kleider wurden zimperlich zuſammengerafft und die weiblichen Colli von kräftigen Armen in den rettenden Nachen getragen. Das war ausreichender Stoff zu Neckereien und Sticheleien während der Dampferfahrt, denn unſere Heroine hatte ſich nicht gerade todesmuthig benommen; unſere Soubretten aber ſchmiegten ſich holdſelig lächelnd an die ſtämmigen Burſchen an. Das Kuriſche Haff iſt zwar nur ein Süßwaſſerſee, doch es hat bisweilen oceaniſche Launen, wie das ſalzige Meer. Diesmal benahm es ſich ziemlich rückſichtsvoll und ſtörte keine Illuſion, denn wenn die erſten Fächer der Seekrankheit huldigen, ſo ſchwindet jeder Nimbus. Endlich erreichten wir Memel, und der Kunſttempel in dieſer äußerſten Thule wurde bald mit den Geſtalten deutſcher Dichtung belebt, unter denen die vornehmen Damen der Birch-Pfeifferſchen Intriguenſtücke nicht fehlten. Memel mit ſeinem Hafen, ſeiner Mole, ſeinen Leuchtthürmen machte den Eindruck einer echten Seeſtadt; das kaufmänniſche Publikum war im Theater nicht allzu enthuſiaſtiſch, aber es zeigte doch Intereſſe für die Künſtler und Künſtlerinnen, die auch vielfach in Privatgeſellſchaften eingeladen wurden. Auch ich konnte mehrfach meine L'hombrepartie mit Rhedern und Schiffscapitänen ſpielen, und es herrſchte da bisweilen ein Theerjackenhumor; auch curioſe Käuze von unverwüſtlichem ſeemänniſchen Phlegma und wieder andere, welche an Mumien aus der

Zeit der Hanſa gemahnten. Seltene Fiſche, Hummern und Krebſe, Ingwer und Liqueure jeder Art dienten zur leiblichen Speiſung und hielten die Lebensgeiſter wach; es war eine Diät, an die wir Landratten nicht gewöhnt waren. Der Blick auf die Oſtſee hatte dabei etwas Befreiendes, und wenn man ſeine Ausflüge ein wenig weiter ausdehnen wollte, ſo gelangte man an die ruſſiſche Grenze. Wir waren damals alle antiruſſiſch, nicht bloß die Liberalen; wir ſangen mit Herwegh in ſeinem Gedicht an den König von Preußen:

„Beſchütz' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!"

Doch es hatte einen eigenthümlichen Reiz, einmal auf ruſſiſchem Boden zu ſtehen, und ſo fuhren wir über die Grenze ins Czarenreich hinein. Da war aber nichts Koſackiſches und Kalmückiſches zu bemerken; die kurländiſchen Dörfer ſehen nicht anders aus als die oſtpreußiſchen, und Himmel und Erde waren mit keiner anderen Farbe angeſtrichen und doch herrſchte über dieſen Landſtrichen der Czar Nikolaus, und einen größeren Feind der europäiſchen Freiheitsbewegung trug die Erde nicht. Das war damals unſer Credo, und wir glaubten uns erſt geſichert vor der ruſſiſchen Knute, als wir wieder die ſchwarzweißen Grenzpfähle hinter uns hatten. Garsden und Polangen mochten noch ſo freundliche Orte ſein — der Boden brannte uns dort unter den Füßen.

In Königsberg gab es genug Kunſtfreunde, welche das Theater, und alles was drum und dran hängt, auf die Länge nicht entbehren konnten und den ungetreuen Muſen und ihren Prieſterinnen am Ufer der Dange ihren Beſuch abſtatteten. Unter dieſen befand ſich ein liebenswürdiger älterer Herr, der aber ein Courmacher von Profeſſion war, und indem er ſeine Neigungen zwiſchen Schauſpiel und Oper theilte, ganz wie ich, meine Wege in unliebſamer Weiſe kreuzte und meine erzürnte Muſe daher zu dem folgenden bösartigen Pasquill begeiſterte:

„Die Fuhr ließ ihm zu seinem größten Glück
Den abgeworfnen Hans zurück;
Mit diesem Hans tritt er zur Wurst heran
Und fleht sie noch um ihren Namen an,
Und sie, gewährend seine Bitte,
Ruft froh: Du liebenswürd'ger Mann,
Nimm den vereinten Namen an
Und sei in uns'rem Bund der dritte!"

Mit der Wintersaison rückten auch berühmte Gäste in Königsberg ein — und da die Berühmtheiten alle etwas launenhaft sind, so machten sich oft diplomatische Verhandlungen nöthig. Das war nun nicht gerade Woltersdorffs Sache, der ein sehr schroffer Geschäftsmann war und dem die Galanterie gegen Damen so schwer fiel, wie einem Eisbären das Ballettanzen. Da wurde ich denn ausersehen zu allen geschäftlichen Verwicklungen, zwischen dem auf seinem Schein bestehenden Direktor und den widerspenstigen Genialitäten; ich war ein junger Poet, der gelegentlich um das Haupt des Hochgefeierten auch einen dichterischen Lorbeer winden konnte, und so sah man mich mit sehr freundlichen Augen an, und mir gelang es oft mit Aufgebot aller Liebenswürdigkeit, über die ich verfügen konnte, eine Kluft auszufüllen, die sich zwischen der Direktion und den Gästen aufthat. Unser genialster Gast war die Schröder-Devrient, eine dramatische Sängerin von seltener Plastik und Gestaltungskraft, damals im Zenith ihres Ruhmes befindlich. Von ihrer Mutter, der berühmten Sophie Schröder, hatte sie den großartigen Styl und die machtvolle Darstellung der Leidenschaften geerbt. Sie hatte sich von ihrem ersten Gatten Karl Devrient nach fünfjähriger Ehe wieder scheiden lassen, gehörte seit 1845 dem Dresdener Hoftheater an, von wo aus sie aber mehrfach Kunstreisen nach London und Paris machte und sich einen Weltruf erfang. Gerade im Jahre 1847 war ihr Kontrakt mit dem Dresdener Hoftheater gelöst worden; sie hatte Herrn von Doering geheirathet und war, als sie in Königsberg erschien, auf der Gastreise nach Rußland und zwar nach Riga, wo sie

im Dezember dieſes Jahres überhaupt zum letzten Male die Bühne betrat. In ſpäteren Jahren iſt ſie nur als Concertſängerin aufgetreten. Ihre Ehe mit Herrn v. Doering war nur von einjähriger Dauer; im Jahre 1850 hat ſie einen livländiſchen Edelmann Herrn v. Bock geheirathet; bei der Scheidung von Doering mußte ſie ihr ganzes Vermögen preisgeben. Wir konnten ſie in vielen ihrer Glanzrollen bewundern, zu denen Fidelio, Norma, Donna Anna, Veſtalin gehörten. Sie war eine kraftgeniale Natur in des Wortes verwegenſter Bedeutung; ein ganzes Gewölk von Anekdoten umgab ihr ſagenberühmtes Haupt, und man erzählte ſich die unglaubwürdigſten Geſchichten, wie der unterbrochene elektriſche Strom ihrer leidenſchaftlichen künſtleriſchen Geſtaltung bisweilen ins Leben überſprang und ſie dann plötzlich, wie die paphiſche Aphrodite, in irgend einem Choriſten ihren Adonis fand. Mir ſelbſt war ſie in Gnaden gewogen, und das erleichterte mir meine diplomatiſche Sendung, wenn ſie als kriegführende Macht der Direktion gegenüberſtand, denn bei dem weiblichen Forum werden alle Rechtsfragen durch Sympathie und Antipathie entſchieden.

Neben der Muſe des Geſanges kehrte auch die des Tanzes öfters bei uns ein, und eine der lieblichſten Balleteuſen verirrte ſich von den Ufern des Golfes von Neapel, wo ihre Wiege ſtand, bis an unſere frierenden baltiſchen Küſten: Fanny Cerrito, hochgefeiert in Paris und London, durch entzückende Grazie im Tanz und in den Pantomimen, durch reizende Schalkhaftigkeit ausgezeichnet. Es war in der That eine Tänzerin, die ihren Weltruf verdiente und auch die Stadt der reinen Vernunft in einen durch keine Kant'ſche Kategorien motivirten Enthuſiasmus verſetzte. Ihr Ehegatte Saint Leon, Tänzer und vorzüglicher Violinſpieler hatte ſie begleitet, und ich war oft mit dem Ehepaar nach den Aufführungen im Woltersdorffſchen Salon zuſammen. Auch im Leben war die Tänzerin von einer einſchmeichelnden Liebenswürdigkeit und gewann das Herz der Königsberger durch ihre Vorliebe für Kahnfahrten auf dem

Schloßteich, wo sie dann selbst das Ruder führte; sie mochte des heimathlichen Golfs im fernen Süden gedenken, auf dem sie sich in der Fischerbarke geschaukelt; hier freilich fehlten alle Barkarolen und statt des Gluthscheins, den der dampfende Vesuv in die Fluth warf, statt dieses vulkanischen Gasglühlichts mußte sich das junge Künstlerpaar mit dem Widerscheine der Lichter des in neuerer Zeit berühmt gewordenen Börsengartens und des Freimaurergartens begnügen, wenn die Dämmerung sich über das städtische Landschaftsbild gelagert hatte. Wer aber dies Künstlerpaar in solcher poetischen Gemeinschaft über den Schloßteich gondeln sah, der hätte nimmer geglaubt, daß sie schon drei Jahre nachher sich für immer trennen würden. Außer der bestrickenden Fanny Cerrito, deren üppige Reize die leicht dahinschwebende Sylphide nicht in ihrem Fluge beeinträchtigten, traten noch andere Tänzerinnen auf, wie die schlanke, hochgewachsene Charlotte Grisi und die Dänin Lucile Grahn, die in Paris, London und Petersburg Triumphe gefeiert hatten.

Näher als Oper und Ballet stand mir natürlich das Schauspiel. Da war es vor allem Doering, der bei seinen Gastspielen durch seine scharfe Zeichnung und stets in die Augen fallende Farbengebung, im Leben durch seinen trockenen oft kaustischen Humor interessirte. Damals glänzte er besonders in solchen Rollen wie Banquier Müller; seine Finanzmänner im Lustspiel waren typisch; sein Elias Krumm, sein Richter Adam waren bei einem oft grell erscheinenden Farbenauftrag von einer unwiderstehlichen Komik, und sein Mephisto war der echte Volksteufel, der sich um alle spintisirenden Commentare nicht kümmerte, und mit Hahnenfeder und cynischer Derbheit ausgestattet, besonders die Genrescenen zur Geltung brachte. Schon als ich noch in Mainz das Gymnasium besuchte, unterhielt ich mich mit dem Feldwebel Pernin über Doering, der damals als dramatisches Genie in Mannheim aufgetaucht war, ehe er den Weg auf die Berliner Hofbühne fand. Ich habe ihm stets eine freundschaftliche Zuneigung bewahrt und später in Berlin oft

ſtundenlang mit ihm aufs gemüthlichſte geplaudert. Auch Edwine Viereck erſchien in Königsberg, die ſeit 1846 dem Berliner Hoftheater angehörte; eine glänzende Bühnenerſcheinung, eine hohe, ſtattliche Geſtalt, aber durchaus nicht vornehm ſteif, ſondern naiv und von echtem Theaterblut. Sie hatte in Berlin vornehme Gönner, und man munkelte allerlei von ihren Beziehungen zu Höchſtgeſtellten; ſie war und blieb aber eine gute Kollegin und hatte auch für Dramaturgen und Dichter, wie man zu ſagen pflegt, etwas übrig, wenn ſie ihr gefielen.

Woltersdorff hatte das Königsberger Theater, das er unter den ſchwierigſten Umſtänden übernommen, in die Höhe gebracht; das Jahr 1847 beſonders war ein gutes, durch erfolgreiche Novitäten ausgezeichnetes Theaterjahr. Auch 1848 ließ ſich anfangs gut an; da kam die Februarrevolution in Paris, und ſeitdem erreichte die politiſche Spannung und Erhitzung in Königsberg einen Höhepunkt, der das Intereſſe am Theater erlahmen ließ, ja, wenn wichtige Nachrichten eintrafen, dann wurden ſie von der Bühne herab verkündigt. Ich ſelbſt, Regiſſeur Wolff, auch Albert Dulk, deſſen am meiſten bühnengerechtes Drama „Joſef Süß, der Jude", ſpäter als „Lea" umgetauft, mit Erfolg über die Bühne gegangen war und ihm mehrfachen Hervorruf verſchafft hatte — wir alle erſchienen hinter den Proſceniumslampen, um den Enthuſiasmus des Publikums nicht durch künſtleriſche Leiſtungen, ſondern durch eine neue Kunde vom Welttheater einzuheimſen.

* * *

Während meiner Abweſenheit in Schleſien und Berlin hatte ſich in Königsberg die politiſche Bewegung in durchaus maßvoller Haltung in immer weitere Kreiſe verbreitet; außerdem hatte 1844 die Jubelfeier der Königsberger Univerſität ſtattgefunden, bei welcher der König Friedrich Wilhelm IV. eine ſeiner ſchwunghafteſten Reden gehalten und als erhabener Lichtfreund

das Licht gepriesen, welches das Nachtgevögel in seine Winkel verscheucht. Nur wo dies „Nachtgevögel“ eigentlich horste, darüber gingen die Meinungen auseinander; viele meinten, daß es gerade in der Nähe des lichtfreundlichen Herrschers sein Nest gebaut. Im Dezember desselben Jahres wurde die Königsberger Allgemeine Bürgergesellschaft gegründet, die im Altstädtischen Gemeindegarten tagte. Handwerksmeister bildeten den Kern derselben; Kaufleute, Gelehrte, besonders Lehrer und Schuldirektoren standen an der Spitze; auch Johann Jacoby war in den Vorstand gewählt. Die Gesellschaft hatte keine politische Tendenz, aber die Politik war nicht ausgeschlossen: dies war nach längerer Debatte der Beschluß der Mehrheit. Vorträge verschiedener Art standen immer auf der Tagesordnung: Licht zu verbreiten über gesellschaftliche und populär-wissenschaftliche Fragen galt als Hauptzweck. Der Gemeindegarten selbst aber war in der Regel durch eine undurchdringliche Tabakswolke in ein dieser Tendenz widersprechendes Dunkel gehüllt. In einer längeren Rauchdebatte hatten die Raucher gesiegt, und es blieb nur dem Taktgefühl der Einzelnen überlassen, während der Vorträge ihren Nicotingenuß einzuschränken, damit die Sprecher nicht zu sehr durch den Opferdampf, der aus der Tiefe aufsteigt, belästigt wurden. Außer den Vorträgen oder im Anschluß an dieselben fanden Debatten statt, bei denen auch die wackeren Handwerksmeister allmählich ihre anfängliche Schüchternheit ablegten und ihre parlamentarischen Fähigkeiten entwickelten. So wenig staatsgefährlich diese Zusammenkünfte friedlicher Bürger waren, so erschien doch eines Tages im April 1845 der Polizeipräsident Abegg in voller Uniform in dem Saal und ersuchte den Vorstand ein Schreiben vorzulesen, das soeben in seine Hände gekommen war; es war dies ein Befehl des Ministers Graf Arnim, die Bürgergesellschaft als unstatthaft aufzulösen. Der Polizeipräsident, persönlich ein wohlwollender Mann, freisinniger Richtung zugeneigt, schied alsbald unter dem Beifall der Versammlung; er hatte die Eröffnung, die er zu

machen hatte, als eine für die Verſammlung ſchmerzliche angekündigt, ſchmerzlich, weil er wohl wiſſe, wie lebhaft und freudig das Intereſſe an dieſer Geſellſchaft ſei. Dies hatte die Sympathien für ihn verſtärkt, und ſo begab es ſich, was wohl ſonſt nie vorkommen dürfte, daß ein Beamter, der eine Verſammlung auflöſt, von dieſer applaudirt wird. Eine Eingabe an den König blieb fruchtlos: da ſann man auf Erſatz, und ſo wurden in ſommerlicher Zeit die freien Volksverſammlungen in Böttchershöfchen abgehalten. Das war keine geſchloſſene Bürgergeſellſchaft; das war ein freies Volksmeeting, zu welchem Jedermann Zutritt hatte. Und welch eine Völkerwanderung dorthin in das zum Volksparke eingerichtete Laubwäldchen! Die faſhionable Welt in ihren Karoſſen, die Arbeiter und Handwerker in langen Zügen: alles drängte dorthin aus Neugierde, Theilnahme, Demonſtrationsſucht. Es wehte hier eine freiere Luft als im Gemeindegarten; die Volksredner konnten sub divo die Wunderkraft ihrer Lungen erproben; es gab keine Vorſtandscenſur, allerlei Improviſationen wurden geſtattet. Auch fehlte der einheitliche Zuſammenhalt. Gruppen bildeten ſich hier und da um die einzelnen Lieblinge. Als Idſtein und Hecker aus Berlin ausgewieſen wurden, unterſchrieb man eine Adreſſe an die tapferen Volksvertreter, voll wärmſter Sympathie. Das beſcheidene Böttchershöfchen mit ſeinem Volksgarten und ſeinen Laubbäumen gewann Ruf in ganz Deutſchland; der klaſſiſche Boden dieſer Volksmeetings wurde mehrfach abgebildet. Etwas Aehnliches gab es damals nirgends; es war, als würden dort Maienbäume und Freiheitsbäume gepflanzt, und es waren doch nur wiederum die friedlichen Bürger des Gemeindegartens, getrieben von jenem dunkelen Inſtinkt einer freieren, politiſchen Zukunft, der damals in den Lüften lag.

Doch die ſchönen Tage von Böttchershöfchen gingen vorüber, der Sommer ſchwand; aber die Politik wollte doch keinen Winterſchlaf halten. Da gründete man nach dem Vorbilde der Breslauer Städtiſchen Reſſource auch in Königsberg eine ſolche

und zwar nicht in einem der Gemeindegärten, ſondern in den vornehmen Räumen des Kneiphöfſchen Junkerhofs, wo ja auch Bälle und Concerte ſtattfanden. Dieſe Reſſource ſtand in voller Blüthe, als ich wieder nach Königsberg kam, und hier wurde ich auch bald heimiſch. Auch hier wie im Altſtädtiſchen Gemeindegarten löſten ſich Vorträge und Debatten ab, doch alles war auf einen etwas höheren Ton geſtimmt.

Die Reſſource hatte ihre Größen, ihre Redner, ihre Debaters; das waren nicht Jacoby, nicht Walesrode, nicht die Koryphäen des oſtpreußiſchen Liberalismus, das waren meiſt Schulmänner und Bürger, denen bisweilen ein junger Literat ins Wort fiel; da war es vor allem der Mädchenſchuldirektor Sauter, welcher ſchon im Gemeindegarten Vorträge gehalten und auch, wo es akademiſche Kämpfe galt, immer auf dem Plan erſchien; doch war er im ganzen ruhig und maßvoll und ſtets zur Ausgleichung der Gegenſätze bereit. Ebenſo gewandt, aber viel ſchneidiger bis zum zerfleiſchenden Sarkasmus war der Subrektor der Burgſchule Wechsler, in der Debatte der gefährlichſte Gegner. Und wie gewandt ſprachen dieſe Schulmänner! Sie hatten ja Uebung darin. Ueber die politiſchen Fragen des Tages wurden keine Vorträge gehalten; die Politik in puris naturalibus war ja wohl durch die Statuten der Reſſource ausgeſchloſſen, aber geſtreift wurde das politiſche Gebiet fortwährend und leicht war die Nutzanwendung aller Vorträge auf die Zeitereigniſſe. Ich ſelbſt habe in der Städtiſchen Reſſource zwei Vorträge gehalten, den erſten über den Platoniſchen Staat, den anderen über die zweite badiſche Kammer; jener war ja ganz wiſſenſchaftlich, aber es blitzten doch allerlei Reflexe darin auf, von denen der moderne Staat, beſonders der chriſtliche der Eichhorn und Stahl, in unliebſamer Weiſe beleuchtet wurde. In dem zweiten verwerthete ich die Eindrücke meiner letzten Rheinreiſe und gab Porträts und Charakterbilder aus der zweiten badiſchen Kammer, ſcharf umriſſen und getreu, aber die wehmüthige Stimmung, daß uns eine ſolche parlamen-

tarische Arena noch fehle, durchdrang den ganzen Vortrag mit einem Arom, das auch für die politische Opposition würzhaft genug war. Beide Vorträge fanden sehr lebhaften Beifall, und ich gehörte seitdem zu den Lieblingen des Ressourcepublikums, das für geistige Anregung überaus dankbar war.

Auch als Journalist war ich thätig; ich gründete eine Zeitschrift „Baltische Blätter"; der Buchdruckereibesitzer Adolf Samter, Sohn eines vermögenden Lotteriekollekteurs und dann selbständiger Bankherr, war mein Verleger. Der kleine Herr hat sich später durch socialistische Schriften einen Namen gemacht, Schriften, in denen er sich nicht wie Proudhon überhaupt gegen das Eigenthum, sondern nur gegen das Grundeigenthum wandte. Grund und Boden schien ihm geeignet, gesellschaftliches Eigenthum zu werden, neben dem das Privateigenthum natürlich fortbestehen sollte. Seine Schriften haben bei vielen Nationalökonomen, welche die Socialpolitik auf ihre Fahne geschrieben, Anklang gefunden. Damals war Samter ein eifriger Anhänger der liberalen Ideen und gab auch 1848 eine neue Zeitung heraus, in welcher die jungen Publicisten Ostpreußens sich tummeln und die jüngsten ihre Sporen verdienen konnten. Die Königsberger Hartungsche Zeitung behauptete indeß nach wie vor ihre Rolle in der politischen Bewegung; es waren die Jünger Jacobys, welche längere Zeit Leitartikel für dieselbe schrieben, vor allen der theologische Privatdocent Dr. Jachmann, ein entschiedener Parteimann mit der Gabe volksthümlicher Darstellung und nicht ohne sarkastischen Witz.

Was die „Baltischen Blätter" betrifft, so sollten sie kein politisches Organ sein, sondern mehr philosophisch-kritisch, im Geiste der Halleschen, später deutschen Jahrbücher. Schon die erste Nummer brachte einen großen Artikel über Arnold Ruge aus meiner Feder, der nachher noch in einem Separatabdruck erschien. Lebensfähig war das Unternehmen nicht, es fehlte ihm eine für das große Publikum geeignete Grundlage, und mit schaler Belletristik wollten wir uns nicht abgeben. Ich hatte

anfangs schöne Hoffnungen, doch kundige Thebaner stellten mir bald eine ungünstige Prognose. Mich besuchte einer der tonangebenden jungen Kaufleute, die auch in Theaterdingen das große Wort sprachen; der Herr, der übrigens in Königsberg dadurch bekannt war, daß er, sobald die ersten Lerchen schwirrten, in Sommerhosen erschien, so daß man beim Anblick dieses lenzfreudigen Kleidungsstücks an des „Frühlings Anfang" zu glauben begann, hatte ein sehr gesundes Urtheil und gab allerlei wohlgemeinte Rathschläge, die wir indeß in den Wind schlugen; denn wir glaubten fest an die schöne Zukunft der „Baltischen Blätter", bis ihre kurze Lebenszeit uns vom Gegentheil überzeugte.

Die politische Bewegung in Preußen nahm indeß ihren langsamen und oft unbeobachteten Fortgang. Die Regierung sah sich genöthigt, Zugeständnisse zu machen, aber das geschah so widerwillig und mit solchen Einschränkungen, daß die Ungeduld des Volkes dadurch nur wuchs. Durch ein Patent vom 3. Februar 1847 hatte der König den Vereinigten Landtag einberufen; in der Dreiständekurie, der zweiten Kammer kam bereits eine geschlossene Opposition zu Worte; doch der Landtag, der nur bei Staatsanleihen und in Steuern eine entscheidende, sonst nur eine berathende Stimme hatte, konnte bei der Regierung nichts durchsetzen. Auch sollte er nicht wieder in regelmäßigen Zwischenräumen zusammenberufen werden. Nur ein Ausschuß sollte sich periodisch alle vier Jahre versammeln, und als dieser im Januar 1848 zusammentrat, da war ihm nur die Berathung eines neuen Strafgesetzbuches überlassen worden. Von allen anderen die Gemüther so heftig bewegenden politischen Fragen war nicht die Rede, jeder Antheil zur Lösung derselben war ihm versagt. Da kam plötzlich aus Frankreich die Kunde der Februarrevolution; der Sturz des Julikönigthums wurde mit Jubel begrüßt, der Verschleppung der preußischen Verfassungsfragen, welche eine trübe, stille Gährung zur Folge hatte, war auf einmal ein Ziel gesetzt. Die Funken von den Pariser

Barrikaden wehten bis an das baltiſche Geſtade herüber, und der ganze, lange in Preußen aufgehäufte Zündſtoff drohte auf einmal in vollen Flammen zu ſtehen.

Der ſpekulirende Bürgerkönig mit dem Regenſchirm war in deutſchen Landen ſehr unbeliebt; man gab ihm Schuld, daß er die Julirevolution zu perſönlichen, dynaſtiſchen und financiellen Zwecken ausgebeutet habe, und ſeine Volksfreundlichkeit wurde für eine heuchleriſche Maske angeſehen. Daß das Volk aber einem mißliebigen Fürſten den Stuhl vor die Thür ſetzte, erſchien als ein Triumph der Volksſouveränität, welche ja das Credo des neuen politiſchen Geſchlechtes war. Ich griff in die Saiten, um die Februarrevolution dithyrambiſch zu feiern; einige dieſer Gedichte las ich in der Städtiſchen Reſſource vor, nach Abſchluß der officiellen Sitzungen. Neuerdings hat Bebel eine Stelle aus einem derſelben im Reichstag citirt, doch er verſchwieg, daß ſie ſich wie das ganze Gedicht nur auf den Thron Louis Philipps und die Februarrevolution bezog, während ſie ſo, aus dem Zuſammenhang geriſſen, das Gepräge einer allgemeinen Tendenz erhielt. In der That aber nahm die Erhitzung der Gemüther von Tag zu Tag zu, wir befanden uns alle wie im Rauſch. Die Pariſer Republik hatte es uns angethan — war doch eine vermeſſene Möglichkeit dort zur Thatſache geworden. Gleichzeitig war dieſe Republik eine Bedrohung des zuſammengeſtückelten Deutſchlands, wenn die Erinnerungen der großen Revolution Macht gewannen. Zunächſt ſchwang zwar der Dichter Lamartine noch die Friedenspalme. Doch es galt einen feſten Zuſammenſchluß des deutſchen Volkes, und wir im äußerſten Nordoſten, die wir nicht einmal dem deutſchen Bunde angehörten, fühlten das ebenſo lebhaft wie die zunächſt bedrohten Rheingebiete. Die Regierung that inzwiſchen einen zaghaften Schritt vorwärts; der König verſprach beim Schluß der Ausſchußſitzungen von jetzt ab auch dem Vereinigten Landtag eine periodiſche Wiederkehr; doch das rührte Niemand mehr, das waren ganz vorſündfluthliche Fragen, die Geſchichte hatte in-

zwiſchen einen Rieſenſprung gemacht, und auf einen Saltomortale mehr oder weniger kam es jetzt nicht an. Ueberall Kampf und Leben und erhitzte Debatten. Das Theater ſiechte dahin, Woltersdorff ſeufzte und ließ es gern geſchehen, daß von der Bühne herab die erwähnten Mittheilungen und Pronunciamentos ſtattfanden, mit denen er perſönlich nicht im Geringſten ſympathiſirte; doch der Kunſttempel hätte ja ſeine Pforten ſchließen müſſen, wenn die Bühne ohne jede Berührung mit den Tagesereigniſſen geblieben wäre. Und wie hätte ſich die Städtiſche Reſſource der Politik länger verſchließen können, die wie die Zugluft durch alle offenen Fenſter und Thüren eindrang?

Die Conditoreien und Kaffeehäuſer erfreuen ſich in Königsberg eines großen Rufes. Die Pregelſtadt iſt ja die berühmte Stadt des Marcipans, des panis Marci; aber auch ſonſt iſt ein Kaffeehaus in den eiskalten Tagen des nordiſchen Winters ein willkommenes Aſyl. Eine Rolle in der politiſchen Bewegung jener Zeit ſpielte das Siegelſche Kaffeehaus in der Franzöſiſchen Straße. Der Wirth, ein Schweizer, war nicht nur ſehr liebenswürdig und entgegenkommend; er beſaß auch das Geheimniß, einen Moccatrank zu bereiten, der wie der ſtets begeiſterte Alexander Jung in ſeiner Schrift über Königsberg und die Königsberger ſagt, „die Kennerſchaft des Fürſten Pückler und des Großſultans in Konſtantinopel um etwas überraſchen würde.“ Das Siegelſche Lokal war der Verſammlungsort der politiſchen und literariſchen Größen Königsbergs und ihrer Anhänger. Seine Räume waren nur beſcheiden; das Hinterzimmer im Erdgeſchoß war der politiſche Schmollwinkel, wo zu allen Tageszeiten die Oppoſition bei Kaffee, Bouillon, Thee und Punſch ihre Kriegserklärungen erließ. Als Student ſowohl wie als Dramaturg und auch bei meinem ſpäteren Aufenthalt in der Stadt der reinen Vernunft war ich dort heimiſch und konnte meine Studien über die Charakterköpfe machen, die ſich dort zur Schau ſtellten. Es war eine reine Blumenuhr der Politik — wenn die einen fortgingen, kamen die andern, und es war

eine recht mannigfaltige Flora, die ihre Blüthen schloß und öffnete. Bisweilen erschien Johann Jacoby auf einige Augenblicke, wenn er in seinem Doktorwagen vorüber zu den Patienten fuhr; er war wortkarg wie immer, doch konnte er in aller Eile dieses oder jenes Orakel verkünden; er war ja der Mann des Orakels und Königsberg hatte ihm den Dreifuß untergeschoben. Dann trat Walesrode ein mit seinem prunkenden Mantelfutter und seinem behäbigen Humor. Doch er beherrschte nicht ein Witzfunken sprühendes Gespräch, er brauchte die Feder als Leiter für das elektrische Fluidum seines Esprit. Bisweilen sprach auch der Philosoph Karl Rosenkranz hier ein und blätterte die Zeitungen durch, machte dabei aus seinen Ansichten und Anschauungen kein Hehl, wenn er darnach befragt wurde, immer freundlich und entgegenkommend, aber auch geistvoll beredt im Gespräch, oder Alexander Jung trat ein, der hochgewachsene Idealist, der etwas Weltfremdes in seinem ganzen Wesen hatte und die Dinge dieser Welt aus einem Gesichtswinkel ansah, der an die Anschauungsweise des Spinoza sub specie aeterni erinnerte. Wie seine wenig bekannten, oft tiefsinnigen Werke beweisen, konnte er, wie einst Hamann, für einen Magus aus dem Norden gelten, nur in moderner Wiedergeburt. Auch den jungen Arzt Falkson sah man bisweilen hier, einen gewandten Publicisten, der seinerzeit ein schwunghaftes Huldigungslied gedichtet hatte und später zur eifrigen Opposition gehörte. Doch unter den Klubbisten des „Hinteren Zimmers" gab es noch andere geistreiche Männer, welche dort das Wort führten. Zu den Hauptsprechern gehörte der berühmte Chirurg Professor Burow, der nicht bloß das Messer meisterlich handhabte, sondern auch als Politiker eine gute Klinge führte und auch als Stammgast im Theater, wo er meist seinen Platz im Orchester inne hatte, unverkäufliche Handfertigkeit zeigte, besonders wenn es eine hübsche Soubrette zu applaudiren galt. Er war frisch und lebendig und besorgte die Kritik der Leitartikel in den Zeitungen scharf und schlagend, sowie er seine Freude an den

humoriſtiſchen Ergüſſen Walesrodes und anderer in den Blättern ſtets aufs lebhafteſte äußerte und die zündenden Stellen wiederholt vorzuleſen pflegte. Wer aber philoſophiren wollte, der mochte ſich zu dem Schornſteinfegermeiſter Sydow ans Fenſter ſetzen, eine Priſe aus ſeiner Doſe nehmen und ſich über die Kantſche Philoſophie, die er ſehr genau kannte, mit ihm unterhalten, wie er denn auch eine ausgewählte Bibliothek beſaß. Eine Zeitlang erſchien auch ein junger Officier in dieſem Kreiſe. Im Jahre 1843 war Königsberg zur Feſtung erhoben worden; es wurde in den nächſten Jahren fleißig an dem Hauptwall und den einzelnen Forts gebaut. Der Officier gehörte dem Geniecorps an; er war mit der Leitung dieſer Feſtungsarbeiten betraut, und ich begleitete ihn oft auf die Wälle. Sein Name war Rüſtow, und er ſollte ſpäter noch oft die Zeitungen beſchäftigen, wie er denn auch als Militärſchriftſteller eine hervorragende Stelle einnimmt. Er war radical in ſeinen Geſinnungen und gehörte auch unter den Kaffeetrinkern im Kaffee Siegel zum linken Flügel. Dabei war er nichts weniger als ein ſchnauzbärtiger Bramarbas und hatte keine Ader eines miles gloriosus. Er kannegießerte nicht mit einer Renommage, die mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug; er ſprach ſeine Meinung ſanft, aber ſehr beſtimmt aus. Seine Züge hatten überhaupt etwas Sanftes; aber wenn man hinſah, bemerkte man doch eine ſtahlharte Feſtigkeit: er gehörte zu den ſtillen Fanatikern. Ich habe ſeine Lebensſchickſale ſpäter aufmerkſam verfolgt; ſtatt Feſtungsbaumeiſter wurde er nicht lange darauf Feſtungsgefangener, floh nach einem ſtrengen Urtheil nach der Schweiz, wo er raſch eine glänzende Laufbahn machte, dank ſeinen ausgezeichneten militäriſchen Kenntniſſen. Schon 1857 war er Major im Genieſtabe. Später trat er als Obriſt in die Armee Garibaldis, betheiligte ſich an den Kämpfen in Süditalien, beſonders an den Schlachten von Capua und am Volturno, wo er die Reſerven zum letzten entſcheidenden Kampf und zum Siege führte. Er lebte dann als Obriſt in der Schweiz, war mit Laſſalle eng

befreundet und deſſen Cartellträger im Kampf um die ſchöne Helene von Dönniges, bei dem der ſocialiſtiſche Agitator durch die Kugel des Rumänen Racowitza fiel. Dieſe Vorgänge erweckten in mir den innigſten Antheil; war ich doch mit Laſſalle in meiner Jugend befreundet geweſen und auch mit Rüſtow längere Zeit hindurch täglich zuſammengekommen. Auch daß ſich im Jahre 1878 Rüſtow in Zürich ſelbſt das Leben nahm, berührte mich ſchmerzlich. Daß Männer von Geiſt aus dem Leben ſcheiden müſſen aus Mangel an Anerkennung, während geiſtloſe Leute in Amt und Würden ungezählt glänzen, iſt immer bedauerlich. Die Enttäuſchung, welche Rüſtow erlebte, als der neubegründete Lehrſtuhl der Militärwiſſenſchaften am Schweizer Polytechnikum, auf den er ſicher gerechnet, einem Anderen übertragen wurde, hat neben den geringeren Erfolgen ſeiner letzten ſchriftſtelleriſchen Werke und daraus erwachſener financieller Bedrängniß ihn zum Selbſtmord getrieben.

Nach der Februarrevolution war die Stimmung überall eine erhöhte, und auch die politiſche Debatte ſchlug oft ſtürmiſche Wellen. Als nun gar die Nachrichten von Wien über den faſt unblutigen Sturz Metternichs und ſeines Syſtems einliefen, da befand ſich Königsberg, das damalige faſt durchweg liberale Königsberg, in einem Rauſch; ich beſinne mich, daß ſelbſt Officiere, als die unglaubwürdigen Wiener Meldungen ſich beſtätigten, in größter Befremdung doch anfingen, an eine neue Aera zu glauben. Jetzt fanden ſich bei Siegel auch zahlreiche Rittergutsbeſitzer ein, um die wichtigen Nachrichten aus der erſten Quelle zu ſchöpfen; ſie theilten in ihrer großen Mehrheit den Standpunkt der Auerswald und Saucken-Tarputſchen und ihre Sympathien gehörten der freiheitlichen Bewegung, die endlich Preußen die längſtverheißenen, längſterſehnten Reichsſtände erobern müſſe. Bald kamen auch Nachrichten von Unruhen in Berlin, von blutigen Conflicten zwiſchen dem Militär und den Bürgern, von ſtürmiſchen Volksverſammlungen; Königsberg, wenngleich weit entfernt von den Infectionsherden in Paris und

Berlin wurde ebenfalls unruhig nach dem bisher noch nicht ergründeten Gesetz der Ansteckungskraft politischer Aufregungen und mußte seinen kleinen Krawall haben. Volksansammlungen bildeten sich, besonders vor dem Polizeigebäude in der Junkerstraße, und die Küraſſiere sprengten durch die Straßen, die sie mit blanken Säbeln säuberten. Der Skandal lag eben in der Luft, und man hat nie erfahren, von wem oder wodurch diese zwecklosen Straßenaufläufe veranlaßt worden waren.

Da kam die Kunde von der Märzrevolution in Berlin, von den Zugeständnissen des Königs. Bald darauf diejenige von dem Umritt mit der deutschen Fahne — wir beklagten, daß es zum blutigen Straßenkampf gekommen war, aber doch war es uns zu Muthe wie bei einem Sonnenaufgang: das blutrothe Frühlicht schwand ja bald, dann war dem freien Preußen, dem einigen Deutschland ein heller Tag beschieden! Unbeschreiblich war die Aufregung jener Tage; man hatte das Gefühl einer vollständigen Wiedergeburt, wie die alten Aegypter, wenn der leuchtende Sirius ein neues Weltjahr begann. Wer an diese Zeit nur zurückdenkt als an eine trübe Epoche des Umsturzes, der Anarchie, der Straßenkämpfe, der hat die Stimmung nicht begriffen, welche damals die Gemüther beherrschte und mit Begeisterung und Rührung erfüllte, und auch die Historiker, welche vom Standpunkte einer verspäteten Reflexion die Chronik jener Tage schreiben, geben nur eine irrige und verfälschte Darstellung derselben, indem sie über den Krämpfen und Zuckungen dieser Geburtswehen die schöpferische Lebenskraft, die in ihnen zu Tage trat, hervorzuheben versäumen.

Es wird unbegreiflich, ja fast komisch erscheinen, wenn ich hier mittheile, daß der erste Polizeibeamte, der mir am Morgen eines jener Tage nach der Märzrevolution begegnete, mich fast zu Thränen rührte. Das ist mir später freilich niemals passirt, und es gehört durchaus nicht zu den Zwecken der Polizei, Rührung zu erwecken. Doch das hatte damals seine eigene Bewandtniß. Der Beamte trug neben der schwarz-weißen Ko-

farbe an seiner Mütze auch die schwarz-roth-goldene! Schlagender konnte die Umwälzung aller politischen Verhältnisse nicht dargethan werden. Diese von der Polizei stets verfolgten deutschen Farben, um derentwillen die Burschenschaft jahrelang in Acht und Bann gethan worden und im Kerker gesessen, prangten jetzt in friedlicher Eintracht nebeneinander an der Mütze des Polizisten. Und auch am Polizeigebäude wehte neben der schwarz-weißen die schwarz-roth-goldene Fahne. Das war ja die ersehnte neue Zeit, das war Preußen und Deutschland vereinigt unter einem neuen Stern, und diesem Deutschland gehörten auch wir am baltischen Gestade an!

Mit Spannung lauschten wir auf jede Nachricht von Berlin, die halbe Bevölkerung von Königsberg wogte auf den Straßen, überall Zusammenkünfte, in den Kaffees, in den Restaurants in und bei Königsberg, allenthalben politische Debatten, politische Lieder! Und an Kühnheiten fehlte es nicht! Kein Staatsanwalt, kein Polizeibeamter hatte damals Muße und Luft, nach Verstößen gegen die Paragraphen der Gesetze sich umzusehen. Der Wind in den obersten Regionen hatte sich ja vollkommen gedreht, und Niemand wußte, von welcher Seite der Windrose er am nächsten Tage kommen würde.

In jenen Frühlingstagen, in welche zunächst die Einberufung des Vereinigten Landtags, dann die Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung und gegen Ende Mai die Eröffnung derselben, sowie die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main fielen, beherrschte die Politik alle Kreise. Die Gelehrten traten aus ihrer vornehmen Reserve heraus; ein Geheimer Rath und Professor der Staatswissenschaften, derselbe, der einmal dem Scherbengericht der Studentenschaft verfallen war, veranstaltete freie Versammlungen, politische Conventikel und Sprechstunden, wo über allerlei Fragen debattirt wurde. Auch ich war öfters zugegen und betheiligte mich lebhaft an der Debatte. Es war von allgemeinen direkten Urwahlen die Rede, für welche ich einzutreten den Muth

hatte. Achselzuckend und mit überlegenem Lächeln wies der Gelehrte diese kühnen Phantasien zurück, indem er behauptete, daß solche Wahlen für alle größeren Staaten ins Bereich der Unmöglichkeit gehörten. Diese Behauptung muß ich hier festnageln als ein Probestück deutscher Professorenweisheit, der bei allem Reichthum an Kenntnissen und Einsichten, bei aller Unfehlbarkeit, doch gänzlich die prophetische Ader fehlt. Wie rasch wurde jene mit großer Ueberlegenheit ausgesprochene Ueberzeugung durch geschichtliche Thatsachen in den zwei großen Culturstaaten Frankreich und Deutschland ad absurdum geführt.

Auch in den untersten Volksschichten regte es sich; doch das war damals ein noch gänzlich unbeackerter Boden, auf dem nur allerlei Unkraut in Blüthe stand. Eine Versammlung der Königsberger Sackträger wurde von den politischen Rednern haranguirt, doch fehlte den baltischen Kulis noch jedes Verständniß für Politik, und was ihre eigenen Interessen betraf, so begnügten sie sich mit einigen primitiven Andeutungen, denn die Zunge war dem vierten Stande in Deutschland damals noch nicht gelöst. Es machte einen fast komischen Eindruck, wenn man sah, wie sich die Redner auf der kleinen kanzelartigen Tribüne abarbeiteten und bloß in die Luft sprachen, denn die Masse drunten blieb dumpf und stumpf, und nur die von ihr ausgehenden Fuselgerüche schienen darauf hinzuweisen, daß sich ihr politisches Programm in zwei Worte zusammendrängen läßt, in die Worte: „mehr Schnaps.“ Doch die höheren Finanzkreise der Pregelstadt, zu denen auch Direktor Woltersdorff gehörte, mit den Ausschreitungen der politischen Radikalen nicht einverstanden, waren doch weit mehr beunruhigt durch die Proletarierversammlung. Was sollte aus der Lastadie und ihren Speichern werden, wenn die Lastträger anfingen, aufsässig zu werden? Man hatte die Witterung künftigen Unfalls, den Instinkt, der vor einer etwaigen Bewegung dieser „rudis indigestaque moles“ eine begründete Scheu hegte.

Das Bürgerthum aber konnte jetzt wieder im Altstädtischen

Gemeindegarten Zusammenkünfte halten, bei denen die Politik nicht wie früher ausgeschlossen war, sondern in ihrem Fahrwasser der freieste, stürmische Wogenschlag gestattet war. Eine der wichtigsten Errungenschaften der Märzrevolution war die Bürgerwehr, sie wurde auch in Königsberg eingeführt und für ihre Bataillone Befehlshaber gesucht. Meine militärische Laufbahn war durch einen Armbruch unterbrochen worden; man hatte mich zu den Halbinvaliden gewiesen, und ich habe nie mehr in meinem Leben eine Uniform getragen. Doch das errungene Qualifikationszeugniß zum Landwehrlieutenant verbreitete um mich ein militärisches Glanzlicht, und da ich sonst als einer der rüstigsten Schwimmer von der Zeitströmung getragen wurde und sie in Liedern verherrlicht hatte, so gab man mir zur Leier das Schwert, und meiner Führung wurde ein Bataillon der altstädtischen Bürgerwehr anvertraut. Neben mir kommandirte ein anderes ein älterer pensionirter Stabsofficier, dem ich als ebenbürtig zur Seite gestellt wurde.

Natürlich war ein Theil der Bürgerwehr mit der Wahl eines so jungen Kommandeurs nicht einverstanden. Da gab es ja eine Menge älterer, zum Theil höherer Beamter, die meinem Kommando unterstellt waren, und ich war auf den guten Willen meiner Untergebenen angewiesen; denn ich hatte ja keine gesetzlich geregelte Disciplinargewalt, und von einem Bürgerwehrstrafgesetzbuch war gar nicht die Rede. Man wollte meine Stellung erschüttern; es kam zu einer neuen Abstimmung; aber die Altstadt war für mich, ich siegte mit imposanter Mehrheit.

Von einer Uniformirung der Bürgerwehr war nicht die Rede; Fahnen wurden ihr genug gestickt und bei dem Spielzeughändler Hering am Altstädtischen Kirchenplatz, der auch zu den Kommandeuren gehörte, wurde ein Prachtstück abgeholt, das die liebenswürdigen Töchter gestickt hatten. Auch mit der Bewaffnung haperte es, noch war alles chaotisch und provisorisch. Ich selbst hatte keinerlei Abzeichen meines militärischen Rangs. Da ließ ich mir wenigstens bei dem Posamentier, bei

dem ich wohnte, einen weitleuchtenden, ſchwarz-roth-goldenen Gurt arbeiten und entlehnte der Theatergarderobe einen ſtattlichen Säbel bis auf Weiteres, und ſo kommandirte ich auf dem Schloßhof die Evolutionen eines Bataillons, indem ich mich auf allgemeine Leiſtungen, Gewehrgriffe, Deployirung, Abbrechen in Rotten und Marſchübungen beſchränkte. Das ging alles ganz gut, es waren meiſtens gediente Soldaten dabei, und was mir an höherem Verſtändniß des Exercirreglements fehlte, das erſetzte ich durch die Kraft meines Organs, welches den ganzen Platz beherrſchte.

Von kriegeriſchen Leiſtungen weiß ich nichts zu erzählen: wir wurden bisweilen in die Vorſtadt oder ſonſtwohin kommandirt. Das Volk ſollte dort unruhig geworden ſein. Ich ſah nur, daß wir ſelbſt durch unſer Erſcheinen eine große Unruhe hervorriefen, denn die Proletarier und die Gaſſenjungen wollten von der Bürgerwehr nichts wiſſen; ſie pfiffen uns aus, und auch an einzelnen Steinwürfen fehlte es nicht. Die Leute hielten uns für überflüſſig, und wir kamen auch allmählich zu derſelben Ueberzeugung, noch ehe in Berlin die preußiſche Nationalgarde in den Ruheſtand verſetzt worden war.

Dieſe militäriſchen Spaziergänge waren wenig befriedigend für ehrgeizige Gemüther; da eröffneten die Wahlen zum Frankfurter Parlament doch den Blick auf eine Aera politiſcher Thaten von großer Tragweite. Es waren indirekte Wahlen; zuerſt wurden die Wahlmänner gewählt und von dieſen die Abgeordneten. Ich gehörte zu den Wahlmännern und ihnen ſollte es vorbehalten bleiben, dem Frankfurter Parlament einen Präſidenten zu geben. Simſon wurde gewählt. Ich muß indeß bekennen, daß ich mich ſchnöden Undanks gegen meinen früheren Gönner und Dekan ſchuldig gemacht, indem ich nicht ihm meine Stimme gab, ſondern Johann Jacoby. In Geldſachen hört die Gemüthlichkeit auf, ſagt ein bekanntes Wort, doch noch mehr gilt dies von der Politik. Simſon galt für liberal, doch er war als politiſcher Mann noch nicht in die Oeffentlichkeit getreten.

Die ganze Zeitbewegung drängte mehr nach links — ein Professor und Staatsbeamter schien uns der Unabhängigkeit zu entbehren, die jetzt eine unerläßliche Bedingung für einen Volksvertreter war. So kam es auch, daß in einer Vorversammlung der ziemlich vollzählig erschienenen Wähler bei der vorläufigen Abstimmung Jacoby eine so überwiegende Mehrheit von Stimmen erhielt, daß die Candidatur Simsons gar nicht in Betracht zu kommen schien. Am nächsten Tage fand nun die entscheidende Wahl selbst statt, und nun begab sich das Wunderbare, daß sich das Blatt gänzlich gewandt hatte und daß Simson mit sehr großer Mehrheit gewählt wurde. Wodurch den Wahlmännern über Nacht plötzlich diese Erleuchtung gekommen war, blieb uns, den Unerleuchteten, ein vollständiges Räthsel; ein zweiter, ähnlicher Fall wird sich wohl kaum jemals in der Geschichte der politischen Wahlen zugetragen haben. Die Zeit war doch für einen so gänzlichen Umschlag sehr kärglich zugemessen. Simson, der Erwählte Königsbergs, erhob sich, um mit seinem prächtigen sonoren Organ und der akademischen Würde, welche die Toga in imposante Falten zu werfen verstand, einige Worte des Dankes auszusprechen, die in dem schwunghaft vorgetragenen Citat aus Schillers „Wilhelm Tell“ gipfelten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Das war die Würde, das war die Stimme des Präsidenten, der eine große Versammlung beherrschte — und aus dem Kneiphöfschen Junkerhof, wo die Wahl stattfand, ging der Präsident des Frankfurter Parlaments und des Norddeutschen Reichstags hervor, der zweimal die deutsche Kaiserkrone im Namen der Volksvertretung an die Könige von Preußen brachte, 1848 zu Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, 1871, nachdem sie

mit den Waffen erobert worden war, nach Verſailles zu König Wilhelm I.

Nach dem Schluß der Theaterſaiſon verließ ich Königsberg, um zu ſehen, wie es anderwärts in der Welt ausſah und für meine Stücke an auswärtigen Bühnen zu wirken. Beſonders zog es mich nach Hamburg, wo Baiſon, der Direktor des Stadttheaters und der Darſteller meines Byron, weilte, der in allen ſeinen Briefen mir die wärmſten Sympathien und eine faſt begeiſterte Anerkennung entgegenbrachte.

VII.

Auf meiner Reiſe nach Berlin, im Sommer des verheißungsvollen Jahres 1848, begleitete mich mein Freund und Genoſſe Hirſemenzel. Er hatte als Vertreter der Breslauer Corps in einer entſprechenden Galaequipage meinem Comitat beigewohnt, war ſpäter Referendar in Königsberg geworden und damals gerade an das Kammergericht in Berlin verſetzt. Ein Freund der Muſen, ſelbſt als Lyriker nicht ohne Talent, war er ſtets zu luſtigen Streichen aufgelegt, an denen er ſich ohne alle Renommage im Stillen ergötzte. In Elbing machten wir Zwiſchenſtation; das Schauſpiel dort war ja eine Woltersdorffſche Filiale und gerade im vollen Gang. Es wurde an dieſem Abend ein Birch-Pfeifferſches Stück gegeben, und wir beſchloſſen, mindeſtens ein bis zwei Acte davon mitanzuſehen, ehe wir uns wieder in die Poſtkutſche ſetzten. Hirſemenzel aber änderte ſeinen Entſchluß bald dahin ab, daß er nicht bloß müßiger Zuſchauer ſein, ſondern bei der Aufführung mitwirken wollte. Dieſen für einen Kammergerichtsreferendar verwegenen Gedanken führte er wirklich aus; er begab ſich zum Oberregiſſeur und erlangte von ihm die Bewilligung, daß er einen Stallknecht, der im erſten Act mit zwei Eimern auf die Bühne kommt, ſpielen durfte. Es geſchah — ſein

Stallknecht war ein dem Leben abgelauschtes Genrebild. Zu sagen hatte er nicht viel, aber er wirkte durch seine Maske, seine Erscheinung. Die vortreffliche Maske hatte aber eine Schattenseite. Die Schminke ließ sich nicht so rasch beseitigen, wie nöthig war, um zur Fahrt zurechtzukommen, und als das Posthorn ertönte, blieb dem jungen Debütanten nur übrig, mit dem angeschminkten Stallknechtgesicht in die gelbe Chaise zu steigen. Die stille Gemeinde im Postkasten und im Kabriolet wurde indeß bald über die Heldenthat ihres Reisegefährten verständigt und hatte einen heiteren Gesprächsstoff, der noch vorhielt, als die endlose Tuchelsche Haide die Gemüther in melancholische Stimmung versetzte.

In Berlin fand ich alles gründlich verändert. Berlin ohne Soldaten — es war für mich, der ich doch selbst dem „herrlichen Kriegsheer" angehört hatte, ein nicht auszudenkender Gedanke. Wo waren die stolzen, strammen Gardisten geblieben, die meiner Eitelkeit so willkommene Nahrung gaben, wenn sie beim Anblick meiner Treffen automatisch an die Mütze griffen? Die Märzrevolution hatte Alle hinweggefegt; jetzt aber kämpften sie meistens tapfer in Schleswig-Holstein. Mich faßte ein horror vacui an, trotzdem, daß sich oft eine bewegte Volksmenge in den Straßen drängte; es fehlte das bunte Kolorit des Soldatenthums, und die Bürgerwehr gab keinen Ersatz dafür. Die Gemüther waren noch sehr erregt, Ausschreitungen, wie der Zeughaussturm, kurz vorher vorausgegangen. Es war die Zeit der Volksversammlungen, und Volksredner traten überall auf; besonders vor den Zelten versammelte sich eine dichte Menschenmenge, und man sah darüber auf irgend einer improvisirten Tribüne den Kopf und die gestikulirenden Arme eines begeisterten Agitators. Wer damals in die Zeitungen kommen wollte, der mußte eine gute Lunge haben, und da die Politik Alles in Anspruch nahm, waren auf anderen Gebieten jetzt keine Lorbeeren zu pflücken; jene aber wuchsen nur auf der Straße für Alle, die nicht in der Nationalversammlung tagten. So sprachen auch Männer wie Karl Gutzkow, der, ein fein ge-

bildeter Kopf und in seinem ganzen Wesen ein echter Stubengelehrter, durchaus nicht das Zeug zu einem Volksmann hatte. Daß man ein bedeutender Schriftsteller sein kann, ohne auch nur die geringsten rednerischen und parlamentarischen Talente zu besitzen, das hat viel später Gustav Freytag im Norddeutschen Reichstag bewiesen. Gutzkow und die Anderen, soviel ich mich besinne, auch Berthold Auerbach, mochten bei ihren Deklamationen im Thiergarten vielleicht an Camille-Desmoulins denken, der von einem Tisch im Garten des Palais Royal herab als begeisterter Herold der französischen Revolution die Massen elektrisirte! Doch die Zeiten waren anders — irgend welche Initiative lag damals nicht mehr in der Luft; wenn irgendwo, so war sie mehr in Frankfurt als in Berlin zu suchen und die Schriftsteller, die nach dem politischen Lorbeer strebten, betrachteten ihre politische Thätigkeit nur als eine Art von Zwischenmusik und setzten nicht ihre ganze Persönlichkeit dabei ein, wie etwas später Ferdinand Lassalle, der von Kopf zu Fuß ein Agitator, daneben aber auch hervorragender Gelehrter war.

Daß man mit einigen Schlagwörtern und einem Stentororgan eine große Wirkung erzielen kann: das bewies damals Held, der vom Kreuzberg herab seine revolutionären Bergpredigten vor einer zahlreich versammelten Gemeinde hielt. Ich habe ihn dort sprechen hören; er war der gefeiertste Volksredner jener Tage, und in der That hatte sein imposantes Organ eine Grundgewalt, die eine vielhundertköpfige Menge zu bannen verstand. Und imposant wie seine Stimme war auch sein rother Bart — und wenn er da oben stand und „mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos“ herabblickte, da glaubte man einen Demagogen zu sehen, dessen Namen Klio's Griffel in ihre Bücher einzeichnen würde. Und wie Spreu ist dieser kurze Tagesruhm verweht und als Residuum, nachdem die revolutionären Prozesse ausgebrannt, blieb nur der erfolglose Journalist übrig.

In den Restaurants am Kreuzberg ging's nach den pomp-

haften Festreden, die eine feierliche Stille verlangten, desto stürmischer zu; da wurden kurze improvisirte Reden gehalten, und es gab da allerlei kleine Klubs mit kleinen Machthabern, die das große Wort führten. Mir ist besonders ein Assessor erinnerlich, der wohl keine Vollmachten in der Tasche hatte, aber eine sehr herrische Miene annahm und mich, als ich ihm vorgestellt wurde, nach Königsberg fragte und zur Rede setzte, daß dort nichts für die Sache der Freiheit geschah. Ich gehörte keiner geschlossenen Partei, keiner Fraktion, keiner Clique an, und mich erbitterte die Anmaßung der Winkelagitatoren.

Seit dem 22. Mai tagte in Berlin die konstituirende Versammlung: da war ein gesetzlicher Boden gegeben für die Wenigen, die in der Politik eine Rolle spielen wollten und konnten. Graf Reichenbach war Abgeordneter, ebenso ein anderer mir bekannter Schlesier Dr. Stein, der durch seinen Antrag, das Officiercorps müsse von den reaktionären Bestrebungen ferngehalten werden, sich einen Namen gemacht hat. Stein war früher Lehrer gewesen, in späteren Jahren Redakteur der Breslauer Zeitung. Er war ein kleiner Herr, der neben Reichenbach's imposanter Figur verschwand. Doch er wußte recht sachlich zu sprechen, mit einer gemüthlichen Tonfärbung, die seinen radikalen Gesinnungen nicht Eintrag that. Reichenbach war ein feuriger und in staatswissenschaftlichen Dingen sehr sachkundiger Redner. König Friedrich Wilhelm IV. interessirte sich für ihn und bedauerte nur, ihn nicht zum Minister machen zu können, weil er auf der äußersten Linken saß; sonst hätte seine angesehene Familie, seine gesellschaftliche Stellung, da er in Schlesien hohe Vertrauensposten bekleidete, seine Persönlichkeit und sein politischer Eifer ihn vor Allen dazu befähigt. In gesellschaftlicher Hinsicht war er kein schroffer Parteimann und vertrug sich sehr gut mit Andersdenkenden. Das galt auch von einem Parteimann aus dem entgegengesetzten Lager, der sich zuweilen beim Stammtisch der Linken einfand. Es war ebenfalls ein junger hochgewachsener Herr, der im Vereinigten Landtag

bereits Proben einer Energie gegeben hatte, welche den Gegner rücksichtslos zu Boden schmetterte. Jetzt war er nicht Abgeordneter, aber ein eifriger, politischer Agitator, Mitbegründer der Kreuzzeitung, in geharnischten Broschüren die revolutionäre Bewegung bekämpfend. Es war der Rittergutsbesitzer Otto von Bismarck auf Schönhausen, Deichgraf seines Zeichens und nur als Stellvertreter eines gewählten Abgeordneten bei dessen Erkrankung in den Vereinigten Landtag gekommen. Doch seine Conservativen langweilten ihn bisweilen; er fand mehr geistige Beweglichkeit, mehr Leben und Feuer bei den Männern der Linken, und so erschien er denn gelegentlich einmal bei ihrer Tafelrunde, um bei einem Glase Wein eine Lanze mit ihnen zu brechen, deren Splitter nicht gleich in alle Zeitungen flogen.

Die Stimmung in diesen Kreisen war indeß keine sehr gehobene; für die politische Lyrik herrschte, wie ich mich überzeugen konnte, nicht das geringste Interesse mehr, der Muth der Initiative war erloschen. Die Zustände erschienen unhaltbar, und man wußte nicht, was an ihre Stelle treten würde. Manche sahen schon im ahnungsvollen Geiste die gerade in Schleswig kämpfenden Garden als Sieger zurückkehren, und wie sich dies auch später begab, in weitem Umkreis Berlin umlagern und mit der Gewalt der Bajonette die Versammlung der protestirenden Volksvertreter auseinandersprengen. Papa Wrangel warf seinen Schatten voraus. Hierzu kam, daß die Berliner Versammlung durch die Frankfurter sehr in Schatten gedrängt wurde, und daß die Würfel der großen, politischen Entscheidungen mehr am Main als an der Spree zu fallen schienen. Mit den redneriſchen Talenten der Frankfurter Nationalversammlung, in welcher auch mein Freund Wilhelm Jordan saß, der auf einmal den Politiker in sich entdeckt hatte und den Astronomen, Naturforscher und Philosophen an den Nagel hing, konnten die Redner der Berliner Versammlung sich nicht messen.

Ich wohnte bisweilen den Parteiversammlungen der Linken bei. Da traf ich auch den Helden meiner literarischen Essays —

Arnold Ruge, den ich schon früher in Breslau kennen gelernt hatte. Er war in die Frankfurter Versammlung gewählt worden, hatte dort die äußerste Linke begründet, war aber nach Berlin herübergekommen, um der Partei hier sein Organ „Die Reform", das in Leipzig erschien, zur Verfügung zu stellen. Ruge, ein früherer Burschenschafter, der wie Fritz Reuter lange auf der Festung gesessen hatte, sympathisch in Wesen und Erscheinung, behaglich und kräftig in seinem Auftreten, war nichts weniger als eigennütziger Streber; er brachte der Partei große finanzielle Opfer, denn seine Zeitung wurde von ihr nicht genügend unterstützt. Um solche Unterstützung drehten sich zum Theil die Verhandlungen, denen ich beiwohnte. Wenn Ruge auch als praktischer Politiker keine Rolle gespielt hat, da er immerhin zu den deutschen „Ideologen" gehörte, so war doch seine philosophische Bildung ein nicht zu unterschätzendes Ferment der damaligen politischen Bewegung, die hier und dort in einem todten Phrasenwesen zu versanden drohte. Er war ein glänzender Kopf, ähnlich wie Lothar Bucher, der mir durch seine Klarheit und schlagkräftige Beweisführung auf der Tribüne sehr imponirt hat. Dieser war ein Gesinnungsgenosse Ruge's, gehörte das Jahr darauf zu den Steuerverweigerern und entzog sich politischer Verfolgung, indem er sich nach London begab. Zurückgekehrt wurde er lange Zeit Bismarck's rechte Hand und reich mit Aemtern und Titeln ausgestattet. Ihm hatte es wohl der alternde Ruge zu verdanken, daß, nachdem er sich mit dem neubegründeten deutschen Reiche ausgesöhnt, er eine Reichspension von 1000 Thalern erhielt. Jedenfalls hatte Ruge sein Vermögen aufopfernd für seine politischen Ideale hingegeben.

Außer in den politischen Kreisen, die ich damals unerquicklich fand, bewegte ich mich auch in der Theaterwelt. Es lag mir daran, meinen „Lord Byron" auf dem Berliner Hoftheater zur Aufführung zu bringen; ich machte dem damaligen General-Intendanten Theodor von Küstner meinen Besuch und wurde aufs Freundlichste empfangen. Küstner als früherer langjähriger

Privat-Direktor des Leipziger Theaters, wußte die Macht der Presse wohl zu würdigen und hatte auch vor den dramatischen Dichtern Respekt, in denen er nicht lästige Eindringlinge, sondern die wichtigsten Stützen des Theaters sah. Mit Feodor Wehl war er befreundet und hörte auf seine Rathschläge — oft sah man den jungen Schriftsteller mit seinen unverwüstlichen weißen Glaceehandschuhen, die mir später oft aus dem ersten Rang des Hamburger Stadttheaters herniederleuchteten, in der Intendantenloge sitzen. Herr von Küstner war nichts weniger als ein imposanter Machthaber der Bühne; er war im Gespräch gemüthlich und vertraulich und sprach mit einem unverfälschten sächsischen Dialekt; man glaubte, wenn er in seinem Intendanturbureau saß, mehr an der Pleiße als an der Spree zu sein. In Leipzig, Darmstadt und als Intendant des Münchener Hoftheaters hatte er sich reiche Bühnenkenntnisse erworben und sich als tüchtiger, praktischer Leiter bewährt. Die jungdeutschen Autoren Gutzkow, Laube und auch Freytag beherrschten während seiner 9jährigen Intendanzführung von 1842 bis 1851 die deutsche Bühne, er ließ sie auch in Berlin zur vollen Geltung kommen; doch er war stets ein guter Finanzmann gewesen, und seine Sehnsucht nach vollen Häusern befriedigte noch mehr als diese jungdeutschen Autoren Frau Birch-Pfeiffer, die damalige Berliner Bühnenmama, die ihre dichterischen Schwingen segnend über die Theaterhauptkasse des Schauspielhauses ausbreitete. Sie vor Allen erfreute sich der Tantièmen, welche eingeführt zu haben Küstner's unleugbares Verdienst ist. Frau Birch war damals das A und O der Berliner Hofbühne. Die Kritik setzte ihren Namen obenan auf das Sündenregister der Küstnerschen Bühnenleitung, und bei seinem Abgang hielt man es für eine Hauptaufgabe der neuen Intendanz, mit den Birch-Pfeifferiaden auf dem Repertoire des Hoftheaters aufzuräumen. Und da neue Besen gut kehren, so hatte es anfangs den Anschein, als würde die Muse der Frau Birch mit fliegenden Gewändern von der Bühne hinweggefegt werden. Und doch begab es sich, daß die Haupttreffer

der Frau Birch, „Die Waise von Lowood“ und „Die Grille“ erst in die Aera Hülsen fielen. So wenig hatte man mit der schöpferischen Kraft der Bühnenmama gerechnet, die den Wechsel der Intendanzen glorreich überlebte.

Ich selbst wurde von Feodor Wehl einmal bei ihr eingeführt; sie machte einen geistig frischen und behaglichen Eindruck, sie hatte nicht das Air der tintenkleckſenden Weiblichkeit, nichts blaustrümpfliches in ihrem Wesen; sie war mehr Schauspielerin als Schriftstellerin und sie hat für ihr Fach, für das Fach der gemüthlichen Mütter und Alten so dankbare Rollen geschrieben, daß man bisweilen glauben mochte, sie habe nur zur Feder gegriffen, um für ihre künstlerischen Erfolge auf der Bühne zu wirken. Freilich waren ihr die jungen Damen zu noch größerem Danke verpflichtet. Ich besinne mich, daß ich mich mit der dramatischen Stiefmutter, der Lorle und Fanchon lange über eine wissenschaftliche Frage gestritten, die damals in der Luft lag, ob die Monarchie oder die Republik für die Pflege der Künste die geeignetere Staatsform sei.

Herr Intendant Küstner verschanzte sich hinter seinem Lesecomité, sobald ich die Aufführung meines „Lord Byron“ in Frage brachte. Diesem Lesecomité gehörte vor allen Professor Rötscher an, bei dem ich schon aufs beste empfohlen war, indem die Kritik von Karl Rosenkranz über meine „Blinde von Alcara“ in seinen „Dramaturgischen Jahrbüchern“ zum Abdruck gekommen war. Rötscher war Oberlehrer in Bromberg gewesen und seit 1845 nach Berlin übergesiedelt, um hier ausschließlich seiner Lieblingswissenschaft, der Dramaturgie, leben zu können. Er hatte damals „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst“ in 5 Bänden und sein Hauptwerk „Die Kunst der dramatischen Darstellung“ veröffentlicht, eine höchst verdienstliche Arbeit. Sein Bestreben, die Schauspielkunst auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen, ist bisher ziemlich isolirt geblieben. Man schrie über Pedanterie, über die spanischen Stiefel, in welche das Talent hier eingeschnürt würde, und doch haben viele hervorragende

Darſteller die vortheilhafteſten Anregungen aus dieſem Werke geſchöpft. Und wenn es jetzt in Vergeſſenheit gerathen iſt, ſo zeugt dies nur von der Oberflächlichkeit und Handwerksmäßigkeit, die auf dem Gebiete der darſtellenden Kunſt überhand genommen hat. Das Buch war keineswegs ſchematiſch trocken oder ſpintiſirend, es war ein durchaus geiſtvolles Werk, kein Nürnberger Trichter für ſchauſpieleriſche Dreſſur, ſondern anknüpfend an die Hauptgeſtalten der Dichter mit ſachgemäßen und feinſinnigen Erläuterungen die ſchöpferiſche Kraft unterſtützend.

Profeſſor Rötſcher war damals im Theaterleben Berlins eine hervorragende Größe. Charakteriſtiſch für ſeine Phyſiognomie war eine ſehr ſpitzige Naſe, eine feinſpürige Hegelianernaſe mit der Witterung für das Abſolute; er hatte einen lehrhaften Ton, wenngleich er nichts weniger war als ein engherziger Magiſter. Jungen Talenten gab er Stunden, und es ſtellten ſich zu dieſem Zweck oft Künſtlerinnen bei ihm ein, die längſt die dramaturgiſchen Kinderſchuhe abgelegt hatten; doch man wetteiferte darin, ſich ſeine Protektion zu erwerben; denn er war auch als Kritiker höchſt einflußreich. Bisweilen, wenn ich ihn beſuchte, gerieth ich in ſeine Lektionen hinein; da empfing mich ſeine Gattin im Nebenzimmer, eine ſolide Hausfrau, welcher die theatraliſchen Exkurſe des Gatten keine ſonderliche Freude bereiteten. Wenn daneben die Monologe losknatterten oder Lehrer und Schülerin Liebesduette flöteten, ſo deutete ſie mit dem Finger auf die Zwiſchenwand, und ein gewiſſes mitleidiges Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. In der That, ſie ſchien für die Lektionen oder vielmehr für die Galanterien ihres Mannes nur Mitleid zu empfinden. Sie traute ihm keine Erfolge zu. Wer Hegel's ſämmtliche Werke im Kopfe hat, der mußte ein Laſſalle ſein, um Liebesleidenſchaft zu empfinden und bei anderen entzünden zu können. Doch Rötſcher war kein Laſſalle. Viel lieber ſah ſie es, wenn er auf dem Schachbrette von mir matt gemacht wurde; das gelang nicht immer, denn er war ein guter Schachſpieler. Seine Sympathien gewann ich indeß mit Hülfe der

elfenbeinernen Figuren, die auf den 64 Feldern hin- und herspazirten. Für meinen „Byron“ interessirte er sich lebhaft; dennoch gelang es mir nicht, die Aufführung des Stückes am Berliner Hoftheater durchzusetzen.

Noch einen guten Bekannten hatte ich in den Berliner Theaterkreisen. Feodor Wehl hatte mich bei Moritz Rott eingeführt, den Heldenspieler des Hoftheaters, der seit 1832 dort alle großen Rollen seines Fachs gespielt und auch die Krone der Raupachschen Hohenstaufen getragen hatte. Er war eine machtvolle Persönlichkeit, breitschultrig mit gewaltiger Lungenkraft, an imposante Gesten gewöhnt, die ihm auch bisweilen im gewöhnlichen Leben mitunterliefen. Seitdem Seydelmann in Berlin engagirt war, hatte Rott die tiefe Kränkung zu verwinden, daß die Kritik diesen als den ersten Schauspieler pries. Bekannt ist, daß Rott das Herweghsche Epigramm, welches besagte, daß Seydelmann nur der zweite Schauspieler in Berlin sei, auf sich bezog, indem er meinte, unter dem ersten Schauspieler habe Herwegh ihn selbst verstanden, obschon die Spitze des Epigramms ja höher hinauf gerichtet war. In der That Rott und Seydelmann waren Gegenpole der darstellenden Kunst; dieser scharf, geistreich bis in die feinste Detailmalerei, grüblerisch, doch genialer Improvisationen fähig; jener hatte Naturkraft, großen Styl, eine vollsaftige Darstellung ohne die bleiche Farbe der Reflexion; er war naturalistisch, wie Wilhelm Kunst, doch geläuterter als dieser. Rott hatte eine junge liebenswürdige Gattin, mit der sich angenehm plaudern ließ; nur das endlose Tarokspiel, an dem sich auch Feodor Wehl betheiligte, gehörte zu den Hausplagen bei den nachmittäglichen Kaffeestunden. Vor den 78 Blättern des Taroks mit dem Harlekin und den Reiterbildern, die den ganzen Tisch bedeckten, konnte man sich gar nicht retten. Später lag Frau Rott im Scheidungsproceß, doch wenn man sie einmal in ihrer Vereinsamung besuchte, traf man in der Regel dort — ihren Mann.

* * *

Es trieb mich nach Hamburg, wo ich die persönliche Bekanntschaft von Baison machen, den berühmten Künstler von Angesicht sehen wollte, der sich über meinen Lord Byron so günstig ausgesprochen und die Titelrolle im Hamburger Stadttheater mit Erfolg gespielt hatte. Wenn ich Baison's gedenke, beschleicht mich stets ein wehmüthiges Gefühl; ich werde an die Vergänglichkeit des Künstlerruhms erinnert, der dies Schicksal mit dem Ruhm der parlamentarischen Größen gemein hat, deren Namen den Zeitgenossen so geläufig sind. Doch da mag ein Parlamentarier soviele Reden gehalten haben, daß sie, auf einem unermeßlichen Papierstreifen aufgeschrieben, von der Erde bis zum Monde reichen würden — nach Jahren und Jahrzehnten bleibt auch der volksthümlichste Name nur für die Wissenden übrig, und andere Spätergeborene besinnen sich nur mühsam auf seine Bedeutung. Wer kennt heute noch Jean Baptiste Baison? Der Schwarm und Schwall der nachdrängenden Berühmtheiten hat seinen Namen verschlungen; denn daß diese Hochfluth niemals ebbt, dafür sorgen die Direktoren und Agenten, die von diesem Ruhme leben, und die Presse beschwört immer neue Unsterbliche herauf, nur der Welt zu zeigen, daß sie das Zauberwort besitzt, vor dem die Pforten des Ruhmestempels sich öffnen. Damals war Baison's Stern glänzend im Aufsteigen; er hatte an den ersten deutschen Bühnen Triumphe gefeiert und galt für den bedeutendsten Rivalen Emil Devrient's. Doch er starb schon, ehe er das vierzigste Jahr erreicht hatte; es muß den Künstlern mehr Zeit gelassen werden für ihren Ruhm zu sorgen. Eine von Jahr zu Jahr wachsende Summe von Erfolgen muß das Piedestal für ein monumentum aere perennius sein. Die Künstler und Künstlerinnen, welche auf Hintertreppen und Hühnersteigen zu den Bodenkammern der Tageskritiker emporklettern, denen oft als geistigen Nullen nur ihre Stellung an irgend einer Zeitung eine Ziffer vorgesetzt hat, vergessen ganz, daß diese Makulatur mit den am fettesten gedruckten Lobsprüchen ihnen keinen dauernden Ruhm verschaffen kann — nur wenn sie in den

Werken namhafter Schriftsteller eine Stelle gefunden, erlischt ihr Glanz nicht in der Theatergeschichte; man denke an die Berühmtheiten der Lessingschen Hamburgischen Dramaturgie, an Rötscher's Werk über Seydelmann.

Baison's Persönlichkeit war durchaus einnehmend: eine schlanke Gestalt, feine, geistreiche, ausdrucksvolle Züge, Feuer und Leben, bisweilen eine nervöse Gereiztheit und sorgenvolle Verdüsterung in seinem Wesen. Er war ja Direktor des Hamburger Stadttheaters, zusammen mit dem Tenoristen Wurda, einem großen, starken, wohlbeleibten Herrn von mehr phlegmatischer Gemüthsart. Da gab es Sorgen die Hülle und Fülle und Baison's Gattin, eine frühere Schauspielerin Sartorius, hatte ebenfalls eine erregbare Künstlernatur; sie war ehrgeizig und herrschsüchtig, so liebenswürdig sie auch als Hausfrau gegen die Freunde des Hauses sein mochte; sie war nicht darnach angethan, auf Baison's Rastlosigkeit beruhigend einzuwirken. Wie anregend Baison war, das beweist schon die Thatsache, daß Gutzkow viele seiner dramatischen Entwürfe mit ihm durchgesprochen hatte und ihm mannigfache Förderung bei der Ausführung derselben verdankte. Ich hatte kaum sein Haus betreten, als er mich in seine Absicht einweihte, ein Drama aus der Hamburger Geschichte auf die Bühne zu bringen, da er in den Chroniken einen geeigneten Stoff gefunden. Mich hatte er ausersehen, dies Drama zu dichten, wobei er mir mit seinen geschichtlichen Studien, die ich sofort aus den Chroniken ergänzte, und mit seinen theatralischen Erfahrungen an die Hand gehen wollte. Mich interessirte der Stoff sogleich. Hieronymus Snitger und sein Freund Jastram waren die Helden des Stückes, zwei Hamburger Volksmänner, welche sich aus Liebe zu ihrer Vaterstadt verleiten ließen, für ihre Reformbestrebungen sich den Dänen in die Arme zu werfen und dann als Vaterlandsverräther von dem Rathe hingerichtet wurden.

Der Stoff bot einen tragischen Conflict und trug in sich schon eine dramatische Gliederung; es war keine bloße Folge

von Ereigniſſen, wie ſie die Chronik der Archive aneinanderreiht; hierzu kam, daß er viele Anklänge an die politiſchen Bewegungen der Gegenwart ungeſucht darbot.

So blieb ich in Hamburg, um das Drama zu dichten, bezog ein einfaches Logis am Dammthorwall und war faſt täglicher Tiſchgaſt bei Baiſon. Vor Tiſch las ich die Scenen vor, die ich gedichtet; wir beſprachen den Fortgang der Handlung, die Scenenfolge, über die wir uns ſtets raſch einigten. Der phantaſiereiche Künſtler gab mir auch bisweilen ein neues Motiv an die Hand; die großen Wendepunkte der Handlung waren mir ja durch die Geſchichte gegeben. Tag und Nacht beſchäftigte mich der Snitger — ich ſchrieb alle Vormittage daran; die Hamburger Vormittage dehnten ſich ja bis 3 und 4 Uhr aus. Ich ſuchte ſonſt gar keine Bekanntſchaften zu machen, durchwanderte die Stadt und ließ beſonders die Eigenart der alten Stadttheile auf mich wirken, um für das Drama die geeignete lokale Stimmung zu gewinnen. Die Partien am Alſterbaſſin mit dem um das ſchöne Gewäſſer hin- und herfluthenden Weltverkehr, der Stintfang mit dem Blick auf den maſten- und wimpelreichen Hafen: das lenkte allerdings den Blick immer wieder ab von dem Durcheinander der Altſtadt, der Fleets, der Gaſſen und Gäßchen, den geſchichtlichen Marktplätzen mit ihren hochgiebeligen Häuſern in das neue Hamburg, das nach dem großen Brande von 1842 ſo glänzend wieder aufgebaut war.

Nach dem Verlauf von einigen Wochen war das Drama vollendet; Baiſon wollte den Hieronymus Snitger ſpielen und begeiſterte ſich für die Rolle und meine Verſe. Die Handlung des Dramas ſpielt im Jahre 1686. Fürſt Windiſchgrätz hatte in des Kaiſers Namen einen Receß durchgeſetzt, von dem ein großer Theil der Bürgerſchaft glaubte, daß die Abhängigkeit Hamburgs dadurch gefährdet werde. Der Rath, an deſſen Spitze der Bürgermeiſter Meurer, war gut kaiſerlich geſinnt, auch ſonſt ein Selbſtherrſcher, beſtrafte aufs ſtrengſte jede Auflehnung gegen ſeine Macht und ſeine Mitglieder. Da kommt

der lahme, der luſtige Dietrich Welten von der Folter, die er wegen ſolchen Frevels erduldet; er tritt zur Wache am Steinthor, wo die erſten Scenen ſpielen. Die Wache weigert ſich, dem Lüneburger Geſandten, der im Namen des Kaiſers und ſeines Herzogs mit den Hamburgern verhandelt hat, die ſchuldigen Ehren zu erweiſen und hat nichts für ihn als Spott und Hohn.

Jaſtram kommt dazu, deſſen böſe Zunge wohl bekannt iſt; er gibt dem Geſandten, der mit erbitterter Drohung ſcheidet, Grüße an ſeine Lüneburger Haide mit und verkündet den Bürgern, daß ein Ausſchuß von 30 Männern gewählt werden ſoll, um mit dem Fürſten zu verhandeln, er bittet ſelbſt für ſich um ihre Stimme:

„Von Kopf zu Fuß
Bin ich ein ganzer Mann aus einem Guſſe!
Ich bin der Bürger einer freien Stadt,
Und ihre Freiheit iſt mein Hab und Gut,
Mein Fleiſch und Bein, das Blut in meinen Adern
Und meines Herzens Schlag! So wie ich geh' und ſtehe
Bin ich ein freier Mann, nichts über mir
Als Gottes Himmel und den eignen Willen."

Er bittet vor allem, ſeinen Freund Snitger in den Ausſchuß der Dreißiger zu wählen:

„Seid überzeugt, daß wicht'ge Dinge gähren
Im Schoß der Zukunft! Bricht es los,
Es wird ein Schlag, von dem die Erde zittert.
Durch Hamburgs Lüfte fährt die wilde Jagd;
Wir ſind die Jäger, die das Hochwild jagen!"

Bald werden wir zu dem Helden des Stückes, dem Freund und Genoſſen Jaſtram's, Hieronymus Snitger geführt. Voraus geht noch eine kurze Scene zwiſchen dem edeln, ſtolzen Bürgermeiſter Meurer und dem kaiſerlichen Geſandten Rondeck, welcher mittheilt, daß die Briefe des erſteren an den Kaiſer in die Hände des Volkes gerathen ſind und daß er die Abſicht habe, Snitger durch die Lüneburger verhaften und entführen zu laſſen. Meurer kümmert ſich nicht um des Kaiſers Gnadenbeweiſe; er will Hamburg mit ehernen Ketten feſſeln an das Deutſche Reich.

„Was ist Hamburg ohne Deutschland! Ein Kopf, den man vom Rumpfe getrennt, ein Herz, das man herausreißt aus der Verkettung der Pulse, aus den Strömungen des Lebens.“ Doch er räth dem Gesandten von jeder Gewaltthat ab. Die Schlußverwandlung zeigt uns Snitger im Garten seines Landhauses bei Ham, den Spaten in der Hand in traulichem Gespräch mit seiner Gattin procul negotiis, von denen diese ihn fernzuhalten wünscht. Auch habe er von seinem öffentlichen Wirken ja keinerlei Ehren, wie der Bürgermeister Meurer. Snitger lehnt dies ab; da kommt Jastram, von der Frau als der Störenfried begrüßt, der durch fortwährende Aufreizungen Unruhe in ihre Häuslichkeit bringe. Er verlangt von Snitger, daß er in den Ausschuß der Dreißiger sich wählen lasse; trotz des Widerspruchs der Gattin sagt Snitger zu.

Im zweiten Act wird Snitger bei einem Spaziergang vor den Thoren der Stadt mit seiner Frau von den Lüneburgern überfallen und gefangen fortgeschleppt. Die ganze Stadt ist in Aufruhr; die nächste Scene spielt in dem Hause des dänischen Gesandten Pauli, dessen Tochter Clelia Jastram liebt und auf ihrem Kirchgang mit ihm spricht. Es folgen Volksscenen; wir erfahren, daß Snitger durch Hamburger Reisige, die den Lüneburgern nachgesetzt, wieder befreit worden ist. Dem Zurückkehrenden bereitet das Volk einen Triumphzug; alle Häuser haben sich rasch geschmückt, weißgekleidete Jungfrauen, die Gewerke mit Fahnen und Musik begleiten die Tragsessel, auf denen Snitger und seine Frau sitzen. Bürgersoldaten führen die Lüneburger gefangen mit sich. Da tritt Meurer in Amtstracht mit den Rathsherren und Rathsdienern dem jubelnden Volk entgegen. Die Gegensätze platzen in einer großen, theatralisch reich ausgestatteten und dramatisch bewegten Scene auf einander. Meurer liest des Kaisers Urkunde vor, wonach Snitger und Jastram, weil sie den Receß von Windischgrätz eigenmächtig kassirt, zur Haft und Untersuchung zu bringen sind.

Im dritten Acte werden wir eingeführt in eine Vorberathung

der Revolutionsmänner; Jastram verlangt Meurer's Kopf, nachdem er sein ganzes Sündenregister vorgeführt; Snitger stimmt für Verbannung; Jastram rechnet auf die Mehrheit bei den Vertretern der Volksjustiz. Als sie abgegangen, kommt der dänische Resident Pauli zu Snitger: er fischt schon längst im Trüben und duldet deshalb die Liebe seiner Tochter zu dem Volkstribunen Jastram. Noch wehrt sich Snitger gegen die dänische Umgarnung, er weist auf das Mißtrauen des Volkes gegen die Dänen hin; ganz Dänemark erscheine ihm als ein Räuberschiff und er glaube:

„Ein Bündniß schließen mit den Dänen heiße
Das Roß von Troja ziehn in Hamburgs Mauern."

Er weist einen Schutzbrief, ein Protektorium zurück, das Dänemark ihm anbietet, aber doch sagt er sich, daß die Hülfe Dänemarks ein Rückhalt sei, der ihm und seinen Genossen Kraft verleiht. Es folgt die große Hauptscene zwischen Snitger und Meurer: der Pöbel hat des Bürgermeisters Haus gestürmt; er flüchtet sich zu Snitger selbst; die mitleidige Gattin meldet ihn als einen Fremden; Meurer tritt ein und verlangt den Schutz des Gesetzes von Snitger, dem Haupte der Stadt. Die beiden Männer treten sich entgegen, indem sie begeistert ihre Principien verkünden, die allerdings etwas ins Moderne frei übersetzt sind, aber doch die Grundlage für jene Hamburger Verwicklungen und Kämpfe bilden. Meurer sagt:

„Die Guten müssen herrschen und die Besten
Und nicht des Pöbels wildes Regiment,
Das zügellos des Staates Säulen umreißt,
Bis er begraben ist in Schutt und Trümmern.
Das ist das ewig gier'ge Element,
Das immer wühlt und an dem Lande zehrt,
Aus seinem Bett hinaus ins Freie will,
Bis es im sel'gen Taumel der Verwüstung
Durch alle Dämme bricht, das Land verschlingend.
Das ist des Volkes vielgepries'ne Herrschaft.
Zerstören kann sie nur und nicht erbauen
Und wo sie waltet, muß das Glück entfliehn."

Darauf entgegnet Snitger:

„Die Guten müſſen herrſchen und die Beſten,
Die Reichbegüterten und ihre Vettern?
Auf Säcken Goldes baut ihr euren Staat.
Ich aber ſage dir: es ruht nicht eher
Der ungeheure Sturm, der dieſe Welt
Aus ihren Angeln reißt — er ruht nicht eher,
Bis frei wie Gottes Odem durch die Welt
Auch durch den Staat der Hauch des Lebens weht,
Bis der Geringſten Recht, dem Recht der Mächt'gen gleich iſt.
Nicht mehr der Schemel unter euren Füßen,
Nicht mehr das Spiel, das Werkzeug eurer Hände —
Aufſteht das Volk und tritt ſein Erbe an,
Das ihm der Herr der Schöpfung vorbehalten.
Sein iſt die Majeſtät von Anbeginn
Und alle Diademe dieſer Erde
Sind nur geraubte Zierden ſeiner Stirn!"

Gegen dieſen ſinnberauſchenden Taumel wendet ſich Meurer vom Standpunkt des deutſchen Patrioten:

„Dir gilt des deutſchen Landes Ehre nicht.
Nicht bloß der Fürſten gottentſtammtes Recht,
Des Reiches Hoheit wagſt Du kühn zu leugnen,
Ich aber leb' und ſterb' dem Vaterlande!
An ſeiner theuren Scholle halt' ich feſt
Und küß' den heil'gen Boden, der mich trägt,
Wie er die Väter trug! Von dieſen Küſten
Bis fern hinauf, wo an Trieſt's Geſtaden
Das adriat'ſche Meer mit Donner brandet
Durch all die Fluren überreich an Segen:
Ein großes Volk, durch enges Band verbrüdert,
In einer Sprache betend zu dem Herrn,
Ein Recht, ein Gott, ein Kaiſer, ein Geſetz,
Das dieſe Heimath ſtolzer Männer ſchützt.
So walte über mir des Himmels Gnade,
Wie ich nur das gewollt, nur dies allein,
Und nie im Herzen andren Sinn getragen!"

Snitger aber weiſt darauf hin, daß das Deutſche Reich morſch und hohl ſei und durch die Frevel der Fürſten auseinanderbreche:

„Drum ſoll dies Hamburg ſolche Schmach nicht tragen;
Frei von des Kaiſers Machtgebot und frei
Von aller Fürſten aufgedrungnem Willen,
Erheb' es ſich, ſtark durch die eig'ne Kraft,
Zur ſtolzen Herrſchaft über Meer und Land."

Leicht, wie den Kahn am Ufer, will er Hamburg von dieſem deutſchen Reiche losreißen. Die Proben, die wir aus dieſer Scene mitgetheilt, ſind indeß für die Phyſiognomie der ganzen Dichtung durchaus nicht charakteriſtiſch: wenn hier der Schwung der Schillerſchen Dichtweiſe vorherrſcht, ſo iſt dies eine Ausnahme. Das übrige Stück ſtrebt nach markiger Volksthümlichkeit und ſcharfer Charakterzeichnung und hat höchſtens noch einen oder den anderen rhetoriſchen Actſchluß. Snitger rettet Meurer vor der Wuth des Volkes. Der däniſche Geſandte bietet indeß alles auf, um die beiden Volkstribunen ins Netz zu locken. Snitger zögert mit der Unterſchrift des Vertrages; doch die Lüneburger rücken immer näher an die Stadt, beſetzen Bergedorf, und endlich gibt Snitger dem Drängen Jaſtram's nach und unterſchreibt. Der däniſche Geſandte hat inzwiſchen ſeine Tochter Clelia in ſein Ränkeſpiel eingeweiht; ihre Liebe zu Jaſtram ſei ihm jetzt genehm, doch niemals dürfe ſie ihm angehören. Clelia iſt im innerſten Zwieſpalt; ſie liebt Jaſtram wahrhaft und ihre Liebe ſollte nur eine ihm gelegte Schlinge ſein? Im vierten Act wird die Verlobung gefeiert — dieſe Scenen ſind dramatiſch wirkſam und bringen den großen Glücksumſchwung. Bei dieſem Feſt will Rath Pauli Snitger dazu bewegen, die däniſchen Truppen aus Altona in die Sternſchanze aufzunehmen. Snitger weigert ſich; der König dürfte nicht mehr verlangen als rechtens ſei. Sonſt würden die Hamburger gleich mit Lüneburg Frieden ſchließen und die Geſchütze gegen die Dänen richten. Doch Pauli's Verhandlungen zogen ſich für des Königs Ungeduld zu ſehr in die Länge: er ſteht mit ſeiner Heeresmacht vor den Thoren, verlangt Erbhuldigung, Aufnahme einer großen Garniſon, ſonſt würde er die Stadt mit Schwert und Feuer verheeren. Dies erfährt zuerſt Pauli, der ſich bedroht ſieht und die Papiere der

Verhandlungen rasch im Garten vergraben läßt. Dann stürzt Snitger außer sich herein:

„Schießt Altona in Brand — auf zu den Waffen!
O, hätt' ich tausend Kugeln, sie auf einmal
Ins dänische Heer zu senden — Sühnung — Sühnung
Für namenlosen, schändlichen Betrug!"

Zu spät — Snitger und Jastram werden als Landesverräther vom Rath verhaftet. Clelia hat sich schon früher den Brautkranz abgerissen und als Verrätherin Jastram um Gnade gefleht.

Im letzten Act erfahren wir, daß Hamburg die Lüneburger in die Stadt gelassen und mit diesen und den Hannoveranern zusammen gegen die Dänen siegreich kämpft. Bürgerscenen vor dem Hause Pauli's. Clelia kommt in leichtem Gewand — sie hat geträumt, daß dort unter dem Baume im Garten Jastrams Unschuld vergraben sei. In der That hat die Wärterin gesehen, daß der Resident vor seiner Flucht dort eine Kiste mit Papieren vergrub. Das Volk eilt mit Brechzangen dorthin — inzwischen ist der Prätor dazu gekommen und erklärt, daß er auf die Papiere Beschlag lege. Er thut dies, liest sie und erklärt, sie sprächen nur für die Schuld der beiden: das Protectorium, der Vertrag, alle fehlenden Beweise, alles findet sich in der Kiste. Clelia stürzt verzweifelt fort und nimmt sich das Leben. Diese Scene hatte Baison in Vorschlag gebracht, um den letzten Act zu heben. Vergebens versucht Meurer durch seine Fürsprache beim Herzog Snitger auch gegen dessen Willen zu retten — das tragische Ende der beiden Volkstribunen ist unabwendbar.

Diese Haupt- und Staatsaction aus der deutschen Städtegeschichte erinnert an einen verwandten Stoff, den Gutzkow und Kruse behandelt: Wullenweber, welcher größere weltgeschichtliche Perspectiven hat, doch er leidet an historienhafter Zersplitterung, während der Stoff eines Dramas, welches Snitger und Jastram behandelt, innern Zusammenhalt und eine bedeutsame dramatische Wendung hat.

* * *

Die Aufführung des Snitger sollte erst im Laufe der nächsten Saison stattfinden; es bedurfte dazu großer Vorbereitungen; Dekorationen, städtische Veduten aus dem alten Hamburg sollten dazu gemalt werden. Baison selbst mit Direktionsgeschäften sehr belastet, von mannigfachen Sorgen im künstlerischen Schaffen gestört, brauchte Muße die große Rolle zu lernen. So konnte ich in Hamburg die Aufführung nicht abwarten und begab mich wieder in die oberschlesischen Wälder zurück.

In Wiersbel war ein neues Wohnhaus gebaut worden, seitwärts vom Gutshof; auch hauste der Onkel anfangs in dem alten, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Gebäude; doch war es eine traurige Existenz, zu welcher er verurtheilt war. Durch einen Schlaganfall gelähmt, konnte er sich nicht bewegen, mußte gestützt und geführt und im Rollstuhl gefahren werden. Die Spirituosen waren ihm verboten worden, auch war er in der Regel vollständig nüchtern. Dennoch hegte ich den Verdacht, daß sich unter seinem Sopha eine kleine Niederlage verbotener Getränke befinde. Die englische Tante war durch den Unglücksschlag, der sie betroffen, gänzlich darniedergeworfen, schwer erkrankt und sie erholte sich auch nicht wieder — nicht lange darauf starb die liebenswürdige Frau. Auch die Tochter Emma erkrankte mehrmals und so kam es, daß die Branntweininspektorin sich gänzlich des Regiments in Wiersbel bemächtigte. Sie allein pflegte den Onkel, beherrschte und tyrannisirte ihn und die ganze Wirthschaft, war auch Finanzministerin und soll oft mit einer ganzen Schürze voll Pfandbriefen im Hause herumgelaufen sein! Was verstanden die Engländerinnen von den Papieren der schlesischen Landschaft? Es war eine unheimlich resolute Frau, schlau und zielbewußt, von imponirendem Auftreten, wo sie sich zur Geltung bringen wollte, gelegentlich auch einmal liebenswürdig, besonders denen gegenüber, die sie aus dem Wege räumen wollte. Mein Onkel, ein Gelehrter von großer Bücherweisheit, war trotz seiner See- und Weltreisen und seines langjährigen

Aufenthalts bei den Gegenfüßlern, in praktiſcher Hinſicht ein großes Kind — hiezu kam die Willenloſigkeit, die durch ſeine körperliche Lähmung herbeigeführt worden war. Man hatte die Frau Inſpektorin im Verdacht, daß ſie ſich den Aerzten gegenüber einer beſtändigen Defraudation ſchuldig machte und die unter dem Sopha verſteckten Troſtſpender oft hervorholte, um ſich bei dem Kranken lieb Kind zu machen. Ihr Streben nach unumſchränkter Herrſchaft hatte immer größeren Erfolg. Das Dorf und der Gutshof zitterten vor ihr; der Wirthſchaftsinſpektor und der Schullehrer bildeten ihren Hofſtaat und muckten nicht. Dafür wurden ihnen allerlei kleine Vergünſtigungen zu Theil und ſie hatten das Recht, gelegentlich mit der Gebieterin einen kleinen Commers zu feiern, wobei zwar nicht Nektar und Ambroſia in Strömen floß, aber doch der oberſchleſiſche Schnaps. Nur der Förſter, der die großen Waldungen ſeit langer Zeit bewirthſchaftete, wahrte ſeine Selbſtändigkeit, allerdings unter fortlaufenden Kämpfen. Der rothbärtige Forſtmann hatte meine volle Sympathie; wie oft war ich mit ihm durch den Hochwald und auf den Eichendämmen gewandert und hatte ſchlimme Raubvögel, leider auch harmloſe Eichhörnchen geſchoſſen! Von auswärts ſtellte ſich ſelten ein Gaſt ein, höchſtens dieſer oder jener katholiſche Geiſtliche aus der Umgegend, doch die Herren erfreuten ſich nur der gaſtlichen Bewirthung und kümmerten ſich um nichts anderes. Für das Seelenheil des proteſtantiſchen Gutsherrn hatten ſie ja nicht zu ſorgen. Graf Reichenbach, der ſein Gut Waldorf inzwiſchen mit einem größeren, Mahlendorf, vertauſcht hatte, kam zwar bisweilen nach Wiersbel hinüber; doch er war zu diskret und zu vornehm, um ſich in die inneren Verhältniſſe zu miſchen. Nur in dem benachbarten Städtchen kannte man die Mißwirthſchaft. Aerzte und Rechtsanwälte waren darüber erbittert, und man hatte die böſe Abſicht, der Branntweininſpektorin irgend einen Proceß an den Hals zu werfen und ſie ſo zu beſeitigen; doch es fehlten ſtets ausreichende Anhaltspunkte, um ſo mehr, als ſie hinter einer Schutzwache

von mehr oder weniger abhängigen Geſchöpfen ſicher war. Mein Aufenthalt in dieſer Waldeinſamkeit, bei dem kranken, ſchwachen Onkel, umlauert von den feindlichen Blicken der Machthaberin und ihrer Genoſſenſchaft, die in mir nur den verhaßten Eindringling ſahen, wäre troſtlos geweſen, wenn nicht die prachtvollen Waldungen mit ihren mächtigen Eichen und den großen, ſchilfbewachſenen, von Waſſervögeln umflatterten Teichen und den hochragenden Waldrotunden, die ſie umgaben, „die Wohnungen ſüßer Entzückung", um mit Ewald von Kleiſt zu reden, mich oft in ihren Schatten aufgenommen hätten, und wenn mir hier nicht in der oberſchleſiſchen Oede eine exotiſche Blume erblüht wäre, die mein Herz gewann. Es war meine Stiefcouſine Emma, die reizende Gegenfüßlerin, die von Neuſeeland herübergekommen war in dieſe deutſchpolniſchen Gegenden, wo außer einem vom Schickſal verſchlagenen Dichter kein ſterbliches Weſen lebte, das ihr Antheil einflößen konnte. Gewiß, ſie ſehnte ſich tief im Herzen wieder zu den Maoris zurück. Es war ein liebes Mädchen, kein zierliches Püppchen mit einem Tabatierengeſicht, ziemlich großgewachſen, mit hübſchen blauen Augen und einem lieblichen Lächeln, aber einen kränklichen Zug im Geſicht und mit einem von fremden Ländern und Meeren eigenthümlich gefärbten Teint. Doch wie anmuthig war ihr engliſches Plaudern, wieviel Herzensgüte lag in ihrem ganzen Weſen! Wir wanderten zuſammen über die Felder neben dem langgeſtreckten Dorf Wiersbel in die nächſten Waldparzellen, welche gerade eine Selekta hochragender Fichten und prächtiger Baumgruppen boten, oder wir ließen anſpannen und machten eine Spazierfahrt in den Wald! Das war ja noch dasſelbe Gefährte mit den zwei Schimmeln und dem alten Kutſcher Anton, das mich zu Zeiten der ſeligen Tante durch die Wälder nach dem Bahnhof in Löwen geſchleppt, wo ich mehrmals nach mehrſtündiger Fahrt gerade zurecht kam, um die Dampfwolke des Zugs, der eben abgefahren war, am Horizont zu ſehen. Die Uhren in Wiersbel waren ſehr hinter der Zeit zurückgeblieben, uns aber ſchlug keine Uhr, und je langſamer die

Schimmel trabten, deſto länger konnten wir unter den rauſchenden Wipfeln in traulichem Geſpräch beiſammenſitzen. Emma hatte viel geleſen und kannte die engliſche und deutſche Literatur; ſie hatte Sinn für Poeſie und auch das führte uns zuſammen. Nur etwas ſtand zwiſchen uns, ihre orthodoxe engliſche Kirchlichkeit, die einen philoſophiſchen Deutſchen wie ich, der ich noch dazu lange mit den extremſten Ketzern verkehrt hatte, ſehr fremdartig gemahnen mußte. Sie war zwar keine geſtrenge Ketzerrichterin, aber ſie wollte mich doch bekehren; ich wurde katechiſirt wie Fauſt von ſeinem Gretchen. Doch das waren nur gelegentliche Geſpräche, und ein Abgrund hat ſich zwiſchen uns deshalb nicht aufgethan. Dafür ſorgte ſchon die Poeſie; wir überſetzten zuſammen viele Scenen aus meinem „Lord Byron“ ins Engliſche; ſie war begeiſtert für meine Verſe und ſetzte mir eines ſchönen Tags einen ſelbſtgeflochtenen Lorbeerkranz aufs Haupt! Das war in Oberſchleſien gewiß noch nicht vorgekommen — ein Taſſo im Regierungsbezirk Oppeln! So wurden wir uns immer herzlicher zugethan — und das Ende war eine Verlobung in aller Stille. Die Eltern waren damit einverſtanden. Die liebenswürdige Mutter, die Engländerin, war mir ſtets hold geſinnt, Onkel Dreſcher hatte trotz aller Hetzereien große Anhänglichkeit an mich — war doch meine Mutter die Freundin ſeiner Jugend geweſen, und die Frau Branntweininſpektorin machte gute Miene zum böſen Spiel. Sie behielt ja ihre Trümpfe in der Hinterhand; ſie war ſicher, daß die Zeit kommen würde, wo ſie dieſelben ausſpielen konnte.

Nicht lange darauf erkrankte Emma's Mutter und ſtarb: ſo breitete ſich von Hauſe aus ein ſchwarzer Flor über unſer junges Glück. Einige Wochen mochten vergangen ſein — da meldete das Poſthorn einer Extrapoſt die Ankunft meines Vaters. Ich hatte ihm die Lage der Dinge in Wiersbel geſchildert, und er glaubte als muthiger Soldat und kundiger Landwirth hier Ordnung ſchaffen zu können. Jetzt auf einmal demaskirte indeß die Frau Branntweininſpektorin ihre Batterien; das war

eine gefährliche Invaſion in ihr Reich, und das konnte ſie nicht ruhig mit anſehen. Jetzt wurde der Onkel mit Dynamit geladen, und ſie hielt die Zündſchnur in der Hand, um gelegentliche Exploſionen hervorzurufen.

Der Onkel war von krankhafter Heftigkeit und ſchüttelte die eingelernten Lektionen wie einen Lavaſtrom aus. Mein Vater ſprach ſich offen und ehrlich über die ganzen Verhältniſſe aus, doch das war alles vergeblich. Der Onkel konnte zu ihm kein Vertrauen faſſen — dafür ſorgten die geſchickt angelegten Contreminen der Inſpektorin. So war für meinen Vater nicht ſeines Bleibens und als er wieder abfuhr, begleitete ich ihn.

Die Aufführung des „Snitger“ in Hamburg ſtand vor der Thür, überhaupt mußte ich ſuchen, mir eine Exiſtenz zu ſchaffen; ich konnte hier in den oberſchleſiſchen Wäldern nicht auf der Bärenhaut liegen und privatiſiren. Der Horizont hatte ſich verdüſtert; ich nahm ſchmerzlichen Abſchied von Emma; ich ſollte das arme Mädchen nicht wiederſehen!

* * *

In Berlin angekommen, fand ich einen Brief von Baiſon — ich möchte raſch nach Hamburg hinüberkommen, da in den nächſten Tagen die Proben von Snitger beginnen würden. Ich ſetzte mich ſofort in einen Waggon der Berlin-Hamburger Bahn, doch als ich in der Alſterſtadt angelangt war, fand ich Baiſon im Bette. Ein kleiner Aufſchub — eine leichte Erkältung, das war mein Troſt bei dieſer peinlichen Ueberraſchung; doch auch dieſer Troſt ſollte mir raſch genommen werden. Die Krankheit entwickelte ſich zu einem lebensgefährlichen Nervenfieber, und auch bei einem günſtigen Verlauf derſelben war vor vielen Wochen keine Ausſicht vorhanden, daß Baiſon wieder die Bretter betreten konnte.

Da ſaß ich wie ein Verſchlagener, ein Schiffbrüchiger. Ich hatte auf die Tantièmen des Snitger gerechnet und war gänz-

lich ohne Hülfsmittel: mein ganzes Vermögen beſtand in einem Thaler 3 Schilling. Frau Baiſon hatte dafür geſorgt, daß ich bei einem Schauſpieler des Stadttheaters als Mitbewohner ſeines Junggeſellenlogis ein Unterkommen fand. Das Haus ſtand auf dem Valentinskamp und der Schauſpieler war Herr Weber, ein gemüthlicher Oeſterreicher, im Beſitz eines für Väterrollen unentbehrlichen Baſſes, auch im bürgerlichen Leben zärtlicher Vater, der an ſeiner Tochter Theta mit inniger Liebe hing. Ich kannte Fräulein Theta Weber von Königsberg her — jetzt war ſie in Lübeck engagirt. Ich richtete mich bei dem wackeren Bühnenweber aufs Beſte ein, und wir lebten auf einem ſehr frugalen Fuß; wir bereiteten uns das Abendeſſen ſelbſt, meiſtens mit Hülfe einiger glühenden Kohlen, bei denen ich bisweilen eine Oxydgasvergiftung fürchtete, wenn ſie unter der Kochmaſchine platzten. Doch Selbſtmörder waren wir nicht, obſchon es uns beiden nicht ſonderlich gut ging. Für die karge Koſt entſchädigte mich der Comfort eines Rieſenbettes, aus dem ich bei den wildeſten Träumen nicht herausfallen konnte. Im Uebrigen war Papa Weber kein Koſtverächter, doch ſeine Gage entſprach nicht ſeinen Künſtlerleiſtungen. Er war eine Utilität, aushelfend in allen Fächern, nicht nur unentbehrlich in allen bürgerlichen Stücken, ſondern auch im Stande, gelegentlich einen Julius Cäſar darzuſtellen und ſich auf dem Kapitol mit Anſtand ermorden zu laſſen. Seinen Anſprüchen an das Leben konnte ſeine Gage nicht genügen. Dieſe waren ganz auf den Hamburger Horizont viſirt, verlangten namentlich eine tüchtige, materielle Grundlage für die irdiſche Exiſtenz. Die aus ſolchem Mißverhältniß erwachſenden Konflikte fanden indeß in Hamburg eine nicht allzu unbequeme Löſung. Man erklärte ſich für bankerott; man wurde an der Börſe ausgeläutet; ſelbſt ein Künſtler konnte in ſolcher Weiſe die Vortheile des kaufmänniſchen Standes mitgenießen. Dann befand er ſich in einer ſolchen glücklichen Lage, als ob er aus dem Tetzelſchen Ablaßkaſten Generalpardon für alle Sünden gelöſt hätte. Auch für Papa Weber trat etwas

ſpäter eine ſolche Kataſtrophe ein. Am Abend nach derſelben erſchien er wieder in ſeiner Weinſtube auf dem Gänſemarkt. Mit einer gewiſſen Schüchternheit nahm er die Speiſekarte zur Hand, doch die Nothwendigkeit, daß der Menſch auch nach den traurigſten Vorgängen exiſtiren, eſſen und trinken müſſe, konnte ja auch für den Kellner und den Wirth kein Geheimniß bleiben. Mit wachſender Zuverſicht begann alſo der Künſtler ein neues Leben und verlangte mit einem möglichſt unerſchrockenen und treuherzigen Ton das erſte Beefſteak, das auf die neue Rechnung geſetzt wurde und das ihm dann ſo gut ſchmeckte, wie alle die anderen, deren in der Geſtalt von Hamburger Mark und Schilling überlebende Geiſter durch die Börſenglocke kurz vorher für immer zu Grabe geläutet waren. Unſere Wirthſchaft am Valentinskamp machte aber durchaus nicht den Eindruck, als ob die Hamburger Börſe in Mitleidenſchaft gezogen werden ſollte.

Ich ſelbſt meldete mich indeß bei den verſchiedenſten Blättern, um mein Einkommen durch meine Mitarbeiterſchaft zu vermehren, und es gelang mir auch, bei dem „Freiſchütz“ und den „Jahreszeiten“ Artikel von mir anzubringen — für das erſte Blatt ſchrieb ich auch einige Theaterkritiken. Am wichtigſten für mich wurden die Beziehungen, die ich mit der berühmten Verlagsbuchhandlung Hoffmann & Campe in Hamburg anknüpfte. Ich hatte über die Wiener Vorgänge, die Flucht des Kaiſers, die Belagerung Wiens, die Erſchießung Robert Blum's ſechs Gedichte geſchrieben, in denen ich den Windiſchgrätz und Jellachich keine poetiſchen Ehrenpforten errichtete. Der Form nach gehörten ſie aber zu meinen beſten politiſchen Gedichten. Ich gab ihnen den Titel „Wiener Immortellen“ und bot das Heft dem Hoffmann und Campeſchen Verlag an. Bald wurde ich durch eine Geldſendung von 10 Thalern überraſcht, und Tags darauf kam ein zweiter Brief, worin mir Julius Campe ſchrieb, er habe die Gedichte noch einmal durchgeleſen und finde ſie ſo vortrefflich, daß er mir dafür noch 10 Thaler Honorar mehr einſende. Ueber dieſe Generoſität eines deutſchen Verlegers war

viel Freude am Valentinskamp, und auch wir begingen feſtlich den großen Tag. Ein Talent, das Campe entdeckt hat, ließ er nicht ſo leicht wieder aus den Augen. Bald machte er mir den Vorſchlag, meine bisher einzeln erſchienenen Gedichtſammlungen in einer Geſammtausgabe erſcheinen zu laſſen. Ich hätte ſie bisher bei wenig bekannten Verlegern veröffentlicht; jetzt ſei ich damit erſt an die rechte Schmiede gekommen. Ich ſah dies wohl ein und bemühte mich, alle gedruckten Poeſien und auch einige ungedruckte zu ſammeln. Julius Campe, „aller Verleger Blüthe“, wie ihn Heine nannte, war damals der genannteſte deutſche Buchhändler. Zwar mit Cotta und ſeinen Klaſſikern wagte er nicht den ungleichen Kampf, auch den lexikaliſchen Werken von Brockhaus machte er keine Concurrenz, aber er war der Verleger von Börne und Heine, von Anaſtaſius Grün, ſpäter von Friedrich Hebbel, und außerdem erſchien die ganze politiſche Oppoſitionsliteratur, beſonders die cenſurflüchtige aus öſterreichiſchen Landen in ſeinem Verlag. Wer die Schaumburger Straße entlang kam, ging an ſeinem Buchladen vorüber. Da konnte man durch die gewaltigen Fenſter in voller Lebensgröße den Mann ſehen, der mit der öſterreichiſchen und preußiſchen Regierung im Krieg lebte; denn auch die letztere hatte im Jahre 1841 ſeinen Verlag verboten, was Heine zu den troſtreichen Verſen veranlaßte:

„Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur.“

Campe war ein hoher Fünfziger mit ſilberweißem Haar, einem vollen, blühenden Geſicht, von kräftiger mittlerer Statur — wenn er mit dem breitkrämpigen Hut über die Jungfernſtiege wanderte, mochte man ihn für einen Quäker halten. Wenn er an ſeinem Pult ſtand oder mit der Schnupftabaksdoſe in der Hand in ſeinem behaglichen Geſchäftslokal auf- und niederging, mochten ihn alle Vorübergehenden bewundern; er war ja ein Buchhändler, den Heinrich Heine beſungen hatte und das war doch keinem anderen paſſirt. Ueberhaupt war es nicht

Brauch der deutschen Dichter, ihre Verleger zu besingen, und das ist nicht einmal Cotta begegnet, der doch zwei recht gute Dichter in seinem Verlag hatte, Goethe und Schiller. Im Uebrigen war Campe ein guter Diplomat und tüchtiger Kaufmann und keineswegs so eng mit der Literatur verwachsen, daß er nicht, als sie anfing ein schlechtes Geschäft zu werden, sich aus ihr wie Gustav Freytag's Schmorl herausgerettet und es dann vorgezogen hätte, mit Austernbänken zu spekuliren, nachdem die politische Lyrik auf die Sandbänke der Reaction gerathen war. Er war ein Freund lustiger Geschichten und hatte ein ganzes Anekdotenalbum vorräthig, in welchem besonders seine Schriftsteller eine Hauptrolle spielten. Auch von Gutzkow, der bei ihm ja den „Telegraphen" redigirt hatte, wußte der jungdeutsche Cotta mancherlei zu erzählen. Am meisten aber kam ihm dieser Anekdotenschatz bei geschäftlichen Verhandlungen zu Statten, bei denen er eine gewisse Reserve beobachtete und sich nicht durch irgend ein entscheidendes Wort binden wollte. Da wußte er so schlau das Gespräch abzulenken, reichte behaglich seine Schnupftabaksdose hin und während der andere beschäftigt war, eine Prise zu nehmen, hatte er geschickt den Faden der Unterhaltung abgerissen und war aus dem Hundertsten ins Tausendste gekommen. Er liebte durchaus ein patriarchalisches Verhältniß zu seinen jungen Autoren. Feste geschriebene Kontrakte waren ihm unwillkommen, er wollte ein freier Spender von nobeln Gnadengeschenken sein — und ein Geizhals war er nicht. Nur mit Heine hatte er feste Kontrakte; er zahlte ihm gegen das Recht, die Gesammtausgabe seiner Werke zu verlegen, alljährlich eine feste Lebensrente. Davon wurden die Honorare für die einzelnen Werke nicht berührt. Auch ein deutscher Verleger hat seine Festtage: dazu gehörte für Campe die Ankunft eines neuen Manuskriptes von Heine. Das war ein frohes Ereigniß, und er hätte mit allen Glocken läuten mögen, wenn ihm die Nicolai- und Katharinenkirche zur Verfügung gestanden. Sogleich wurden seine Vorleser herbeigerufen, es waren zwei

junge Advokaten, Dr. Trittau und Dr. Gallois, die für Heine nicht minder begeistert waren, als sein Verleger. Da saß Campe mit der Miene eines Gourmands, dem ein köstlicher Trank oder eine köstliche Speise vorgesetzt wird und schmunzelte nach jedem Schluck, und die schlagenden Witze des Pariser Aristophanes, dessen satyrische Ader ja eine Goldader des Campeschen Verlags war, wurden hier dem ganzen deutschen Publikum vorgekostet; der begeisterte Beifall dieser kleinen Gemeinde sollte bald in allen deutschen Gauen ein lautes Echo wecken. Ein feierlicher Augenblick dagegen war es, wenn die Bestellzettel der neuen Verlagswerke einliefen: da setzte sich Campe seine Brille auf und ließ sich durch nichts im Studium dieser wichtigen Belege stören, die den Erfolg, leider auch bisweilen den Mißerfolg eines neuen Unternehmens konstatirten; denn war die Ernte spärlich auf diesem oder jenem Feld, da ging ein finsterer Geist durch das Haus, und die Commis hinten im Geschäftsraum, welche sonst das Recht hatten, über Heinesche Witze mitzulachen, steckten ihre Köpfe tief in die Bücher, aus Furcht vor den Blitzen, welche der Herrscher im Donnergewölk Zeus auf sie herniederschleudern konnte.

Die Gesammtausgabe meiner Gedichte erschien noch im Jahre 1848 im Verlag von Hoffmann & Campe, hatte aber nicht den Erfolg, den früher die einzelnen Gedichtsammlungen davontrugen. Die Sturmvögel der politischen Zeit hatten ihre prophetische Bedeutung verloren, seitdem der Sturm selbst ausgebrochen und Europa von krampfhaften, revolutionären Zuckungen ergriffen ward und die revolutionäre Erhitzung selbst, welche auch in einigen meiner Gedichte vibrirte, war einer schönen, harmonischen Gestaltung nicht günstig. Es ist ja ein alter Satz: die Hand, die vom Fieber der Leidenschaft zittert, vermag sie nicht zu schildern. Doch hatte die Sammlung immerhin eine Dichtung, die wohl Anspruch auf größeren Werth machen konnte: es war die Dichtung „Jonfred", eine Art von moderner Faustiade aus der Revolutionszeit. Der Held war ein freidenkender Ge-

lehrter, der deshalb mit seiner Fakultät und der Staatsgewalt zerfallen war. Er wandert nach Italien, wo er dem Rausche der Liebesleidenschaft sich hingibt, ohne innere Befriedigung; er kehrt zurück nach Deutschland, betheiligt sich an den Freiheitskämpfen und fällt in der Schlacht.

„Nicht der Gedanke mit des Adlers Flügen
Und nicht ein Herz, dem Ewigen geweiht:
Die That allein schafft dauerndes Genügen,
Die That allein schafft die Unsterblichkeit."

Die Dichtung enthielt Naturschilderungen der schlesischen Berge und der italienischen Landschaften in Byronschem Styl, schwunghafte Reflexionen, daneben auch satyrische Streiflichter auf überlebte Gelehrsamkeit und Mißstände in Staat, Kirche und Politik; sie tritt unter meinen Jugenddichtungen bedeutsam hervor.

* * *

Den Theaterkreisen trat ich inzwischen vielfach näher. Am meisten interessirte mich Fräulein Wilhelmi, die erste Liebhaberin, auf der Bühne leidenschaftlich und oft hinreißend, im Boudoir und Salon eine Dame von feiner Bildung und Intelligenz. Mit Baison hatte sie sich vortrefflich eingespielt; ihre Judith und sein Uriel, ihre Eboli und sein Posa waren von ergreifender Wirkung.

In der Tragödie Snitger war ihr die Rolle der Clelia anvertraut worden, die sie auch später mit vielem Feuer und erschütterndem Affect in der letzten, großen Scene durchführte. Ihr Bruder Alexander Wilhelmi hatte sich durch mehrere Einacter, besonders „Einer muß heirathen" auf den deutschen Bühnen eingebürgert. Außerdem waren von Linden-Rekowski, ein jugendlicher Liebhaber und Bonvivant, Fehringer, mit mächtigem Stimmorgan für Helden- und Väterrollen ausgerüstet und Gloy im Fache humoristischer Charakterrollen damals beliebte Mitglieder der Bühne, mit denen ich gelegentlich ver-

kehrte: die Redakteure der „Jahreszeiten," novelliſtiſch und poetiſch begabt, die Journaliſten des „Freiſchütz", gehörten zu meinem Umgang, die Geſellſchaft Amicitia und Fidelitas, junge Kaufleute, die ſich beſonders an deklamatoriſchen und muſikaliſchen Vorträgen erbauten, hatten mich und Papa Weber als Mitglieder aufgenommen. Auch Karl von Holtei, der ſchleſiſche Wandersmann, erſchien hier öfter und wurde als Ehrenmitglied gefeiert. Einmal tauchte auch Louiſe Arton mit ihrem damaligen Champion, meinem Freunde Hirſemenzel in Hamburg auf, und es gehörte zu ſeinen luſtigen Streichen, daß er im Altonaer Theater einen Aſton-Abend arrangirte, wobei von ihr und ihm Gedichte vorgetragen wurden und auch meine Muſe in die Saiten greifen mußte.

Ans Warten bin ich zeitlebens gewöhnt geweſen; davon wiſſen alle dramatiſchen Dichter zu erzählen, doch ich war hierin vor allen bevorzugt. Es fiel mir damals in Hamburg beſonders ſchwer, da der Tag der Aufführung des Snitger ſchon feſtgeſtellt geweſen und nun eine plötzliche ſo lange dauernde Unterbrechung eingetreten war. Auch die Schauſpieler wurden ungeduldig; es beſtand damals, glaub' ich, neben der Direktion ein Comité, welches mitzuſprechen hatte, da eine Zeit lang auf Theilung geſpielt wurde. Mir ſind dieſe Verhältniſſe niemals ganz klar geworden. Das Comité verlangte, daß ihm das Drama Snitger herausgegeben, daß es ohne Baiſon's Mitwirkung aufgeführt würde, da alle Rollen faſt einſtudirt ſeien und die dekorative Ausſtattung bereits bedeutende Koſten gemacht hätte. Doch Baiſon's Zuſtand beſſerte ſich, und ſo gelang es, das Comité zu beſchwichtigen. Um die Jahreswende konnte ich wieder meinen Snitger häufig beſuchen und mit ihm über die Aufführung Rückſprache nehmen. Als Freundin verkehrte im Hauſe Ottilie Aſſing, die Nichte Varnhagen's und Schweſter der Ludmilla, eine Baiſonſchwärmerin, die auch eine Schrift über den bedeutenden Künſtler verfaßt hat. Mit ihr und der geſchäftlich beweglichen, eingreifenden und durchgrei-

fenden Gattin verweilte ich oft in längerer Unterhaltung, wenn Baiſon ſelbſt im Nebenzimmer ſich zur Ruhe gelegt hatte. Sie theilte mir mit, daß er nach dem vorausſichtlichen Erfolge des „Snitger“ daran denke, mir die Dramaturgenſtelle am Stadttheater zu geben, und in verwegenen Träumen ſah ich mich ſchon als einen zweiten Hamburger Leſſing, obgleich erſt kurz vorher Robert Prutz in derſelben Stellung keinen Erfolg gehabt und in noch kürzerer Zeit als der große Vorgänger mit ſeiner dramaturgiſchen Thätigkeit abgewirthſchaftet hatte. Bald konnt' ich mit Baiſon ſpazieren gehen in der winterlichen Landſchaft, er in einen ſchweren Pelz gehüllt und noch blaß, matt und abgeſpannt von ſeiner Krankheit; doch der Geneſende fand in der gemeinſamen Ruhmesthat eine ſtärkende Hoffnung für die nächſte Zukunft, und wir berauſchten uns beide an dem erwarteten Erfolg des „Snitger.“

„Doch mit des Geſchickes Mächten,
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Schickſal ſchreitet ſchnell!“

Ein plötzlicher Rückfall warf den Künſtler von neuem aufs Krankenlager; ich fand ihn in fortwährenden Fieberphantaſien, in denen er die Verſe des Snitger und zwar ganz vorzüglich zu deklamiren pflegte. Am 13. Januar 1849 ſtarb Baiſon in der Blüthe ſeiner Jahre, im beſten Mannesalter — es war ein unerſetzlicher Verluſt für die deutſche Kunſt und für mich; viele meiner ſchönſten Hoffnungen wurden mit ihm zu Grabe getragen. Ich ſelbſt war wohl vor allen berufen, ihm die Leichenrede zu halten, und ich ſprach an ſeinem Sarge mit wärmſtem Gefühl und mit Begeiſterung für die bedeutſamen Kunſtleiſtungen des Verſtorbenen. Dieſe Leichenrede theilten alle Hamburger Blätter mit, und ich wurde dadurch in der Alſterſtadt populär.

Nun mußte Snitger doch ohne Baiſon's Mitwirkung gegeben werden. Seine Rolle wurde Fehringer zuertheilt, der ſie auch mit Kraft und impoſanten Mitteln durchführte, als das Stück Mitte Februar in Scene ging. Die Ausſtattung war eine

sehr glänzende; die Dekorationen aus dem alten Hamburg verfehlten ihre Wirkung nicht; die Statisterie war großartig, mehr als 200 Personen waren in der Volksscene auf der Bühne und da neben Herrn Fehringer auch Fräulein Wilhelmi als Clelia, Herr von Linden als Jastram, Herr Weber als Bürgermeister Meurer ihre ganze Kraft einsetzten, so war der Erfolg ein glänzender, und ich wurde wiederholt hervorgerufen. Das Stück erlebte eine längere Reihe von Aufführungen, ehe es in der Erbgruft der Theaterbibliothek verschwand. Die Hamburger Patricier, obschon ihre Anschauungen durch Meurer mit Energie vertreten waren, nahmen doch Anstoß an der Auflehnung des Volkes und dem besonders durch Jastram vertretenen Demagogenthum, und die folgende Direktion hatte auch keine sonderliche Lust, die Baisonreliquie dem Volk zum Kultus auszustellen.

Ich hatte inzwischen ein einactiges Drama „Die Marseillaise" geschrieben, dessen Held Rouget de Lisle, der Dichter derselben war, der nach langjähriger Verfolgung, nach der Julirevolution begeisterte Anerkennung fand, von Lafayette feierlich begrüßt und von Anhängern mit dem Lorbeerkranz geschmückt, die Klänge seines Liedes auf den Lippen dahinstirbt. In Gedanken läßt er von hier die Schicksale desselben an sich vorübergehen und sein eigenes Lebensloos, das Loos des Verbannten, Verfolgten — da ertönt das längstbegrabene Lied auf einmal hinter den Coulissen, eine entschieden dramatische Wirkung, der sonst einfachen Handlung — und das Volk bringt mit seinen Huldigungen zugleich die Kunde von der Julirevolution.

Das Stück war am Stadttheater zur Aufführung angenommen worden, doch ich zog es wieder zurück und übergab es dem Thaliatheater, weil dort für die Titelrolle ein sehr befähigter Darsteller vorhanden war. Es war dies ein junger Pole, Namens Bogumil Dawison; wegen seiner polnischen Herkunft und französischen Bildung und seines feurigen Temperaments war er für die Darstellung des Rouget de Lisle wie wenige berufen. Der feine und liebenswürdige Direktor des

Thaliatheaters, Maurice, der zeitlebens das Deutſche mit einem franzöſiſchen Accent ſprach, ſich aber um die Pflege des deutſchen Luſtſpiels, für welches das Thaliatheater lange Zeit eine Muſterbühne war, große Verdienſte erworben, nahm den Einacter mit Vergnügen an — ſein Publikum war lebhafter, mehr für die Ideen der Zeit begeiſtert als dasjenige des Stadttheaters, und ſo war hier ein größerer Erfolg der Marſeillaiſe zu erwarten.

Ich war inzwiſchen aus meiner Schauſpielerbude am Valentinskamp ausgezogen, hatte Papa Weber ſeinen ſchwermüthigen Gedanken in troſtloſer Vereinſamung überlaſſen und bewohnte jetzt einen eleganten Salon in der Ferdinandſtraße, in der Penſion der Geſchwiſter Sahrlandt, einen Salon mit modernen reizenden Möbeln, Nippſachen, wo früher Feodor Wehl ſeine zierlichen Porzellanfigürchen aufgeſtellt; denn in der That verdankte ich dies ſchöne Logis ſeiner Vermittelung. Er weilte jetzt in Berlin, war aber lange Zeit hindurch ein Stammgaſt der drei Fräulein Sahrlandt geweſen, drei gebildeter Damen, die nicht bloß mit Hauswirthſchaft und Küche Beſcheid wußten, ſondern auch im Salon den Vorſitz zu führen und die Converſation zu beherrſchen verſtanden. Bei ihnen fand ſich ſtets ein internationaler Kreis zuſammen. Schleswig-Holſteiner und Dänen verſammelten ſich bei ihrer Tafelrunde auf neutralem Boden; auch Engländer und Franzoſen kehrten hier ein. In der Erinnerung iſt mir beſonders ein liebenswürdiger polniſcher Graf geblieben, der an einem Mittag plötzlich todt im Bette lag, nachdem er kurz vorher noch munter an dem Theetiſch geſeſſen, der ſich hier von Morgens bis Abends in Permanenz erklärte, nach echt engliſcher Sitte. Der alte Graf ſoll an Blaſenwürmern im Gehirn geſtorben ſein.

Am Tage nach der Aufführung des Snitger beſuchte mich Bogumil Dawiſon. „Sie haben am Stadttheater einen großen Erfolg gehabt," ſagte er zu mir, „ich verſpreche Ihnen einen gleichen an unſerer Bühne." Ich ſah Dawiſon zum erſten Male. Baiſon hatte öfters von ihm geſprochen; dem bewährten Künſtler

war der Ruhm des jungen Nebenbuhlers unbequem. Er erkannte das Talent desſelben an, doch er fand es unfertig und nach vielen Seiten hin beſchränkt durch Naturell und Nationalität. Dawiſon hatte etwas Reſolutes, Siegesgewiſſes in ſeinem Weſen, ganz verſchieden von Baiſon, der einen ſkeptiſchen Zug nicht verleugnen konnte und deshalb auch mit Meiſterſchaft die Hauptrollen in den Gutzkowſchen Stücken ſpielte. Die Züge Dawiſon's hatten einen ſchärferen Schnitt als diejenigen Baiſon's; beide Darſteller waren jüdiſcher Herkunft, aber bei Dawiſon war auch das ſlawiſche Gepräge der Phyſiognomie unverkennbar. Seine Naſe wurde durch einen tiefen Einſchnitt an der Wurzel von der Stirn getrennt, ſie war ſtark hervordringend, aber eher breit und ſtumpf als gebogen und ſpitz; das Kinn kräftig, die Stirn bedeutend. Um den Mund ſchwebte ein ſarkaſtiſches Lächeln, die Augen funkelten mit intenſivem Glanz, aber ſie waren klein und er war ſich dieſes Mangels wohl bewußt; die Geſtalt war ſtattlich, aber nicht elegant. Ein Mann von Thatkraft und Energie des Verſtandes und des Willens — das war der erſte Eindruck, welchen Dawiſon's Perſönlichkeit machte, während Baiſon mehr das Träumeriſche deutſchidealer Künſtlernaturen hatte. Seine Darſtellung des Rouget de Lisle war von zündender Wirkung; er hatte die franzöſiſche Verve, welche dem Charakter entſprach und auch dem Schwung der deutſchen Verſe zugute kam. Die Aufnahme des Stückes war eine enthuſiaſtiſche und es erlebte zahlreiche Wiederholungen.

In dieſe Zeit fällt ein ſehr heiteres Erlebniß, welches den damaligen jugendlichen Uebermuth Dawiſon's ganz ins Licht ſetzt.

Papa Weber war, wie erwähnt, ein zärtlicher Vater; es war rührend, mit welcher Liebe er an ſeiner „Theta" hing; für dieſe waren ihm keine Opfer zu ſchwer. Nun ſollte Thetas Benefiz in Lübeck ſein. Der Vater wandte alle Kunſt ſeiner Beredtſamkeit auf, die hervorragenden Künſtler der Hamburger Bühne zur Mitwirkung an jenem Benefizabend zu bewegen. Es gelang ihm auch, Fräulein Wilhelmi und Bogumil Dawiſon

dafür zu gewinnen, und ich schloß mich der Fahrt an, um die Stadt Wullenwebers, das einstige Haupt der deutschen Hansa, kennen zu lernen. Damals schleppte sich noch die Postschnecke langsam durch die gesegneten Fluren Holsteins nach dem hochgiebeligen Lübeck; man hatte an jeder Station Muße, den Staub des Weges abzuschütteln und die Kirchen und Marktplätze der kleinen Städte in Augenschein zu nehmen. Wir waren indeß noch nicht weit über Wandsbeck hinaus, als Dawison dem Vater der Benefiziantin einen nicht gelinden Schreck einjagte; er fing plötzlich an über Unwohlsein zu klagen. Da die Benefizevorstellung der Tochter durch diesen unglücklichen Zwischenfall bedroht schien, so kann man sich die Besorgniß des Vaters denken. Nicht der gewissenhafteste Arzt frägt seine Patienten über ihr Befinden so peinlich aus, wie Papa Weber den Künstler über den Sitz seines Uebels examinirte.

Dawison spielte seine Rolle vortrefflich; seine Krankheit nahm von Station zu Station zu; die Brille, die er abgenommen hatte, zitterte in seinen Händen; die Krampfanfälle wurden bedenklicher. Papa Weber sprang in jedem Städtchen aus der Postchaise, eilte zur Apotheke und kam mit riesigen Medizinflaschen zurück, mit allen Heilmitteln, die wir nach unserer Kenntniß der populären Medizin für nöthig erklärten. Doch leider war keine Besserung fühlbar; die Thürme der Travestadt leuchteten am Horizonte auf; der Angstschweiß stand dem Vater der Benefiziantin auf der Stirn; er brachte ihn mit, den Löwen des Tages, den Kassenmagnet, der das etwas spröde, hanseatische Publikum zum Vortheil seiner Theta in das Theater locken sollte — aber in welchem Zustande! So nahe dem Hafen, drohte das Schiff zu scheitern. Wenn Bogumil Dawison nicht mit auftrat, dann wurden alle die schönen Hoffnungen auf ein glänzendes Benefiz zu Schanden. Hops Anna Marthe! Da lag der Topf! Schon rasselt die Postchaise über das Straßenpflaster; wir alle helfen Dawison aus dem Wagen und brachten ihn auf sein Zimmer. Trübselig war der Empfang bei der

Familie Weber; der Himmel, der so voller Geigen gehangen hatte, umflorte sich in bedenklicher Weise. Der kranke Künstler ließ sich indeß bestimmen zu Tisch zu kommen. Alles hing fragend an seinen Mienen. Bei dem zweiten Teller Suppe, den er verlangte, flog über das Gesicht des Bühnenpapas ein heller Sonnenschein. Dawison nahm einmal Braten, er nahm zwei Mal, er nahm das dritte Mal davon — dem glücklichen Vater standen die Freudenthränen in den Augen.

VIII.

Wieder war ich auf ostpreußischem Boden, theils in Königsberg, theils auf dem Gute Commen bei Neuhausen, im elterlichen Hause. Unter ein paar hochschattenden Bäumen im Garten konnte ich da lesen und arbeiten; der Blick ging über die Umzäunung hinaus in eine ländliche Idylle, auf wogende Kornfelder und die Waldhügel von Klein-Haide. Ich begann mich lebhaft für Landwirthschaft zu interessiren — es war hier alles so behaglich, der saubere Gutshof mit den Wirthschaftsgebäuden, die wohlgepflegten Aecker. Oft ging ich mit meinem Vater über die Felder; ich freute mich mit ihm an dem gutstehenden Weizen und Roggen; ich wurde mit ihm melancholisch, wenn ein Gewitter mit Hagelschlag die Saaten verwüstet hatte. Bisweilen ritt ich auch mit einer munteren Cousine aus Memel auf den Feldwegen spazieren, freilich nicht auf ungebändigten wilden Rossen; denn mit meiner Reitkunst war es nicht weither.

Ich hatte Muße, über den Gang der politischen Bewegung nachzudenken, an deren erstem glänzenden Aufschwung ich mich mit so jugendlichem Ungestüm betheiligt hatte. Die Zeitungen brachten nur unerfreuliche Nachrichten; überall siegten die Gegner jener Bewegung — war diese verfrüht, überstürzt gewesen? Ueberall blutige Kämpfe, in Dresden, in der Pfalz, in Baden — überall blieb der militärischen Uebermacht und den geschulten

Waffen der Sieg. Ich war verſtimmt, erbittert über die Executionen, denen ſoviele edle und begeiſterte Freiheitskämpfer, beſonders in Baden, zum Opfer fielen. Und doch empfand ich Zweifel in mir, ob die Reichsverfaſſung, für welche jene Schilderhebungen ſtattfanden, überhaupt lebensfähig ſei. Und wenn ſie im Südweſten auch die Reichsverfaſſung höchſtens als Aushängeſchild betrachteten oder ganz zum alten Eiſen warfen und das Banner der Republik erhoben — wieviele in Deutſchland waren denn geneigt, unter dieſem Banner zu kämpfen? Man mochte mit den Fürſten grollen; aber zur Republik bekannten ſich nur wenige und auch die Reichsverfaſſung erkannte ja ein monarchiſches Reichsoberhaupt. Die meiſten jener Kämpfer waren indeß keine Landsknechte der Freiheit, keine Rebellen um der Rebellion willen — gerade unter denen, die im Kampfe gefangen genommen oder zum Tode verurtheilt wurden, waren viele edle und ſympathiſche Jünglinge und Männer, von idealer Begeiſterung entflammt. Mich erfüllte das mit Wehmuth; ich ſelbſt hatte dieſe Begeiſterung getheilt und mich bisweilen von ihr zu ſtürmiſchen Ergüſſen phantaſievoller Lyrik hinreißen laſſen; aber ich hatte daneben eine ſcharfe kritiſche Ader, ich ſah das Unmögliche mit einer viſionären Deutlichkeit — und ſo war meine Stimmung eine getheilte und traurige; denn traurig ſtimmt alles Halbe.

Inter arma silent musae — die politiſche Lyrik war verſtummt. Ihre Sturmvögel konnten früher freudig die Schwingen regen — jetzt war ihr Flug gelähmt. Nur der ungariſche Krieg begeiſterte noch einige lyriſche Nachzügler, und als nach dem Frieden von Vilagos Haynau in Ungarn zu Gericht ſaß, da wandten ſich die Sympathieen ſeinen Opfern zu, und auch ich griff noch einmal in die Saiten zu einem Gedicht, welches in der „Königsberger Zeitung“ erſchien und damals vielfach, beſonders von Karl Gutzkow mit hohem Lobe bedacht wurde. Es war eine neue Wiener Immortelle und wohl die beſte von allen; es begann mit den Verſen:

Großinquisitor, welch ein Feiertag!
Nicht länger darf die durst'ge Rache fasten.
Sie schwelgt berauscht bei blut'gem Festgelag,
Bis übermüdet ihre Henker rasten.

Doch die Idylle von Commen und Neuhausen war nur für die Ferien, so anmuthig sie war, so freundlich der Gang durch das Wäldchen nach Neuhausen, wo meine Stiefmutter ein hübsches Wohnhaus mit geräumigem Garten besaß und wo außerdem der Park des Grafen Luckner künstlerisch veredelte landschaftliche Genüsse bot — ich mußte an Erwerb, an irgend eine Stellung denken. Woltersdorff kam mir entgegen; er beauftragte mich mit der Beurtheilung der eingereichten Stücke und schloß einen Kontrakt ab über die Aufführung meines „Hieronymus Snitger" und eines eben vollendeten Dramas „Ferdinand von Schill". Nicht lange darauf wurde ich von der „Königsberger Hartungschen Zeitung" mit der Abfassung der Schauspielkritik für ihr Feuilleton beauftragt. Das vertrug sich indeß nur kurze Zeit mit meiner wesentlich eingeschränkten und verkürzten dramaturgischen Stellung, und ich begriff nicht, wie Lessing und Prutz als angestellte Dramaturgen der Hamburger Theaterdirektoren zugleich die Kritiken über die Aufführungen und die Schauspieler schreiben konnten. Es kam zu Mißhelligkeiten zwischen der Direktion und mir, die indeß bald wieder ausgeglichen wurden. Doch blieb von ihren übernommenen Verbindlichkeiten noch die Aufführung meiner beiden Dramen Hieronymus Snitger und Ferdinand von Schill übrig. Das erste Stück hielt auch bei einem Publikum Stand, welches nicht durch den lokalen Hintergrund bestochen war; doch die Kritik am Pregel war viel unfreundlicher, als die an der Elbe, und besonders die Hartungsche Zeitung, deren Mitarbeiter ich war, zeichnete sich durch die Unparteilichkeit aus, womit sie ihre kritische Sonde in die Wunden meiner Dichtung legte. Größer war der Erfolg des andern Dramas, das über eine große Zahl norddeutscher Bühnen ging und 1850 nach der Olmützer Punktation

als Tendenzstück eine in den Zeitungen vielbesprochene Rolle spielte und bei mehreren Aufführungen zu Demonstrationen Anlaß gab.

* * *

Ich hatte in Hamburg, durch die Erfolge des Snitger und die Marseillaise angeregt, mich zuerst mit Ferdinand von Schill beschäftigt und den ersten Act zu dichten begonnen. Mir erschien der Stoff sehr geeignet für dramatische Behandlung. Die Befreiungskriege selbst sind ein epischer Stoff; für den Dramatiker sind weniger die Kämpfe Schills mit den Franzosen von Bedeutung, als der Conflikt mit der eigenen Regierung, der Conflikt des kampfmuthigen Patriotismus mit dem Gesetze der militärischen Subordination. Schill ist ein wackerer Vertreter der damaligen Volksfreiheit und Begeisterung, verrathen von der feilen Politik der Kabinete. Vom eigenen König wegen Insubordination als Deserteur erklärt, muß er seinen Namen an den Galgen schlagen sehen. Feinde vor sich, Feinde hinter sich, wird er willenlos zum Rebellen, stellt sich auf die eigene Kraft und geht ruhmvoll im Verzweiflungskampf unter. Die Handlung entwickelt sich ungekünstelt, und schon der Stoff zeigt die der dramatischen Behandlung so günstigen markanten Einschnitte. Anfangs der biedere Soldat, begeistert für die deutsche Sache, geräth er allmählich in Opposition mit dem Zopfregiment, dessen Vertreter General Roetel, sein Schwiegervater ist, der ihm schon beim Beginn des Stückes einen derben Verweis ertheilt:

Der übermüthige Geist
In eurem Corps schlägt aus nach rechts und links,
Als wär' es ein Gestüt von jungen Füllen.
Wir leben jetzt in Frieden, mein Major,
Und haben einen Feind nur, schlechte Zucht!
Ich sage, das muß anders werden, Herr.
Und wenn ich sag', es muß, so wird es anders!
Bei euch fehlt der Respekt, und wie im Feld

Grüßt der Husar leichthin die Vorgesetzten,
Als wären's Dirnen aus dem Tanzlokal.
Er sitzt zu Pferd, als ritt' er zum Vergnügen,
Sprengt um die Ecken, wie der wilde Jäger
Die Sättel losgeschnallt, nicht blank die Sporen,
Und nur den Schnurrbart trotzig aufgewichst.
Die Disciplin ist unsres Heeres Stolz;
Man will jetzt ändern, bessern, — danke bestens.
Der Stock des alten Fritz — das ist der Geist,
Der uns allein zusammenhält. Dressur
Das ist der Talisman und hört sie auf,
Klopft man uns Preußen aus der Welt heraus,
Wie ich die Asche aus der Pfeife klopfe.

Doch Schill, angeregt durch die Berathungen des Jugendbundes, durch die Begeisterung der Jugend, der Studenten und Offiziere, welche wünschten, daß er sich an die Spitze der Erhebung in Norddeutschland stellte, tritt dem General mit einer Energie entgegen, für welche er in kurzer Haft büßen muß. Das ist der Schluß des ersten Actes, der anfangs in lauter Genrebildern die Volksstimmung, weiterhin die Stimmung der höheren patriotischen Kreise wiedergibt. Er endet mit einem vollen Akkord; aber es sind nur die Saiten des Gemüthes, die darin widerklingen. Erst am Schluß des zweiten Actes, nach einem Besuche des flüchtigen Ministers Stein, ist der Entschluß zur That gereift, zu der Schill allerdings in aller Stille schon Vorbereitungen getroffen hat, welche dem König und dem Feind verrathen worden sind. Man räth ihm zur Flucht. Sein Freund Dinieski will seine Schuld auf sich nehmen; sein greiser Vater ladet ihn zu sich aufs Land, um daß er dort die Flitterwochen feiere. Da laufen die Siegesnachrichten aus dem deutschen Süden ein, und nun läßt sich Schill nicht länger halten. Er sagt sich vom Vater und von der Geliebten los, durchbricht das Gesetz der Disciplin und führt sein treuergebenes Corps zum Kampfe gegen die Franzosen. Im dritten Acte sehen wir Schill auf dem Höhepunkt seines Ruhms; er besiegt die Franzosen in dem Treffen bei Dodendorf und spricht sich gegenüber dem gefangenen Franzosen Delaunay, der den Kampf Napo-

leons als die Propaganda der Revolution vertheidigt und die Schlacht von Jena die preußiſche Freiheitsſchlacht nennt, als begeiſterter Patriot aus, indem er das Marſchallspatent Napoleons zurückweiſt, das dieſer ihm anbietet, falls er in ſeine Dienſte treten will:

Fremder Herrſchaft Joch
Erträgt kein edles Herz.
Ich bin ein Deutſcher und dies Volk des Ruhms
Hat jeden Feind verjagt aus ſeinen Gauen,
Sein eigen Recht beſchirmt ſeit Varus Zeiten.
Ich bin ein Preuße, über meinem Haupt
Schwebt Friedrichs Aar, der auch bei Roßbach ſchlug!
Krieg denn mit euch bis auf den letzten Mann
Ich bin der Vortrab nur — doch hinter mir,
Da wird der Aar der Hohenzollern fliegen
Vom Fels zum Meer, zu ewig neuen Siegen.

Dieſer Höhepunkt der Handlung liegt am Schluß des dritten Actes; doch es iſt nicht zugleich der Höhepunkt der Kriſis; im Gegentheil, hier breitet ſich das Drama in das Gebiet des Epos aus, und der ſtarke dramatiſche Zug der beiden erſten Acte erleidet eine unwillkommene Einbuße.

Dagegen iſt der Glücksumſchlag im vierten Act ſcharf ausgeprägt: es iſt der Abſturz von der Höhe und der Bogen einer immer ſiegreicher hervortretenden Gegenbewegung. Die Erfolge bleiben aus. Die Sympathieen des Volkes erkalten, das Unternehmen wird immer mehr zu einem haltloſen Freiſchärlerzug. Die Truppen beginnen zu meutern: Lieutenant von Sebich, der Gegner und Nebenbuhler Schill's, ruft ſie gegen den Führer auf und gewinnt beſonders einen wackeren Unteroffizier Werden, in deſſen Bruſt ſich der Conflikt Schill's gleichſam in umgekehrter Strahlenbrechung ſpiegelt, für die Auflehnung gegen den früher vergötterten Führer. Nun erſt wird Schill zum Rebellen, indem er die königliche Deſertionserklärung in den Wind ſchlägt, den braven Werden niederſchießt und ſich mit ſeinen Getreuen zum Verzweiflungskampf nach Stralſund durchſchlägt. Dort tritt die Kataſtrophe ein, die den fünften Act, im Anſchluß an die ge-

ſchichtliche Ueberlieferung ausfüllt, der Untergang Schill's im Kampfe mit den Franzoſen, Dänen und Holländern.

Der Antipode Schill's iſt Lieutenant Sebich, der ſtarre bewußte Egoiſt, der jede Begeiſterung als fixe Idee verlacht und nur für ſeine eigene Sache, für ſeine perſönliche Leidenſchaft thätig iſt. Er iſt Schill's Nebenbuhler, liebt glühend deſſen Braut Eliſe, doch ohne Gegenliebe zu finden, verfolgt Schill mit allen Mitteln, mit Energie und Kühnheit, erregt die Meuterei, theilt die Deſertionserklärung mit, verräth Schill in Stralſund, entführt Eliſe, fällt aber von Schill's Hand, den er ſterbend noch dem heranrückenden Feinde mit den Worten verräth: „Das iſt der Schill, ihr Dänen!“

Eliſe iſt freilich keine dramatiſche Heldin, und das ſagte damals ſchon Feodor Wehl; ich erwiderte ihm darauf: „Eliſe iſt nothwendige Bagage und muß mitgeſchleppt werden durchs Feuer, wenn ſie nicht wie ein Ballonlämpchen ausgehen ſoll. Ich hätte den Schill am liebſten ohne Frauenzimmer geſchrieben, doch das Publikum will einmal in fünfactigen Tragödien das ſchöne Geſchlecht mitſpielen ſehen. So hab' es ſeinen Willen. Man ſieht es allerdings der Eliſe an, daß ſie nur eine verſificirte Conzeſſion iſt; doch ſie iſt ein edler Charakter, heroiſch, wenn ich ſie brauche, und weniger lüderlich, als die Verſe, die ſie nach der Bühneneinrichtung zu ſprechen hat.“

Habent sua fata libelli — das kann man auch von Schill ſagen. Das Stück machte von Königsberg aus die Runde — es wurde in Danzig, Magdeburg, Potsdam, Halle, Hamburg gegeben — überall mit Beifall. Die Schlußſcenen in Stralſund begeiſterten manche Regiſſeure zu cirkusähnlichen Produktionen. In Halle erſchienen viele Liebhaber des Sports und der Reitkunſt hoch zu Roß auf der Bühne, um mitzuwirken bei der Darſtellung der Kampfſcenen zwiſchen den Schillſchen und den Franzoſen, und am Hamburger Stadttheater mußte das Podium geſtützt werden, da faſt eine halbe Schwadron auf die Bühne geſprengt kam. Das Stück wurde dadurch in ein Spektakelſtück

verwandelt und ein Theil der Kritik, besonders in Hamburg, nahm Anstoß daran.

Ich erwähne gleich, daß es im Jahre darauf, 1850, als es in Breslau und am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit großem Erfolg gegeben wurde, sich auf einmal in ein Tendenzstück verwandelte, wozu es ebenso schuldlos wie zum Spektakelstück gekommen war. Es war die Zeit der Olmützer Punktationen; der Rückzug Preußens vor Oesterreich erfüllte die Gemüther mit Erbitterung, und es herrschte im Volke eine lebhafte kriegerische Stimmung. Die Situation war eine ähnliche; die Furcht vor einem ehrlichen offenen Kriege, die Fäden der Diplomatie schienen ein Gewebe der Schmach für das Volk zu werden; da wurden Verse stürmisch applaudirt, Stichwörter aufgegriffen, die früher spurlos vorübergegangen waren. Die Polizei wurde aufmerksam auf das Stück, und in Berlin wurden die Aufführungen sistirt.

Noch einmal tauchte dann Schill an mehreren Bühnen, auch in Leipzig auf, beim Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870 — da war es die patriotische, gegen den äußern Feind sich richtende Wendung, welche der Zeitlage am meisten entsprach und die Sympathieen des Publikums fand. Deshalb schlugen die ersten Acte mehr durch als die letzten.

Einmal hatte sich auch Seine Majestät König Wilhelm I. mit dem Schill beschäftigt — es galt eine Freigebung desselben bei den Bühnen, die seiner Entscheidung anheimgegeben war. Mir wurde eine sehr eingehende Begutachtung des Stückes durch den König mitgetheilt, der gegen das Ganze keine Einwendung erhob, sondern nur an einem Punkte Anstoß nahm, an der Brieftasche, welche Königin Luise dem tapfern Reiterführer geschenkt haben sollte, was öfters in dem Stück erwähnt wird — diese Thatsache wurde als unhistorisch gerügt, obschon die genauesten Biographien Schill's sie erwähnen.

In „Hieronymus Snitger" und „Ferdinand von Schill" waren die Frauenrollen so unbedeutend, daß es mich reizte, auch einmal

zwei Frauengeſtalten zu Heldinnen einer Tragödie zu machen. Dazu gab mir die franzöſiſche Revolution den Stoff; ich ſchrieb ein Drama „Lambertine von Mericourt“ von Hauſe aus mit voller Reſignation betreffs der Aufführung, da ich wußte, daß ſchon der hiſtoriſche Hintergrund ein Hinderniß ſein würde, das für die meiſten größeren Theater unüberwindlich war. Dies lähmte indeß nicht meine Geſtaltungskraft und den friſchen Muth, womit ich an die Arbeit ging; im Gegentheil, mein dichteriſches Feuer war nie ſo ungehemmt und ungedämpft, wie in der Lambertine von Mericourt — und in dieſer Hinſicht gehört das Drama jedenfalls zu meinen beſten Schöpfungen.

Die Titelheldin iſt jene Furie der Revolution, welche bei dem Zug nach Verſailles eine große Rolle ſpielte, beim Sturm auf die Tuilerien den Edelmann, der ſie verführt und im Stich gelaſſen, getödtet haben ſoll, in den revolutionären Bewegungen als Volksführerin eine große Rolle ſpielte, zuletzt von den Weibern der Halle in entehrender Weiſe gezüchtigt wurde und als eine Irrſinnige zu Grunde ging. Schon in die Berichte aus ihrem Leben miſcht ſich manches Dunkle und Widerſprechende — und ſo iſt der dichteriſchen Erfindung der freieſte Spielraum gelaſſen. Mit ihrer Vergangenheit rechnet ſie ab, indem ſie im Kampf ihrem Verführer, dem für den König kämpfenden Saint-Eu, im Angeſicht der Tuilerien den Tod gibt; dann aber bemächtigt ſich ihres Herzens eine feurige Leidenſchaft für den ſchönen Girondiſten Barbaroux — und hier begegnet ſie einer glänzenden Nebenbuhlerin, der geiſtreichen und reizvollen Manon Roland. Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Frauen beherrſcht die ganze Tragödie: Lambertine iſt das Weib aus dem Volke, Manon die Vertreterin der geiſtigen und geſellſchaftlichen Bildung; Lambertine vertritt die wilde Leidenſchaft der erregten Volksmaſſen und des eigenen ungeſtümen Herzens, Manon Roland die Begeiſterung für die Ideen der Freiheit und die hingebende Neigung zu einem jugendlichen gleichgeſinnten Genoſſen. Beide ſind Töchter der Revolution, die wie Saturn ihre eigenen Kinder

verſchlingt. Die Eiferſucht macht Lambertine zu einem weiblichen Rachedämon, welcher die Roland in den Sturz der Gironde verwickelt, und ſie zögert nicht, auch den treuloſen Barbaroux zu verderben. Camille Desmoulins, der ſie liebt, bläſt alle feindlichen Inſtincte in ihr zur hellen Flamme an: doch der Rückſchlag bleibt nicht aus. Sie weiſt ſeine Leidenſchaft zurück; ihr Herz hängt an Barbaroux, ſie folgt dem Flüchtigen nach und geht mit ihm zu Grunde, als die Häſcher des Convents ſich ihrer Opfer bemächtigten.

Manon Roland iſt eine ideale weibliche Geſtalt, vielleicht die edelſte und bedeutendſte, die ich geſchaffen. Es iſt etwas an ihr von einer antiken Heldin, ſtolz und muthig geht ſie dem Tod entgegen; ſie glaubt nur an die Unſterblichkeit der That und des Namens, aber ſie ſpricht mit edlem Schwung dieſen Glauben aus, ebenſo wie ihre Begeiſterung für die Republik und das den Feinden gegenüber ſiegreiche Frankreich, das ihr Banner trägt! Doch in die dramatiſche Handlung ſelbſt greift ſie nicht entſcheidend ein; ihre Seelengröße iſt mehr paſſiver Art, ſie iſt das Opfer der leidenſchaftlichen Lambertine, die nicht bloß die Titelheldin, ſondern die bewegende Kraft der Tragödie iſt.

Camille Desmoulins gilt für einen der liebenswürdigſten Charakterköpfe der Revolution, und ſo erſcheint er auch in mehreren Revolutionsdramen immer als der Idealiſt, der am Palais Royal das Volk zum Sturm auf die Baſtille durch jugendlich ſtürmiſche Beredtſamkeit zu entflammen wußte. In meinem Drama erſcheint er in weſentlich anderem Licht; er iſt der verneinende Geiſt mit ätzendem Sarkasmus, einſchneidender Satyre, von oft gehäſſigem Ton und zudringlicher Leidenſchaftlichkeit; doch dies Charakterbild iſt keineswegs unhiſtoriſch; man leſe ſeinen vieux Cordelier und die Anklagen Robespierres gegen ihn; er hatte eine ſtarke Ader des Pasquillanten und er war mehr witziger Kopf als idealer Schwärmer. Ungeſchichtlich iſt nur ſeine Liebe zu Lambertine; denn er hatte eine junge reizende Gattin Lucile, die ich in meinem Drama todtſchwieg, während

ich sie später zur Heldin einer Ballade machte. Daß aber Lambertine ihn zurückwies und den schönen Barbaroux bevorzugte, ist auch glaubhaft nach der geschichtlichen Ueberlieferung; denn Camille war ebenso häßlich, wie sich Barbaroux durch seine Schönheit auszeichnete. Camille Desmoulins ist in dieser Tragödie auch der Vertreter der kraftgenialen Diktion, der charakteristisch und epigrammatisch scharf zugespitzten Prosa; denn in „Lambertine", wie in „Ferdinand von Schill", wie in der „Blinden" und „Lord Byron", wechseln Vers und Prosa nach dem Muster der Shakespeareschen Dramen, und nicht bloß die Volksscenen, die mehr genrehaft gehaltenen Charaktere, denen komische Lichter aufgesetzt werden, nicht bloß das Cynische und Kaustische war in das Gewand der Prosa gekleidet, sondern auch manche leidenschaftliche Rollen, mancher Ausbruch wilder Affekte — dem Vers blieb der gedankenvolle und stimmungsvolle Theil der Diktion vorbehalten und namentlich Manon Roland, die etwas Priesterliches in ihrem Wesen hat, spricht bei mir stets in Versen, welche den edeln Aufschwung ihres Geistes angemessen widerspiegeln. In meinen späteren Tragödien „Mazeppa", „Catharina Howard", „der Nabob," „Amy Robsart" und andere habe ich durchweg den Vers und damit den einheitlichen Ton festgehalten, wie er in den Dramen Schiller's seit dem „Don Carlos" herrscht.

„Lambertine von Mericourt" wurde von mir öfters in Privatkreisen vorgelesen, in Königsberg, Hamburg, auch einmal in Berlin im Salon der Gräfin Ahlefeld. Obschon das Drama durchaus bühnengerecht war, dachte ich lange Zeit nicht an eine Aufführung: an den Hofbühnen schien mir eine solche nicht möglich zu sein, wegen des revolutionären Hintergrundes, des wenig salonfähigen Charakters der Hauptheldin und der republikanischen Herzensergüsse der Manon Roland. Welches Stadttheater aber hatte zwei Darstellerinnen, welche die Rolle der Lambertine und der Roland, zweier Heroinen, von denen die eine mit dem Schwert gewaffnet auftrat, die andere eine Heldin war in der Armee des Geistes, hätte decken können? Gleichwohl wurde das

Stück 1868 unter der Direktion des Herrn von Witte am Leipziger Stadttheater gegeben. Rosa Link spielte die Titelrolle, Clara Ziegler die Manon Roland. Die Kampfscene beim Sturm auf die Tuilerien erschien etwas zu grell und wurde bei den Wiederholungen ermäßigt, indem Saint-Eu hinter den Coulissen fiel — mehr als einen Achtungserfolg trug das Stück nicht davon. Ich hatte größere Hoffnungen darauf gesetzt in Erinnerung an die glänzenden Kritiken des Dramas, die nach dem Erscheinen desselben im Buchhandel veröffentlicht wurden. Namentlich Max Waldau hatte in den „Blättern für literarische Unterhaltung" einen geradezu enthusiastischen Essay darüber geschrieben, der eine halbe Nummer füllte. Doch das Stück blieb ein Buchdrama, und auch die Literaturhistoriker haben sich nicht darum gekümmert, wie denn auch einige der neuesten alle meine dramatischen Erzeugnisse nicht erwähnen — nicht gerade aus Geringschätzung, denn man kann nur das gering schätzen, was man kennt. Nur was der Wellenschlag des Tages ans Ufer spült — das nehmen sie auf in ihre Sammlungen und nur darüber stellen sie weitschweifige und gelegentlich tiefsinnige ästhetische Betrachtungen an. Mit literarischen Tiefseeforschungen beschäftigen sie sich nicht! Wie gewissenhaft waren dagegen frühere, wie Heinrich Kurz, Adolf Stern und andere in ihren Aufzeichnungen und Charakteristiken. Diese meistens auf Kathedern hausenden Literarhistoriker werfen sich gegenseitig wie beim Federballspiel immer nur dieselben Namen zu und sind dabei überzeugt, daß, was sie nicht sehen, überhaupt nicht existirt. Einmal tauchte meine „Lambertine" wieder in der Presse auf und zwar in der österreichischen, als Mosenthal denselben Stoff behandelt hatte und seine „Lambertine" in Wien zur Aufführung gekommen war. Da erinnerten sich einige Feuilletonisten auch meines Stückes und einer derselben widmete ihm einen längeren Artikel, worin er ihm vor dem Mosenthalschen den entschiedenen Vorzug einräumte.

* * *

Das Theater hatte ſich von den Schrecken des Revolutionsjahres wieder erholt und Woltersdorff war damit beſchäftigt, die Havarie ſeines Bühnenſchiffes wieder zurecht zu kalfatern. Es fehlte nicht an Gäſten und Debutanten — Karl Devrient aus Hannover machte durch ſein oft geniales Spiel in Königsberg großen Eindruck; er hatte nicht den klaſſiſchen Adel von Emil Devrient, doch er war männlich und charaktervoll in ſeinem Spiel und erinnerte von den drei jüngeren Devrients am meiſten an ſeinen Onkel, den genialen Ludwig Devrient. Auch meine Hamburger Freundin, Antonie Wilhelmi, führte ſich in der baltiſchen Hauptſtadt mit ſchönem Erfolg ein: ihr leidenſchaftliches Spiel entzückte beſonders die Damenkreiſe, in denen ich mich bewegte. Ich wohnte damals im erſten Hotel Königsbergs im deutſchen Hauſe, anfangs hoch oben im Thurmzimmer, dann in einem andern hochgelegenen Raum in einem Stockwerk zuſammen mit den übrigen Sterblichen. Mein Stubennachbar war der Schauſpieler Adolf Schwarz, einer der gebildetſten Bühnenkünſtler, den ich je kennen gelernt. Vom frühen Morgen an machte er ſeine Studien, gymnaſtiſche Uebungen, Sprachſtudien, und während ich noch im Bette lag, hörte ich ihn italieniſch deklamiren; er grübelte ſolange über ſeine Rollen, bis er novum quid atque inauditum herausgefunden hatte. So beſinne ich mich, daß er den Hamlet in der Opheliaſcene mit aufgeriſſenem Wams und mit herunterhängenden Strümpfen ſpielte, ganz ſo wie er nach der Schilderung, welche Ophelia ihrem Vater gibt, einmal bei ihr erſchienen war. Später iſt Dr. Schwarz der Bühne untreu geworden, nachdem er längere Zeit Oberregiſſeur bei einigen Berliner Theatern geweſen; er hat als dramaturgiſcher Schriftſteller und Vortragsmeiſter in Berlin gewirkt und iſt zuletzt, wenn ich mich nicht irre, dort auch Hotelbeſitzer geweſen.

In politiſcher Hinſicht herrſchte eine gedrückte Stimmung. In Berlin wurde alles rückwärts revidirt, das Dreiklaſſenwahlſyſtem eingeführt, die Provinzialſtände wurden ins Leben gerufen.

Was man dann später in Erfurt plante und ausführte, waren schwächliche Abzahlungen auf das Konto der deutschen Einheit. Es gab in Königsberg kein öffentliches Leben mehr — nur die Presse sprach oft energisch ihren Unwillen über die neue Wendung der Dinge aus und ihr erbitterter Ton rief bisweilen die Staatsanwaltschaft in die Schranken. Johann Jacoby, der zuletzt dem Rumpfparlament angehört hatte, wurde des Hochverraths angeklagt, aber im December 1849 von den Königsberger Geschworenen freigesprochen. Da regte sich noch einmal der alte oppositionelle Geist; der Verfasser der „Vier Fragen" wurde gehuldigt, und mit lärmendem Jubel durchzogen seine Anhänger die Straßen. Walesrode hatte indeß bei dem Kaufmann Heinrich auf dem Steindamm, einem sehr gemäßigten Mann, der beim ersten Beginn der ostpreußischen Bewegung eine Rolle gespielt, ein Asyl gefunden; er lebte dort zurückgezogen. Seine nicht sehr zahlungsfähige Muse hatte bei den ungünstigen Zeitverhältnissen fast gar keine Fonds mehr zur Verfügung; sie hatte nur den Humor der Initiative und verlor die gute Laune, wenn sie nicht von lautem Beifall getragen wurde. Wir spielten bisweilen im Hotel zur Stadt Berlin ein melancholisches Tricktrack — da hatte er die Genugthuung zu gewinnen, wenn alle seine Steine hinausgewürfelt wurden, während das im Leben ihm nur Verlust gebracht. Die Besitzer des Hotels waren übrigens damals waschechte süddeutsche Republikaner — und so fühlte er sich dort heimisch. Ferner machte ich mit ihm im härtesten ostpreußischen Winter, wo der Bart fast zu krystallisiren begann und man beim Nord- oder Oststurm glaubte, die Engel im Himmel musiciren zu hören, regelmäßige Promenaden in eine Wasserheilanstalt auf dem hinteren Tragheim, in deren Garten sich eine energische Douche und Brause befand, um durch dies heroische Mittel uns Kraft und Gesundheit zu bewahren. Ein böswilliger Journalist, der Redakteur des „Freimüthigen", der meinen „Heinrich Noak" zerfetzt hatte und später alle Königsberger Liberalen mit ätzender Satyre verfolgte, nahm auch von diesen Wanderungen zur eis-

kalten Douche und Brauſe Notiz, und meinte, wir ſuchten uns durch Abhärtung für die künftigen Freiheitskämpfe des deutſchen Volkes zu ſtärken.

Bei einem jüdiſchen Kaufmann in der Vorſtadt waren wir bisweilen zuſammen zu Tiſch geladen, auch Johannes Rouge fand ſich hier gelegentlich ein. Bei einem ſolchen Diner begab es ſich, daß ich in der Weinlaune eine Unterſchrift zum Porträt Walesrode's improviſirte:

Walesrode,
Eine Epiſode
In der Literatur —
Nur!

Darauf entgegnete ſchlagfertig der Randzeichner und Gloſſator zu den Texten unſerer Zeit:

Gottſchall,
Ein Wortſchwall
In der Poeſie —
Mehr nie!

Dies kleine Redeturnier mit ſeinen epigrammatiſchen Spitzen hat noch viele Jahrzehnte nachher die Runde durch die Zeitungen gemacht; doch wenn man glaubte, daß es zwei Todfeinde waren, die ſich hier mit vergifteten Pfeilen verfolgten, ſo war dies ein großer Irrthum. Wir betrachteten dieſe Verſe nur als Knallbonbons für die Tiſchunterhaltung, von denen, wenn ſie verpufft waren, nichts mehr übrig blieb, und gingen nach wie vor unter die Brauſe und Douche auf dem hinteren Tragheim.

Ein anderer geſellſchaftlicher Kreis, wo wir uns begegneten, war der Salon der Frau Kleiſt in Kalthoff, einer Beſitzung dicht vor den Thoren von Königsberg, an der Landſtraße nach Neuhauſen gelegen. Die Dame des Hauſes war geiſtig überaus rege und künſtleriſch gebildet; das Haus hatte ſchöne Räume; der große Salon des Erdgeſchoſſes eignete ſich für Tanzvergnügungen und dilettantiſche Schauſtellungen. Hier fanden ſich auch die Damen des Kreiſes von Albert Dulk, ſeine

Couſinen und Freundinnen zuſammen. Die Schweſter der Frau Kleiſt war eine junge, reſolute Berlinerin, Elſe Bußler, die ſpäter Albert Dulk nach Stuttgart folgte und neuerdings die Herausgabe ſeiner geſammelten Schriften veranlaßt hat. Während die politiſche Reaktion immer mehr triumphirte und im politiſchen Leben eine Windſtille eintrat, ſegelte der geſellſchaftliche Reformdrang mit vollen Segeln. Die Emancipation der Frauen lag in der Luft; ſie hatte ja ſchon einmal in Königsberg ihre Orgien gefeiert in einer heiligen Maskerade. Denn bei den Myſterien des Muckerthums ſpielte ungezügelte Leidenſchaftlichkeit eine nicht geringe Rolle. Von der äußerſten Rechten war der elektriſche Funken auf die äußerſte Linke hinübergeſprungen; wenn auch hier von einer ſo kecken Praxis der Emancipation nicht die Rede war, doch es herrſchte Geiſt und Leben in dieſen Cirkeln, die für Dichtung und Philoſophie keine Cenſur kannten. Es war ein ſchöngeiſtiger Salon, deſſen Thüren weit offen ſtanden und die friſche Luft des Geiſtes hereinließen von allen Seiten. Walesrode las ſeine Humoresken, ich las Gedichte und Scenen aus meinen Stücken vor. Bisweilen wurden auch im Salon vor größerem geladenen Kreiſe lebende Bilder aufgeführt, und da begab es ſich einmal, daß ich als Sultan mit meiner Scheherezade, Elſe Bußler, gerade als der Vorhang in die Höhe gegangen war, vom Divan herunterglitt — ein lebendes Bild, das aus dem Rahmen herausfiel.

Ein anderes Heim für die Freigeiſterei der Leidenſchaft war die Wohnung Albert Dulks auf dem Viehhof am Friedländer Thor. Dort erſchien bisweilen Dr. Ferdinand Falckſon, ein talentvoller Dichter und junger Arzt, und wir laſen Gedichte aus „Daumers Hafis“, der damals populär war, bis ihn gleich darauf Bodenſtedts Mirza-Schaffy in den Hintergrund drängte. Falckſon hat ſpäter die Königsberger Bewegungsepoche in intereſſanten Skizzen gezeichnet. Die beiden Fräulein v. L., Franziska, eine virtuoſe Klavierſpielerin und Marianne, eine Sängerin mit prächtigem Organ, führten auch die Muſik in den Muſenkreis

ein, der sich dort auf dem prosaischen Viehhof versammelte. Die sanfte Frau Albert Dulks, die später Jahrzehnte lang mit den intimen Freundinnen ihres Gatten in harmonischem Einklang lebte, führte dort den Vorsitz – ihre Schwester Therese, eine schlanke, dunkeläugige Schönheit, hat später einen hervorragenden Berliner Arzt, den tüchtigen jüngstverstorbenen Geheimen Medizinalrath Lewin geheirathet.

Als Redakteur des Feuilletons der „Hartung'schen Zeitung" suchte ich natürlich Beziehungen mit auswärtigen Bekannten anzuknüpfen. Feodor Wehl, ein eleganter Feuilletonist, wurde regelmäßiger Mitarbeiter; doch war der dem Feuilleton zugewiesene Raum so beschränkt, daß mir die Redaktion bald verleidet wurde. Es verdient indeß erwähnt zu werden, daß die erste Anregung zur Bildung einer Genossenschaft dramatischer Autoren damals von Feodor Wehl und mir im Feuilleton der Königsberger Hartungschen Zeitung ausging. Dies geschah im Januar 1850, also zwanzig Jahre früher als diese Genossenschaft, deren Vorsitz ich einige zwanzig Jahre führte, wirklich ins Leben gerufen wurde. Feodor Wehl schickte einen Artikel ein: „Worte an dramatische Autoren", in welchem die Mißstände, die damals mit Bezug auf die Annahme und Aufführung dramatischer Werke seitens der Bühnenleitungen im Schwange waren, scharf beleuchtet wurden, und ich selbst ließ bald darauf eine Aufforderung zu einem Congreß dramatischer Autoren folgen, der in Dresden stattfinden sollte. Das war natürlich ein Schlag ins Wasser — von allen dramatischen Schriftstellern antwortete nur einer — Eduard Devrient, und zwar ablehnend! Der Gemeingeist der deutschen Schriftsteller lag damals noch in der Wiege und ohne ein großes organisatorisches Talent ließ sich etwas Gemeinsames nicht zu Stande bringen. Die heutigen Hülfsmittel waren uns eben damals durchaus nicht geläufig; auch lag Königsberg zu weit ab von den Mittelpunkten des deutschen Lebens und seine führende Stellung hatte es längst eingebüßt. Wir verließen uns zu sehr

darauf, daß wir eine gute Sache vertraten, deren Berechtigung Allen einleuchten mußte. Doch so sehr unser Unternehmen noch in den Kinderschuhen stecken blieb, so war es doch der erste Versuch auf diesem Gebiete, und bessere Gründe, als wir sie damals geltend machten, sind auch bei der späteren erfolgreichen Wiederaufnahme dieses Plans nicht vorgebracht worden.

Der beschränkte Raum des Feuilletons gewährte mir Muße, bisweilen in Leitartikeln über dem Strich, die aber nicht mit politischer Klugheit und Mäßigung abgefaßt waren, meiner Verbitterung über die reaktionären Maßregeln in Preußen die Zügel schießen zu lassen; doch weder ich selbst noch der Redakteur der Zeitung, Hugo von Hasencamp, glaubten ohne Konflikte mit dem Preßgesetz die Leitung des Blattes länger in der Hand behalten zu können. Hasencamp, ein früherer Offizier, trat zurück, er ging mir nach Hamburg voraus und trat in die Schleswig-Holsteinsche Armee, als die Statthalterschaft aus eigener Kraft den Krieg mit Dänemark fortzuführen beschlossen hatte; er starb später den ruhmvollen Tod für die deutsche Sache in den Kämpfen bei Friedericia.

Ich selbst fand meine Stellung in Königsberg nach verschiedenen Seiten hin unerquicklich. An der unteren Ecke der table d'hôte im „Deutschen Hause" saß eine Gruppe von Kavallerieoffizieren, welche oft laut und lärmend Zeitungsartikel, die ihnen mißfielen, kritisirten; der politische Zwiespalt hatte sich auch bei der friedlichen Gemeinschaft eingeschlichen, welche nur der Küche des Hotels Ehre machen wollte. Das Theater hatte „Schill" und „Snitger" gegeben und meine dramatische Muse war hier zunächst auf den Aussterbeetat gesetzt; der Raum des Feuilletons in der „Hartungschen Zeitung" wurde immer mehr verkürzt, sodaß bestellte und eingesandte Artikel oft wochenlang auf den Abdruck warten mußten. Mir mußte es jetzt vor Allem darauf ankommen, „Schill" und „Lambertine" im Buchhandel erscheinen zu lassen, wozu mir die Verlagsbuchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg die Hand bot — und so ent-

ſchloß ich mich, Königsberg zu verlaſſen und wieder nach der Alſterſtadt zu wandern, wo ja mein literariſcher Ruf zunächſt die feſteſten Wurzeln geſchlagen hatte.

* * *

Fräulein Wilhelmi kam gerade von einem Gaſtſpiel in Riga zurück, und ich ſchloß mich ihr an, um die drei Tage und drei Nächte im Poſtwagen bei der Fahrt nach Berlin nicht ganz in troſtloſer Einſamkeit zu verbringen, ſondern auch über Dinge ſprechen zu können, die mir am Herzen lagen. Solange wir zur Rechten das Friſche Haff im Mondlicht hatten, da lag noch etwas wie Poeſie in der Nachtfahrt, trotz des eintönigen Rumorens und Raſſelns und der Ledergerüche, die der alte gelbe Poſtkaſten ausſtrömte; dann aber folgten die triſten Tage und Nächte von Konitz und Schlochau, die Kiefernwälder der Tucheler Sandwüſte, deren Ueberrieſelung eine der kulturhiſtoriſchen Thaten des Vereinigten Landtags war — und es gehörte ein reicher Fonds an Phantaſie und Eſprit dazu, wenn man die gute Laune bei dieſen Fahrten über Waſſer halten und ohne ſelbſtmörderiſche Anwandlungen durch dieſe königlich preußiſchen Wüſteneien hindurchſchlüpfen wollte. Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat, und wenn er hinlänglich matt geſchüttelt wird, in dem Salon eines komfortablen Hotels unter den Linden bei einer Theemaſchine ſich von den Beſchwerden der mühſeligen Fahrt erholen konnte. In der That hatten ſich bald in dieſem Hotel die Freunde und Freundinnen des Fräulein Wilhelmi angefunden, und man konnte ſich an einem ruhigen Geſpräch erfreuen, das nicht durch ein Poſthorn und nicht durch das unmögliche Straßenpflaſter der weſtpreußiſchen Kreisſtädte zerſtört und unterbrochen wurde.

In Berlin ſuchte ich alsbald die mir bekannten geſellſchaftlichen Kreiſe auf. Zu dieſen gehörte auch der von Varnhagen von Enſe, in den ich ſchon früher eingeführt worden, und auch

in ſpäteren Jahren hab' ich mit Vorliebe in dieſem gaſtlichen Hauſe geweilt, welches ein hervorragender Mittelpunkt des geiſtigen Berliner Lebens war. Hier ging Alexander von Humboldt aus und ein; hier erſchien Fürſt Pückler-Muskau ſtets, wenn er in Berlin anweſend war. Der damals ſo beliebte Romanſchriftſteller Freiherr von Sternberg führte hier das Geſpräch, die Silhouettenſchere in der Hand, womit er in aller Stille meiſterlich die Profile der Geſellſchaftsgenoſſen auszuſchneiden verſtand. Varnhagen von Enſe ſelbſt machte einen geiſtig bedeutenden Eindruck; er hatte einen Goethekopf, wie etwa auch Simſon, der Reichstagspräſident. Bei der größten Verſchiedenheit der Züge war ihnen gemeinſam dies vornehm Würdevolle im Geſammtausdruck und ein Gepräge der Formen, welches die höchſte Entwickelung aller Geiſtesorgane anzeigte. Varnhagen war in ſeiner Jugend öſterreichiſcher Offizier geweſen, hatte dann unter der Führung des Ruſſen Tettenborn gegen die Franzoſen gekämpft; doch er war ſpäter zu lange Diplomat geweſen, als daß das Soldatiſche in ſeinem Weſen und ſeiner Erſcheinung noch hervortreten konnte. Zeitlebens hatte er indeß von jenen früheren Zeiten her den Haß gegen die Napoleone bewahrt und er übertrug ihn von dem erſten Napoleon auf den dritten, den er mit grimmiger Feindſchaft verfolgte, ſchon zwei Jahrzehnte vorher, ehe der Cäſar gegen Deutſchland zu den Waffen griff und ſeine Loſung, die Rache für Waterloo, in kriegeriſche Thaten umſetzte. Varnhagen hatte viel erlebt, viel geſehen; er hatte Sinn für das Charakteriſtiſche, für die Eigenart der Perſönlichkeiten bis in ihre kleinſten Züge, für das Anekdotiſche — und darin beſteht jedenfalls der Vorzug eines guten Geſellſchafters. Doch er war kein Schwadroneur und niemals drängte er ſich vor, um ſich des Wortes zu bemächtigen. Ebenſowenig war er aber auch Diplomat, der mit ſeinen Ueberzeugungen hinter dem Berge hielt; er gab ihnen, wenn ſeine Rede in Fluß kam, einen ſehr rückſichtsloſen Ausdruck, der mit der Gemeſſenheit und ſtyliſtiſchen Vornehmheit

seiner biographischen Werke, die das anerkannte Gepräge einer klassischen Prosa tragen, im größten Widerspruch stand. Freilich kann man von ihm sagen, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Aristokrat durch seine frühere, diplomatische Stellung, durch seine ganzen Lebensgewohnheiten hatte er sich nunmehr in seinen politischen Ueberzeugungen der Demokratie genähert, wohl weniger was ihr eigentliches Glaubensbekenntniß betrifft, als weil er in der scharfen Kritik der bestehenden Zustände mit ihr übereinstimmte. Man hat dies auf den Unmuth und Groll des beiseitestehenden Diplomaten geschoben, der nur ausnahmsweise noch zu dieser oder jener politischen Mission verwandt wurde; doch eine scharfe kritische Ader lag einmal in seinem ganzen Wesen und wer genauer hinsieht, wird sie auch in seinen, dem Anschein nach marmorglatten Biographien herausfinden.

Er war keineswegs geneigt, den demokratischen Anschauungen große Zugeständnisse zu machen; nie ging er über die Straße, ohne den Halsorden pour le mérite zu tragen, mochte er auch im einfachsten Ueberrock spazieren gehen — und auch in den ersten Wochen und Monaten nach der Märzrevolution legte er ihn nicht ab und ertrug die bösen Blicke und gelegentlichen Herausforderungen der Menge.

Die Literatur kennt einen doppelten Varnhagen, denjenigen der biographischen Denkmäler und des ersten Theils der Denkwürdigkeiten und dann den „posthumen" Varnhagen, der mit seinen Tagebüchern, Gesprächen und den anderen Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß großen Anstoß erregt hat, als Vertreter des Klatsches und Tratsches der höheren Gesellschaftskreise angeklagt wurde und einen großen Gelehrten wie Alexander von Humboldt mit in seinen Sündenfall verwickelte. Doch auch für viele seiner irrigen Mittheilungen sowie für die gesammte Thätigkeit eines unermüdlichen Chronisten seiner Zeit, die bisweilen auch viel Schmutz zusammenfegte, gibt es eine Entschuldigung: das hing bei ihm mit dem Sport des Sammelns

zuſammen, und wie ein anderer Medaillen und Handſchriften, Gemälde und Kupferſtiche ſammelt, ſo war es ſeine Paſſion, alle Tagesneuigkeiten zu ſammeln, beſonders ſolche, die nicht aus allgemein zugänglichen Quellen ſtammten. Wer die zahlreichen Bände ſeiner Denkwürdigkeiten und Tagebücher, die im Druck erſchienen, und die zahlloſen ungedruckten Manuſkripte Varnhagens ins Auge faßt, der muß zugeſtehen, daß wir es hier mit einer eigenartigen, faſt an Monomanie grenzenden Neigung für Aufzeichnungen aus dem Leben der Zeitgenoſſen zu thun haben. Dabei ſoll nicht geleugnet werden, daß er Vieles mit in den Kauf nahm, was ſich ſpäter als nicht ſtichhaltig bewies und was er bei ſorgfältiger Quellenforſchung von Hauſe aus als unbegründet hätte erkennen müſſen, was er aber meiſtens auch durch ſpätere Berichtigungen nicht außer Kurs ſetzte. Ebenſowenig iſt zu verkennen, daß er mit einer gewiſſen Schadenfreude Alles buchte, was als ein Defizit der damaligen preußiſchen Regierungskunſt oder der in die Brüche gerathenen Hofmoral angeſehen werden konnte, und daß er die Vertreter entgegengeſetzter Anſchauungen nicht ſchonte, ſo hochgeſtellt dieſelben ſein mochten. Hierzu kam, daß er in ſeiner Vorliebe für die Porträtmalerei der mehr oder minder hervorragenden Charakterköpfe durch die ganze literariſche Richtung der Zeit beſtärkt wurde. Die jungdeutſchen Autoren, die, wenn ſie in Berlin waren, mit Varnhagen Alle verkehrten, liebten es, „öffentliche Charaktere“ zu ſchildern; das Biographiſche, die Memoiren waren an der Tagesordnung; in den Wallfahrten wurden berühmte Perſönlichkeiten des Auslandes charakteriſirt. Solche Porträtmaler waren Karl Gutzkow und Theodor Mundt; Heinrich Laube ſchleifte an dem Varnhagenſchen Muſter die burſchikoſen Ecken und Kanten ſeiner Darſtellungsweiſe ab. Auch Fürſt Pückler verſtand es, engliſchen Berühmtheiten ihre Eigenart abzulauſchen und mit ſcharfen Zügen wiederzugeben. Varnhagen ſelbſt hatte ſchon früher eine Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang herausgegeben. In ſeinem Beſitz befanden

sich zahlreiche Briefsammlungen hervorragender Männer, die zum Theil nach seinem Tode veröffentlicht wurden. So bewegte er sich ganz in seinem Fahrwasser, als er auch seine Briefe mit Alexander von Humboldt sammelte, die später bei ihrem Erscheinen solches Aufsehen erregten — und auch die neuen Bände der „Denkwürdigkeiten" schlossen sich den früheren ungezwungen an. Freilich je näher sie der Gegenwart kamen, desto bedenklicher wurden die Aufzeichnungen, besonders wenn sie von scharfen Urtheilen begleitet waren; desto leichter konnten sie mit den juristischen Maßstäben der Injurien, oder, wenn es sich um unbewiesene Thatsachen handelte, der Verleumdung gemessen werden. Der Spiegel, welchen sie der Zeitgeschichte vorhielten, mochte sich gelegentlich einmal in einen Vexirspiegel verwandeln. Gleichwohl ist das überaus reiche Material an Thatsachen, welches Varnhagen zusammengestellt, eine unerschöpfliche Quelle für künftige Geschichtschreibung, die politische sowohl wie diejenige der Literatur und Cultur, und bei kritischer Benutzung werden die Schattenseiten derselben gegen ihre Vorzüge vollständig zurücktreten.

Varnhagen war indeß bei seinem unermüdlichen Fleiße nicht durch körperliches Wohlbefinden begünstigt: er litt an Schwindelanfällen oder epileptischen Zufällen, bei deren Annäherung er oft genöthigt war, die Gesellschaft zu verlassen. Auch ging er nie aus, ohne von einem Bedienten begleitet zu werden. Gleichwohl traf man ihn oft unterwegs; er war von peinlicher Gewissenhaftigkeit mit Bezug auf gesellschaftliche Höflichkeiten und erwiderte alle Besuche, auch der jüngsten Leute und unscheinbarsten Literaten, die er in den entlegensten Straßen und den höchsten Stockwerken aufsuchte. In seinen Mußestunden spielte er auch Schach, und auch ich habe eine oder die andere Partie mit ihm gespielt. Den Goethekultus hatte er stets mit seiner Rahel getheilt; von den späteren Dichtern aber war Heinrich Heine sein Liebling. Es war charakteristisch für ihn, daß er sich stets zu geistreichen Jüdinnen hingezogen fühlte,

und lange nachdem er seine Rahel durch den Tod verloren, in späteren Lebensjahren, verkehrte er am liebsten im Salon einer jüdischen Dame, wo sich bisweilen der ganze Varnhagensche Cirkel zusammenfand. Seine Schwester hatte einen jüdischen Arzt, Dr. Assing, in Hamburg geheirathet, der aus ihrem Nachlaß eine Sammlung von Gedichten herausgab. Die Töchter aus dieser Ehe waren Ottilie Assing, die ich bei Baison in Hamburg getroffen und Ludmilla, die nach dem Tode der Eltern (1840 und 1842) zu Varnhagen nach Berlin gezogen war und dort in seinem Salon die gesellschaftlichen und geistigen Honneurs machte. Sie war ganz in den Ueberlieferungen des Varnhagenschen Hauses aufgewachsen, dessen Schutzheilige die verstorbene Rahel war.

Mit Ludmilla Assing habe ich lange Zeit in persönlichem und brieflichem Verkehr gestanden; später ist sie auch meiner Frau näher getreten. Sie war hochbegabt, von großer Schärfe des Geistes, aber dem Extremen zugeneigt, sprachgewandt und schlagfertig, von erstaunlicher Belesenheit. Für ihre Lieblinge ging sie stets muthig ins Feuer, und groß war ihre Anhänglichkeit an ihre Freunde. Ihre unscheinbare Erscheinung wurde durch das geistige Fluidum gehoben, das von ihr ausströmte. Sie war klein von Figur; ihre unregelmäßigen Gesichtszüge gewannen bei geistiger Beseelung. Ihre Toilette war bisweilen etwas grell, und wenn sie einen ganzen Blumenkorb auf dem Hute mitherumtrug, so erregte dies auf der Straße bisweilen Aufsehen bei den Vorübergehenden. In der Idylle von Eimsbüttel, wo sie im Sommer bisweilen bei einem anderen Onkel lebte, sah sie im schlichten Sommerstrohhut am freundlichsten aus: da war sie auch ohne die Berliner Schärfen sanfteren Sinnes und hatte lyrische Anwandlungen, wie man sie von der Tochter einer Dichterin erwarten durfte. Für poetische Schönheiten war sie stets ausnehmend empfänglich, und es war ein Genuß, ihr vorzulesen, da sie stets dort Beifall spendete, wo der Dichter selbst geneigt war, sich zu applaudiren. Zu ihren bewunderten

Freunden gehörte Ferdinand Laſſalle, zu ihren treueſten Feodor Wehl, der ſtets im Briefwechſel mit ihr ſtand. Das Jahr 1858 wurde entſcheidend für das Geſchick von Ludmilla Aſſing. Varnhagen war geſtorben, ſie hatte ſeinen ganzen literariſchen Nachlaß geerbt mit der Verpflichtung zu allmählicher Veröffentlichung. Sie unterzog ſich dieſer Aufgabe mit größtem Eifer; doch ſie mußte für die Sünden ihres Onkels büßen und wurde für die in den Tagebüchern enthaltenen Beleidigungen hochgeſtellter Perſonen mit längerer Gefängnißhaft beſtraft. Doch ſie entzog ſich der Strafe, indem ſie ſich nach Florenz begab. Längere Jahre hindurch verlor ich ſie aus den Augen, bis ſie ſtraffrei wieder nach Deutſchland zurückkommen konnte. Dann beſuchte ſie uns in Leipzig, gerade als ſie im Begriff ſtand, ſich mit dem jungen Berſaglierieoffizier Cino Grimelli zu vermählen. Sie zeigte uns das Bild des jungen ritterlich ausſehenden Mannes; wir äußerten unſere Bedenken über die Ungleichheit des Alters und meinten ſcherzhaft, ſie möge die Kaſſenſchlüſſel feſt in der Hand behalten. Die Ehe wurde indeß geſchloſſen, doch bald wieder gelöſt; Grimelli endete durch Selbſtmord. Sie hat mir dieſen Lebensroman in Florenz ausführlich erzählt, als ich mit meinem zweiten Sohn, der ſein Referendar- und Doktor-Examen kurz vorher beſtanden, eine Reiſe nach Italien machte. Sie wohnte in einer Villa, die von drei Seiten von einem baum- und laubenreichen Garten umgeben war. Da empfing ſie in einem großen Salon die führenden Geiſter der Arnoſtadt. Uns zu Ehren hatte ſie eine anſehnliche Geſellſchaft geladen. Journaliſten, Profeſſoren, Advokaten — es war eine „polyglotte" Unterhaltung, bei der indeß das Italieniſche und Franzöſiſche überwog. Die Villa enthielt eine geräumige Schatzkammer, einen kleinen Salon, deſſen eine lange und hohe Seitenwand ganz angefüllt war mit den handſchriftlichen Reliquien Varnhagens, in Fächern und Käſten. Später mögen auch diejenigen des Fürſten Pückler hinzugekommen ſein, deſſen Herausgabe ihr ebenfalls teſtamentariſch anvertraut war. Doch ſoviele

Bände sie auch veröffentlichen mochte — der deutsche Verlag versagte ihr zuletzt doch. Wenn sie auch nun einen Verleger gewann, es blieb immer ein unerschöpflicher Rest übrig. Was half es, daß sie wie ein Gnom diese Schätze hütete, stets bereit, den Sterblichen den reichsten Mitgenuß zu gönnen? So maßlos wie das Angebot konnte die Nachfrage nicht sein, und es blieb ein nicht zu bewältigender Rest — und Ludmilla konnte zuletzt demselben keine bessere Stätte anweisen, als die Berliner Bibliothek, welcher sie testamentarisch den noch unveröffentlichten Nachlaß Varnhagens vermachte.

Wir fuhren damals mit Ludmilla in die Cascinen, auf den Platz Michel Angelo, nach Fiesole; ich selbst machte mit ihr einen Ausflug nach Pisa, besuchte den Campo Santo, wo sie plötzlich in Ohnmacht fiel, ein Beweis ihrer schon damals erschütterten Gesundheit, vor allem aber das Geburtshaus Mazzini's; denn Ludmilla war eine Mazziniſtin de pur sang geworden. Zu ihrem täglichen Umgang in Florenz gehörten jüngere Advokaten aus den Kreisen der äußersten politischen Linken. Mit einem derselben las sie regelmäßig italienische Dichter in ihren Gartenlauben. Man mochte an eine schwärmerische Liebe denken, doch Ludmilla Assing war damals 57 Jahre alt und keine Ninon de l'Enclos. In ihrem Testament hat sie diese Freunde reichlich bedacht und zuletzt nach dem Tode der in Amerika verstorbenen Schwester Ottilie blieben sie die Erben der schönen Villa.

Als ich einst mit ihr in ihrer Schatzkammer saß, dem literarischen Grabgewölbe, wo statt der mit Asche gefüllten Urnen die geistigen Ueberreste der Verstorbenen in den papiernen Kapseln verwahrt waren und wir von dem tragischen Geschick des schmucken Versagliere sprachen, erzählte ich von einer andern deutschen Schriftstellerin, die in Italien auch einen Offizier geheirathet hatte und der diese Ehe ebenfalls nicht zum Segen ausgeschlagen war. Ludmilla Assing kannte sie nicht — ich aber hatte sie einmal in ihrer reizenden Villa in Stresa am Lago Maggiore besucht, von wo der Blick über die Boromäi-

ſchen Zauberinſeln hinüberglitt zu den gewaltigen Bergpäſſen des St. Gotthard auf der einen, des Simplon auf der andern Seite. Unter dem Namen Arthur Stahl hatte ſie ſpaniſche Reiſebilder mit lebendigem Colorit geſchrieben, die dabei von feinſtem Kunſtverſtändniß zeugten und einen prächtigen Roman verfaßt: „die Tochter der Alhambra“. Nach einer nur kurzen Ehe war ſie wahnſinnig geworden und in Mailand im Irrenhauſe 1877 geſtorben. Ludmilla bedauerte herzlich ihr Geſchick. Das war im Jahre 1878. Zwei Jahre darauf war ſie ſelbſt dem Irrſinn verfallen und ſtarb im Mancomio San Bonifazio in Florenz.

So tragiſche Geſchicke ſchwebten damals nicht in der Luft, als Ludmilla Aſſing mich im Varnhagenſchen Salon empfing und mich bei der Gräfin Eliſa von Ahlefeldt einführte, deren Biographie ſie verfaßt hatte. Viel beſprochen und nicht immer in freundlicher Weiſe, am wenigſten von den Freunden Immermanns, war die frühere Gattin des Freiſcharenführers Lützow und ſpätere Geliebte des etwas kühlen, aber geiſtreichen Münchhauſendichters eine intereſſante wahrhaft vornehme Erſcheinung von harmoniſchem Weſen und harmoniſcher Bildung — es wehte etwas durch ihren Salon wie die Luft, die in Goethe's „Taſſo“ herrſcht; ſie verſtand zuzuhören — und das iſt nicht ſo leicht, wie es ſcheint, mag es ſich um eine vorgeleſene Dichtung, eine wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung oder eine lebensvolle Geſchichtserzählung handeln. Ihr Urtheil war weder überſchwenglich noch irgendwie motivirt; doch es zeugte von feinem Verſtändniß. Ich las ihr meine Lambertine vor, und ihre Anerkennung war mir um ſo ſchätzenswerther, als nach ihrem ganzen Lebensgang Revolutionsſtoffe ihr nicht ſympathiſch ſein konnten.

Meinem Aufenthalt in Berlin und meinen Bemühungen zu Gunſten meiner Stücke wurde indeß ein raſches Ziel geſetzt. Eines Tages erſchien bei mir ein Conſtabler, der mir die Weiſung ertheilte, binnen 24 Stunden Berlin zu verlaſſen. Der Mann war ſehr höflich, faſt ſchüchtern und beim genaueren Hinſehen bemerkte ich, daß es ein guter Bekannter von mir war,

ein Schuhmacher, deſſen Frau für mich früher einmal die Wäſche beſorgt, der jetzt in den Staatsdienſt getreten war und ſich zum Amt und zur Würde eines Conſtablers aufgeſchwungen hatte. Das war ein rührendes Wiederſehen. Ich erklärte ihm, er möge ſich gedulden, ich würde mich ſelbſt zum Polizeipräſidenten begeben. Er ging, kam aber bald wieder im Auftrage eines Polizeirathes, der mich zu ſich beſchied. Dieſer erklärte mir, in die Akten ſehend, daß die Polizei mich ausweiſen müſſe! Ich fragte, ob irgend etwas gegen mich vorliege; das verneinte der Rath; er meinte nur, die Polizei mache von ihrer diskretionären Gewalt Gebrauch, politiſch verdächtige Schriftſteller auszuweiſen. Ich theilte ihm mit, daß ich hier Geſchäfte hätte und zum Beweis zog ich einen Brief des Direktors Aſcher hervor, den ich kurz vorher in Königsberg erhalten und in welchem dieſer meine Anweſenheit in Berlin wegen der Aufführung des „Schill“ am Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater für ſehr nöthig erachtete. Der Polizeirath wurde freundlicher und erkundigte ſich, ob dies derſelbe Schill ſei, der gegen die Franzoſen gefochten habe — eine Frage, die ich mit gutem Gewiſſen bejahen konnte. Dann entſpann ſich eines jener äſthetiſchen Geſpräche, die ich öfters damals auf preußiſchen Polizeibureaux geführt. Der zutraulich gewordene Beamte drückte ſein Bedauern darüber aus, daß in den Akten ſoviel Unvortheilhaftes über mich ſtehe — und dabei zeigte er auf den Chimboraſſo von papiernen Dokumenten, die ſich alle mit meinem armen Selbſt beſchäftigten. Bei einem flüchtigen Blick in denſelben erkannte ich mein Gedicht „An die Nationalkokarde“, das ich 1843 in Breslau gedichtet hatte und das nie im Druck erſchienen war; ich machte den Polizeirath darauf aufmerkſam, daß ſeitdem doch eine geraume Zeit vergangen ſei und daß das Gedicht doch ſchwerlich eine dringende Veranlaſſung zu einer plötzlichen Ausweiſung bieten könne. Das ſah er wohl ein — er ertheilte mir das Recht, noch 48 Stunden in Berlin zu bleiben, um mit dem Polizeipräſidenten Rückſprache nehmen zu können.

Und ſo erſchien ich denn auch bald darauf bei Herrn von Hinckeldey auf dem Molkenmarkt und wenn ich auch kein liebevolles Entgegenkommen fand, ſo war doch die Aufnahme eine durchaus höfliche. Hinckeldey war ein gefürchteter Machthaber, doch kein fanatiſcher Principienmenſch, nur ein ſtrenger Beamter, der nach allen Seiten hin ſeine Pflicht that. Er hatte nicht das vornehm Zugeknöpfte vieler höheren Beamten, eher etwas Unruhiges in ſeinem Weſen. Soviel ich mich beſinne, war auch ſein Haarwuchs üppig und nicht auf die militäriſche Muſterung zugeſtutzt. Die Antwort auf mein Anliegen fiel ihm nicht ſchwer; er wiederholte mir nur, daß er nach ſtrikter Ordre handle. Dieſe Ordre kam jedenfalls aus dem Miniſterium des Innern; Manteuffel war damals beſtrebt, die Luft Preußens von allen liberalen Anſteckungsſtoffen zu ſäubern.

Daß Hinckeldey ohne Anſehen der Perſon ſeine Schuldigkeit that, das bewies einige Jahre darauf ſein tragiſches Ende. Er fiel im Duell von der Kugel des Herrn von Rochow auf der Jungfernheide im Kampfe gegen die Privilegien des Junkerthums in Bezug auf das Hazardſpiel, denen er in ſeiner beamtlichen Thätigkeit keine Rückſicht ſchuldig zu ſein glaubte.

Mir ſelbſt blieb nichts übrig, als Berlin zu verlaſſen, und ich hatte noch die Genugthuung, auf dem Hamburger Bahnhof von meinem Conſtabler Abſchied nehmen zu können. Von Hamburg aus wandte ich mich mit einer Beſchwerde an Se. Excellenz den Freiherrn von Manteuffel, doch ich erhielt die Antwort, daß es bei dem Aufenthaltsverbot ſein Bewenden haben müſſe und zwar ſandte mir dieſelbe Herr von Hinckeldey ein, über den ich mich beklagt hatte.

* * *

In Hamburg ſuchte ich gleich Herrn Julius Campe auf, „aller Verleger Blüthe“; denn es war ja der Hauptzweck meiner Reiſe in die Alſterſtadt, die beiden großen Dramen im Buchhandel erſcheinen zu laſſen. Campe intereſſirte ſich beſonders für die

„Lambertine“ und taxirte sie um 20 Thaler höher als den „Ferdinand von Schill“ — ein Verleger hat eine sehr verständliche Weise, sein ästhetisches Urtheil zur Geltung zu bringen. Um die Correkturen zu besorgen, blieb ich zunächst in Hamburg. Ich wohnte wieder in der Ferdinandstraße, in der Sahrlandschen Pension, wo derselbe rege internationale Verkehr herrschte wie früher. Da waren der liebenswürdige polnische Graf, mehrere schleswig-holsteinsche Offiziere, Portugiesen, Dänen und Engländer — es wurde viel französisch gesprochen, Abends Whist gespielt, bis der alleinseligmachende Whist allmählich durch L'Hombre verdrängt wurde. Die Schwester des Fräulein Sahrland war Frau Helbert, die Frau eines englischen Kaufmanns, welche die Rolle einer Hamburger Récamier übernahm. Sie war eine Jugendfreundin Heinrich Heine's gewesen und hatte sich ein sehr lebhaftes Empfinden für alles Poetische gewahrt. Oft besuchte ich sie draußen in Eimsbüttel in ihrer Villa, wo ich ihr meine neuesten dichterischen Erzeugnisse vorlas und stets auf das freundlichste Verständniß rechnen konnte. Dies fand ich wenigstens in der warmen Anerkennung, die sie mir zu Theil werden ließ. Ihr Sohn, Dr. John Helbert, praktischer Arzt, sehr beliebt und gesucht, wurde mein bester Freund. Da fanden sich junge Advokaten ein, die in Hamburg eine Rolle spielten, und mehr als durch den scharfen Ingwer wurden die Tafelfreuden durch Gespräche gewürzt, die an Schärfe und Witz nichts vermissen ließen.

Da der Helbertsche Salon auch in den zwei folgenden Jahren, in denen ich theils allein, theils mit meiner jungen Frau in Hamburg war, mir die gastfreundlichste Aufnahme gewährte, so will ich gleich vorgreifend auch die späteren Stammgäste dieses Salons schildern. Da stand in erster Linie Adolf Glaßbrenner, der Schöpfer des specifischen Berliner Humors in der Literatur, der Vorgänger des Kladderadatsch und der Berliner Lokalposse, der in seinem „Nante Strumpf“ den Typus des damaligen noch nicht reichshauptstädtischen Berliners glücklich hin-

geſtellt und in ſeinem „Neuen Reinecke Fuchs“ ein treffliches ſatyriſches Gedicht geſchrieben hatte. Glaßbrenner hatte die Schauſpielerin Adele Peroni geheirathet und war durch dieſe Heirath ins Mecklenburgiſche verſchlagen worden; denn ſeine Gattin war am Strelitzer Hoftheater engagirt. Doch lange war dort ſeines Bleibens nicht; er wurde als Demokrat des Landes verwieſen. Nun zog er nach Hamburg, wohin ihm ſeine Gattin bald nachfolgte. Glaßbrenner war klein, unterſetzt, kurzhalſig, und der Kopf ſtand ihm ein wenig ſchief auf den Schultern; er war ein witziger Kopf, hatte oft recht drollige Einfälle, neigte ſpäter zum Cynismus. Was den Wortwitz betrifft, war er ein echter Schüler Saphirs; aber ſo ſchwer es ihm wurde, einen guten Witz herunterzuſchlucken, ſo war ſein Witz doch niemals fahnenflüchtig; er ſchnitt nie ins eigene Fleiſch. Es war und blieb immer der Witz der politiſchen Oppoſition. Ein Witzblatt, das er in Hamburg redigirte, fand nur mäßigen Anklang. Glaßbrenner gehörte an die Spree; doch da waren ihm andere zuvorgekommen und hatten ihm das Waſſer abgegraben. Die ſpäter dort von ihm herausgegebene „Montagszeitung“ war kein Kladderadatſch, und der Witz wohnte dort nur zur Miethe. Seine Gattin Adele gab ihre Bühnenlaufbahn auf, als ſie in Strelitz nicht feſten Fuß faſſen konnte; denn die Gattin eines geächteten Schriftſtellers war an einer Hofbühne in ſchiefer Stellung. Jetzt widmete ſie ſich ganz der Ausbildung junger Künſtlerinnen und hatte damit in Hamburg die ſchönſten Erfolge. Zu ihren Schülerinnen gehörte vor allem Marie Seebach, ein vielverſprechendes Talent, das bald den Weg auf die Bühne des Wiener Burgtheaters fand, außerdem Zerline Würzburg, von einer ſchärferen, mehr leidenſchaftlichen Begabung; auch ſie wurde nicht lange darauf, nachdem ſie den Schauſpieler Gabillon geheirathet, von Laube für das Burgtheater engagirt. Später, als ſie nach Berlin übergeſiedelt, hatte Frau Glaßbrenner als Lehrerin der angehenden Künſtlerinnen einen weitverbreiteten Ruf; ein nicht unbeträchtlicher Theil des ſchauſpieleriſchen Nach-

wuchſes iſt bei ihr in die Schule gegangen. Die todbringende Geliebte Laſſalle's, Helene von Dönniges, habe ich bei ihr getroffen, als ſie aus der ungeſchminkten tragiſchen Heldin eine geſchminkte werden wollte. In der Geſellſchaft war Frau Glaßbrenner keineswegs von ſo funkenſprühender Beweglichkeit, wie ihr Gatte; ſie hatte eher etwas Stylvolles in ihrem Benehmen und ergriff bisweilen die Zügel, wenn der Witz des Gatten aus der Bahn des Schicklichen ausbrechen wollte.

Ein anderer Stammgaſt des Salons war Robert Heller, Redakteur des Feuilletons der Hamburger Nachrichten, ein gefürchteter Kritiker, der ſpäter bekanntlich mit Dawiſon in Duellhändel kam und ihm auf ſeinen Gaſtreiſen gleichſam mit der Piſtole in der Hand nachreiſte, ohne daß die Sache zum Austrag gekommen wäre; denn Dawiſon fürchtete die Piſtole des Kritikers mehr als ſeine Feder, gegen die er ſich zur Wehr geſetzt. Heller war ein Jünger und Apoſtel Heinrich Laube's, der ſeiner Zeit das ganze junge Leipzig hypnotiſirt hatte. Er war ein gewandter Schriftſteller, aber noch viel gewandter in der Unterhaltung. Auf dem Wege vom Kopf bis zur Feder ging ihm viel geiſtiges Fluidum verloren; aber beim Weinglas entlud ſich dieſe Electricität Schlag auf Schlag. Er war ein ausgezeichneter Erzähler, doch in ſeinen Novellen und Romanen zeigte ſich das Talent nicht ſo urwüchſig und unerſchöpflich, wie in ſeinen Tiſchgeſprächen. Dabei war er ein Gourmand und wußte die Hamburger Küche wohl zu ſchätzen; doch auch ſeine Vorzüge ſchätzten die Hamburger Patricier nicht gering und luden ihn oft zu Tiſch ein; denn ſeine Unterhaltung unterſtützte ſie bei der Verdauung der oft ſchwer im Magen liegenden Speiſen; ſie war gleichſam der Spiritus, der um den Plumppudding herumflackerte.

Ein Schoßkind dieſer Kreiſe war Feodor Wehl, wenn er in Hamburg war; er vertrat das milde harmoniſche Element und wenn er auch bisweilen eine Witzrakete ſteigen ließ — der Stock fiel Niemandem auf die Naſe.

Obſchon Vater Helbert ein Engländer war, ſo herrſchte doch

an ſeiner Tafelrunde nicht die engliſche Sitte, daß die Damen aufbrachen, wenn bei den Deſſertweinen die Herren ſich ihrem ungenirten Humor überlaſſen wollten. Das war aber bei den Tiſchgeſellſchaften des reichen Rhebers Sloman der Fall, wo ich auch ſpäter zuweilen zu Gaſt geladen war. Da tranken mir der Gaſtgeber und die wackeren Schiffskapitäne oft ſo fleißig zu, daß ich beim Abendthee, wo wieder die Damen auftauchten, in der roſigſten Stimmung war. Doch auch in dieſem Haus, wo viel von Havarie und Schiffbrüchen die Rede war und mancher Seeroman erzählt wurde, hatte die Literatur ein Plätzchen gefunden. Eine Verwandte des Hauſes, Frau von Biſſing, hatte mehrere phantaſievolle hiſtoriſche Romane verfaßt, und ſo gab es denn auch ein literariſches Sprechſtündchen im Boudoir bei der Theetaſſe.

Herrn Helbert habe ich lange nachher in Hamburg wiedergeſehen; Frau Helbert war inzwiſchen geſtorben; ſeit ihrem Tode, nachdem ſchon mehrere Jahre verfloſſen waren, hatte der kleine wortkarge Herr ihr Zimmer gänzlich unverändert gelaſſen; alles ſtand an dem alten Platz. Da lag ihr Nähzeug noch auf dem Nähtiſchchen, daneben die Bücher, in denen ſie zuletzt geleſen. Dieſe Anhänglichkeit des ſonſt dem Anſchein nach ſo phlegmatiſchen und zugeknöpften Mannes hatte etwas Rührendes.

Bisweilen verlebten wir frohe Abende im Mühlenpavillon: die ſchleswig-holſteinſchen Stabsoffiziere mit ihren Familien, der Helbertſche Cirkel, auch einige adelige Damen und möglichſt ſtumme Engländer. Da herrſchte oft bei einer Rieſenbowle eine Heiterkeit, daß die Windmühle erſchrocken ſtille ſtand, und die preußiſche zu uns herübertönende Regimentsmuſik unhörbar wurde. Da war auch eine ſchöne Jüdin, Mathilde, die Tochter eines vermögenden Kaufmanns, mit dem bisweilen etwas knurrenden Alten und einer mir wohlgeneigten Freundin. Den Vater, dem meine Annäherung an die Tochter nicht recht war, ſuchte ich durch Höflichkeiten zu gewinnen, indem ich ihm meinen Ueberzieher anbot, damit er ſich nicht erkälte; denn es war recht

frisch in der Sommernacht, in diesem reizenden Mühlenpavillon, von wo aus man, über die von hundert Lichtern funkelnde Alster hinweg, die drei vornehmen Häuserfronten der Hamburger Jungfernstege erblickte und den Lärm des darüber hinbrausenden Weltverkehrs vernahm. Das erinnerte an Venedig; aus dem Dampf der Punschbowle schien die Seestadt aufzusteigen, und die Sterne dieser venetianischen Nächte waren Mathilden's schöne Augen.

Diese Augen waren nicht träumerisch, aber klar und klug, munter, oft von funkelndem Glanz; sie war groß und schön gewachsen, eine Blondine, die mit den altbiblischen Schönheiten keinen Zug gemein hatte; sie war sehr belesen, dichtete selbst und sprach geläufig mehrere neue Sprachen. Meinen Dichtungen brachte sie die wärmsten Sympathien entgegen, wohl auch mir selbst und ich erwiderte ihre Zuneigung. Oft war ich in ihrem Hause, spielte dort Whist und Piquet, gewann den Vater immer mehr für mich, so daß er mit uns gemeinsame Partien in die Vierlande machte. Auch in ihrer Wandsbecker Villeggiatur suchte ich sie auf. Doch irgend ein entscheidendes Wort kam nicht von unseren Lippen. Ich zögerte — die Kluft zwischen dem Alten und Neuen Testamente konnte damals nur durch einen salto mortale übersprungen werden, und so leidenschaftlich war meine Neigung nicht, daß ich diesen Sprung gewagt hätte. So blieb es bei der stillen Genugthuung, die ein gegenseitiges Errathen gewährte. Mathilde hat übrigens später einen christlichen Arzt geheirathet.

Mich beschäftigte der Plan zu einem größeren Gedicht: „Die Göttin der Vernunft"; ich wollte als Lyriker und Epiker mich hervorthun, da dem Dramatiker überall Hindernisse begegneten. Inzwischen verfaßte ich ein einactiges dramatisches Gedicht: „Die Rose vom Kaukasus", dessen Hintergrund der Kampf der Bergvölker des Kaukasus mit den Russen am Anfang der vierziger Jahre bildete, während der eigentliche dramatische Conflikt in das Herz eines tscherkessischen Mädchens verlegt ist, das den Feind ihres Volkes, den russischen Obristen, liebt. Die Sprache

war farbenreich und bilderreich im orientaliſchen Styl, doch oft auch dramatiſch ſchwunghaft und ſtürmiſch bewegt. So wurde das Stück an mehreren Bühnen, in Hamburg, wo Lina Fuhr die Titelrolle ſpielte, ſpäter in Leipzig und in Dresden, wo Pauline Ulrich als Sarema glänzte, mit ſchönem Erfolg gegeben. Gleichwohl enthielt das Stück in dieſer zuſammengedrängten Faſſung als Einacter eine Zumuthung an die Bühnenuhr, die wohl als unzuläſſig erſcheinen mußte: Sarema verläßt die Bühne, um ihre Stammesgenoſſen, die Tſcherkeſſen, zum Sturm auf das ruſſiſche Lager herbeizurufen, und dieſer Sturm findet dann am Schluſſe ſtatt — alles im Verlaufe dieſes einen Actes. Ich habe daher das Stück umgearbeitet in zwei Acten. Die erſte Verwandlung des zweiten Actes ſpielt im Gebirge bei den Tſcherkeſſen, wo Sarema hülfeflehend naht, aber als Verrätherin von dem eigenen blinden Vater verflucht wird — eine Scene, die ſtets auf der Bühne eine tiefgreifende Wirkung hervorrief. In dieſer neuen Geſtalt trat das Schauſpiel abermals den Rundgang über viele deutſche Bühnen an — die Titelrolle wurde von Olga Lewinsky in Caſſel und Leipzig, von Magda Irſchick und anderen mit Erfolg geſpielt.

Meine Abſicht war, eine Reiſe nach Paris zu machen; ich hatte mir ſchon in Königsberg einen Paß dorthin ausſtellen laſſen; doch ich getraute mich nicht recht nach Paris, aus Furcht vor franzöſiſchen Manteuffeleien und Carlier-Hinckeldeyſcher Seelenverwandtſchaft; auch reichten die Campeſchen Honorare dazu nicht aus, und ich wollte noch in Deutſchland bleiben, um mich dem Betrieb meiner Stücke widmen zu können und noch mehr Reiſegeld mit den Tantièmen einkaſſiren zu können. Ueberdies hatte ich von Schleſien Mittheilung erhalten, daß Onkel Dreſcher wieder von einem Schlagfluß heimgeſucht worden, ganz hülflos und ganz in den Händen der Inſpektorin ſei. So wandte ich mich noch einmal der heimathlichen Provinz zu, wo dieſer neue Aufenthalt einen entſcheidenden Wendepunkt in meinem Leben bilden ſollte.

IX.

Auf meiner Reiſe nach Schleſien beſuchte ich Fräulein Wilhelmi, die von Hamburg nach Dresden übergeſiedelt war und im Elyſium Wohnung genommen hatte. Der Blick von ihren Salons auf die Thürme und Brücken der Elbſtadt war reizend, noch reizender, wenn er vom Kaffeetiſch im ſchattigen Garten über den breiten Strom hinüberſchweifte. So warm und begeiſtert indeß Fräulein Wilhelmi bei der Intendanz für meinen „Schill“ Partei ergriff: es gelang mir nicht, den tapferen Huſaren auf die ſächſiſche Hofbühne zu bringen. Den Bruch der Disciplin, der darin verherrlicht wurde, hätte man allenfalls noch hingehen laſſen; aber die preußiſchen Uniformen ſah man ungern dort auf der Bühne. Der Intendant Herr von Luettichau war ſehr liebenswürdig gegen mich, doch ertheilte er mir keine feſte Zuſage. Karl Gutzkow hatte ſeine Dramaturgenſtelle niedergelegt; er war ohne Einfluß auf die Intendanz. Von „Lambertine“ konnte leider nicht die Rede ſein, obſchon Fräulein Wilhelmi eine ausgezeichnete Vertreterin der Titelrolle geweſen wäre.

Im Elyſium lernte ich einen Darſteller kennen, welcher der Künſtlerin ſeinen Beſuch bei der Durchreiſe machte; es war ein hochgewachſener ſchlanker junger Mann von eleganter Erſcheinung und feinem Benehmen; ich ahnte damals nicht, wie oft und wie nah uns unſere ſpäteren Lebenswege noch zuſammenführen ſollten. Er war ein Berliner, Sohn eines kleinen Hofbeamten und Schüler Ludwig Tieck's und meines Wiſſens damals in Prag engagirt, von wo er bald darauf an den Rhein überſiedelte. Sein Name war Friedrich Haaſe; er gehörte ſpäter zu den Zierden der deutſchen Bühne und den Lieblingen des deutſchen Publikums.

In Schleſien ſelbſt ſuchte ich zunächſt den Grafen von Reichenbach wieder auf; er wohnte jetzt in Mahlendorf. Das Gut war viel größer als Waltdorf und die Bewirthſchaftung erforderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit. Das Wohnhaus

ſelbſt war etwas verwahrloſt und ließ ſich in keiner Weiſe mit dem hübſchen Schlößchen von Waltdorf vergleichen. Doch zu einem Anbau reichten die Geldmittel des Grafen nicht aus, deſſen Finanzlage damals keine glänzende war. Beſonders das baare Geld ließ ſich bisweilen beim beſten Willen im Hauſe nicht auftreiben. Die große Gutmüthigkeit des Grafen trug hauptſächlich Schuld daran. Ein beträchtlicher Theil der Mahlendorfer Aecker war verpachtet; nun war ich ſelbſt Zeuge, wie faſt täglich die Pächter kamen und ſtatt das Pachtgeld zu bringen, um Stundung baten oder gar um Erlaß, und wie der Graf niemals dieſe Bitten abſchlug. Ein Pächter, der ihm die ſchuldige Pachtſumme wirklich überbrachte, gehörte in ein Raritätencabinet, und dabei hatte er ſelbſt Sorge genug um das Nächſte, was der Tag brauchte. Ich begleitete ihn ſehr viel bei ſeinen Wanderungen über die Aecker, beim Einbringen der Heu- und Getreideernte, in ſeine Schafſtälle auf den Vorwerken und in die kleinen Waldparzellen, die zu dem großen Gute gehörten; ich erquickte mich am friſchen Duft der Wieſen und des Laubwaldes; ich beneidete nicht den Beſitzer all dieſer Herrlichkeiten; denn ich, der ich all das Meinige mit mir trug, konnte friſch und frei athmen in der freien Natur, während der Gutsherr kaum zum Genuß derſelben kam, da er in allem ringsum nur Wertobjekte ſah, die er abſchätzte und oft mit ſehr mißlichem Reſultat; denn die väterlichen Fluren mit ſeinen Ochſen zu pflügen, macht heute nicht ſo glückſelig wie zu den Zeiten des Horaz, obſchon der agrariſche Jammer des letzten Jahrzehnts damals noch nicht hülfeflehend die Hände ausſtreckte.

Einmal kündigte der benachbarte Millionär ſeinen Gegenbeſuch an. Dies war ein großes Ereigniß. Da wurden alle verborgenen Hülfsquellen aufgeſucht; der Bediente holte ſeine Livrée aus dem Winkel und putzte von Morgens bis Abends das Silberzeug; ganz Mahlendorf machte Toilette, ſo gut dies gehen wollte; die liebenswürdige Gräfin mit ihren hübſchen Töchtern war glücklich über den nachbarlichen Beſuch; denn ſie

war mit Frau von W. befreundet. Es klappte alles wunderbar, obschon das gesellschaftliche Räderwerk im Hause etwas eingerostet war, und da auch ein Dichter vorräthig war, hatte das Menu auch ein in Oberschlesien ungewohntes poetisches Dessert. Und das pikante hübsche Fräulein brauchte nicht einmal die Folie der Millionen, um zu interessiren. Die Unterhaltung war lebhaft, alles zufriedengestellt. Nur, wie sich später ergab, der Bediente nicht, der die Herrschaften an den Kutschenschlag begleitet und diesen geöffnet hatte. Der Besuch des Krösus konnte nicht verfehlen, in der Brust der dienenden Geister verwegene Hoffnungen wachzurufen. Doch darüber waltete ein Unstern: der reiche Herr hatte entweder kein Kleingeld bei sich oder er konnte es im Tumult des Abschiednehmens nicht an den Mann bringen. So blieb das erhoffte Bakschisch aus, und das war um so empfindlicher, als die Löhnung in Mahlendorf kaum pünktlicher ausgezahlt wurde als der Sold bei den türkischen Truppen.

Im großen Bibliothekzimmer des ersten Stockes wohnten der Graf und ich, und unser Verkehr mit den guten Geistern, welche in den bis in die Decke reichenden Repositorien hausten, war ein sehr lebendiger; wir lasen und studirten bis in die Nacht hinein, der Graf meistens politische und nationalökonomische Werke, ich naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, die auch in der Bibliothek vertreten waren. Ueberdies hatte Mahlendorf einen Philosophen von Fleisch und Blut aufzuweisen. Der Hauslehrer der beiden Söhne war ein eifriger Anhänger des Berliner Philosophen Beneke, der einige Jahre darauf durch Selbstmord tragisch endete. Er baute in aller Stille das System dieses bei Seite geschobenen Philosophen aus. Die „Erfahrungsseelenheilkunde" und die verschiedenen Grundlagen der philosophischen Wissenschaften, welche Beneke gelegt, vertrugen allerdings noch einen mannigfachen Ausbau. Jahrzehnte hindurch hatte Beneke in Berlin mit dem Uebergewicht der Hegelschen Philosophie zu kämpfen — es war die Tragödie seines Lebens. Es war unmöglich, mit diesem Schüler Beneke's

ein philoſophiſches Geſpräch zu führen. Hegel und Beneke — das waren zwei wildfremde Sprachen, in denen man ſich nicht verſtändigen konnte.

In Olbersdorf bei Reichenbach lebten nahe Verwandte des Grafen, der Gutsherr, Freiherr von Seherr-Thoſſ war der Bruder ſeiner Mutter. Die Gutsherrin, eine geiſtreiche Dame, die ſich für Politik, Literatur und Poeſie, auch für Naturwiſſenſchaften und Medizin auf das Lebhafteſte intereſſirte, hatte den Wunſch ausgeſprochen, mich kennen zu lernen — und ſo ließ Graf Reichenbach eines ſchönen Tages ſeinen Wagen anſpannen zur Fahrt nach Olbersdorf, durch die geſegneten ſchleſiſchen Gefilde. Es war eine kleine Tagereiſe, und wir waren mit dem Staub der verſchiedenſten Landſtraßen gepudert, als unſer Wagen vor dem Olbersdorfer Schloſſe vorfuhr.

Dies Schloß liegt zwiſchen dem Zobten und dem Eulengebirge in einem prächtigen Thal, umringt von Hügeln, die eine weite Ausſicht theils bis Breslau, theils auf den ganzen Kamm des Eulengebirges, auf Reichenbach und die Fabrikdörfer Langenbielau und Peterswaldau gewähren, wo die Rebellion der Noth und des Hungers ſechs Jahre vorher zu blutigen Scenen geführt hatte. Gegenüber dem Schloſſe, vor welchem mehrere prächtige hohe Fichten Wacht halten, liegt der ſchöne Park mit ſeiner Blumeninſel im Teich, mit dem chineſiſchen Häuschen, vor dem auf einem freien Platz in weiter Rotunde die Orangerie in mächtigen Kübeln aufgeſtellt iſt, mit ſeinen geſchmackvollen Schattenpartien und ſtillen Alleen, in welche der unermüdliche ſchleſiſche Töpfegucker, der Zobten, hineinſieht. „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“, ſage ich mit Horaz; viele ſchöne Sommer wie Winter habe ich hier zugebracht und manchen Plan, manche dramatiſche Scene, manches Gedicht iſt unter den Rieſeneichen des Parks und neben den Schwertlilien der Blumeninſel entſtanden. Hier ging mir der erſte Plan zu meinem Luſtſpiel „Pitt und Fox“ auf, und in den ſchattigen Gängen umherwandelnd, ſann ich über ſeine komiſchen Verwickelungen nach;

hier dichtete ich den Odencyklus „Olbersdorf“; überall in diesen Oden, die in gereimten antiken Strophen gedichtet sind, wird der Kundige die landschaftliche Scenerie der Umgegend herausfinden; auch das in viele Anthologien übergegangene Gedicht „Naturfrieden“ beginnt mit einem Landschaftsbild aus der Nachbarschaft:

„Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt von verschwiegnem Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert;
Wo das Mühlrad ruht vom geschwätz'gen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Schindeldache
Kletternd vom Bache;
Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken!

Wie in diesen sapphoschen Strophen, so finden sich auch in vielen Kapiteln meiner Romane Bilder aus dem Schloß, dem Park, der in landschaftlicher Hinsicht so abwechselungsreichen Umgebung von Olbersdorf, die ich in späteren Jahren nach allen Richtungen hin durchstreifte, Berg und Thal, Wald und Flur, im stillen Verkehr mit der Welt der Feldblumen, die ich eifrig sammelte, um manche Blume aus der Botanisirtrommel in meine Romane und Dichtungen zu verpflanzen.

Damals, als ich mit dem Grafen Reichenbach an der Schwelle des Olbersdorfer Schlosses stand, hatte ich natürlich keine Ahnung davon, daß ich hier eine zweite Heimath finden sollte. Da standen wir, vom Staub einer eintägigen Wagenfahrt, fast verwildert angeflogen, der Graf, hoch und kräftig von Statur, mit weit herunterschattendem Silberbart, feurigen Augen und einem von Sorgen versilberten Haar, ich im grauen Hamburger Hut, in der Hand den Walfischstock aus dem Vermächtniß des polnischen Grafen, mit schwarzem Haar und Bart, noch von sorgenlosester Schwärze — wir standen wie zwei Einbrecher, die in Feindes-

lager bringen wollen; denn es war ein feindliches Lager, und wenn auch Graf Reichenbach durch seine Vetterschaft diese Feindschaft entwaffnen mußte, so war ich selbst doch von so nahen Beziehungen ausgeschlossen und mußte als ein Feind vom Kopf zu Fuß betrachtet werden — freilich! nicht von der Baronin, die ja unsere Gesinnungsgenossin war, die uns herzlich entgegenkam, eine stattliche Frau mit edeln Gesichtszügen von geistigem Gepräge, wohl aber von den jungen Damen des Hauses. Diese befanden sich in tiefster Trauerkleidung, zu welcher nach damaliger schlesischer Sitte auch eine schwarze Schneppe von der Stirn herab gehörte, welche den Gesichtern einen unheimlich düstern Ausdruck gab. Der älteste Sohn des Hauses, der, obschon preußischer Offizier, den ungarischen Krieg bei den Fahnen der Ungarn mitgemacht hatte, war bald nach seiner Heimkehr gestorben; seine Wittwe, die schöne Leonore, lebte in Reichenbach, kam aber oft nach Olbersdorf herüber. Die jungen Damen saßen mit häuslichen Arbeiten beschäftigt in einer Laube vor dem Schloß; nach gemessenstem Gruß warfen sie den Gästen scheue Blicke zu. Der Graf hatte auf der langen Fahrt Zeit und Muße, mich in die Familienverhältnisse einzuweihen und mir ein Bild von den Töchtern des Hauses zu entwerfen. Ich fand diese Schilderungen schon beim ersten Anblick bestätigt. Die älteste war ungewöhnlich groß, gemessen und korrekt in ihrem Benehmen, eine echte Conservative und mit Bezug hierauf eine Gegnerin der Mutter; die zweite, auch von großer Figur, war häuslich, wirthschaftlich, überaus gutmüthig und im Grunde um politische Parteiungen unbekümmert; die dritte, Marie, hatte etwas Poetisches in ihrem Wesen; die dunkeln Haare und die schönen blauen Augen erweckten sogleich meine Sympathie; die jüngste war energischer, hatte mehr Rückhalt und einen gewissen leisen Trotz in ihrem Wesen; sie war auch eine anmuthige Erscheinung. Eine fünfte Schwester hatte meinen Universitätsfreund, Max von Wittenburg, geheirathet, der früher die große Studentenversammlung in Breslau einberufen, die meine Ausweisung zur

Folge hatte. Er hatte bei einem Aufenthalt auf dem gastlichen Schlosse das Herz der jungen Baroneß erobert, und als er wegen politischer Verwickelungen in den Revolutionsjahren flüchtig werden mußte, folgte sie ihm nach Belgien. Durch diese Vorgänge war ein Bruch in die Familie gekommen. Der Vater, ein Mann von seltener Herzensgüte, eifriger Sammler von Kunstschätzen jeder Art, war damals gerade nicht anwesend, vielleicht in Breslau oder auf seinem großen Gute Polnisch-Neukirch in Oberschlesien. Er hatte die Befreiungskriege mitgemacht, mit seinem treuen schnauzbärtigen Diener Poser, einem alten Husaren, der auch jetzt die Honneurs des Hauses machte, und war in seiner Jugend mit Theodor Körner befreundet gewesen. Seitdem hatte er eine Vorliebe für junge Dichter. Er war nichts weniger als ein Stockaristokrat, menschenfreundlich und liberal in seinem ganzen Wesen, aber in Bezug auf die Tagespolitik ohne scharf ausgesprochene Ueberzeugungen und nur peinlich berührt, wenn durch grundsätzliche Verschiedenheiten der andern der Friede des Hauses gestört wurde. Und charakteristisch für jene Zeit war der Zwiespalt, durch den die Harmonie der Familien und der Nachbarn, die sich sonst am nächsten standen, einen Mißklang erlitt. Auf dem nahen Gute Güttmannsdorf wohnte der Bruder der Baronin, Herr von Eichborn, ein gewaltiger riesenhafter Mann, ein trefflicher Oekonom, berühmt durch seine Schafzucht und sorgsam die schönen Bergwälder pflegend, die zu seinem großen Gut gehörten. Er war von patriarchalischer Sinnesart und wäre ein friedliebender Gutsherr gewesen, wenn nicht die politische Bewegung auch den Kreis Reichenbach ergriffen hätte, an dessen Verwaltung er als Kreisdeputirter mit betheiligt war. Vor allem aber riefen die Vorgänge in Olbersdorf und die Parteinahme der Schwester für die politische Opposition seinen offenen Widerspruch hervor, um so mehr, als der Landrath, dessen Vertreter er war, sich einmal genöthigt gesehen hatte, um auf Wittenburg zu fahnden, das Schloß Olbersdorf polizeilich zu umstellen und zu durchsuchen. So verstärkte sich

der Gegenſatz zwiſchen Olbersdorf und Güttmannsdorf immer mehr. Die jungen Baroneſſen aber fanden bei dem Onkel und bei der Tante, einer ſtattlichen, ſtolzen Dame, die aber ihren Nichten herzlich ergeben war, die freundlichſte Aufnahme; ſie wurden wie die Kinder des Hauſes betrachtet und natürlich mit der Milch der hier herrſchenden Denkungsart genährt und bis zu einem gewiſſen Grad dem eigenen Hauſe entfremdet. Hier wurde auch die Parole ausgegeben, die mich als einen Freund und Geſinnungsgenoſſen Wittenburg's, als einen gefährlichen Eindringling in Acht und Bann erklärte. Früher hatte zwiſchen den Verwandten hüben und drüben das ſchönſte Einvernehmen geherrſcht, und auch ſpäter iſt es wiederhergeſtellt worden, und ich ſelbſt habe in dem gaſtlichen Göllmansdorf, in ſeinen komfortabeln Räumen die liebenswürdigſte Aufnahme gefunden und manche frohe Stunde dort verlebt; doch damals gerade hatte die unſelige Politik nicht bloß zwiſchen den Nachbarn Unfrieden geſtiftet, ſondern auch im Schloß Olbersdorf ſelbſt. So gut wir uns auch mit der Baronin unterhielten, die jungen Damen betheiligten ſich nicht an der Unterhaltung. Nach kurzer Zeit flogen die Sommervögel auf und ließen ſich nicht wieder ſehen und auch nachher, ſobald wir uns nur zeigten, waren ſie raſch verſchwunden. Das war eine Demonſtration, eine vollſtändige Kriegserklärung; darüber konnte ich mich nicht täuſchen. Einigen Erſatz dafür bot der von einem Ritt über die Felder heimkehrende junge Baron Julius, der die Verwaltung des Gutes hatte, eine friſche, prächtige Erſcheinung und auch der jüngſte ſehr talentvolle Sohn Manfred, der damals das Breslauer Gymnaſium beſuchte, doch mit ſeinem Hauslehrer Peinert, einem Radikalen vom reinſten Waſſer, aber von biederſter Treuherzigkeit, gerade in Olbersdorf verweilte.

Die Bataille zwiſchen den feindlichen Parteien dauerte zwei Tage; unnahbar ſtanden wir uns gegenüber; da, nach einigem Champagner brach allmählich das Eis. Zuerſt ging die jüngſte Tochter mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in unſer

Lager unerſchrocken über; ſie ſpielte Clavier und ſang uns Lieder vor; ſie ſpielte Piquet mit mir und ſchloß ſich ganz an uns an. Dann folgte die zweite, wirthſchaftliche Tochter, die, von ihren häuslichen Geſchäften zurückgehalten, ſeltener nach Güttmannsdorf kam und ſich überhaupt mehr neutral verhielt. Zögernd folgte Marie, vielleicht die reaktionärſte, die alle Demokraten für ſchlechte Menſchen hielt; aber ſie ſchwärmte für Dichter und dichtete ſelbſt — und ſo brachte ſie dem Poeten Sympathien entgegen, welche ihr den salto mortale über die Kluft der politiſchen Ueberzeugungen möglich machten. Ich las meine Gedichte vor, ſpäter auch „Schill“ und „Lambertine“, die beide ſehr gefielen. Wir unternahmen eine Fahrt ins Gebirge, auf den Hahnenkamm bei Silberberg, wo wir bei ſchönem Wetter die herrlichſte Ausſicht genoſſen und ſehr luſtig waren — freilich! Marie und auch die älteſte Schweſter, die beide noch eine reſervirte Haltung behaupteten, ſchloſſen ſich uns nicht an. Die Kunde von der großen Umwälzung und dem ruchloſen Frevel der Getreuen drang nach Güttmannsdorf, wo ſie einige Beſtürzung erregte. Doch lange war ja unſers Bleibens in Olbersdorf nicht, und man durfte hoffen, daß bald die Spuren dieſes Beſuches wieder verlöſcht ſein würden. In der That ſaßen wir bald wieder in dem Wagen, der uns über Strehlen und Grottkau nach Mahlendorf zurückführte. Ich aber wußte, daß ich nicht zum letzten Male ein Gaſt im Schloß Olbersdorf geweſen. War mir doch dort ein Stern aufgegangen — die liebliche Marie! Freilich, es war noch eine ferne dunkle Verheißung, und ſie konnte leicht ganz verblaſſen, wenn mir eine andere Ausſicht auf die Zukunft näher trat.

Die Gräfin Reichenbach hätte mich gern im Schoß des Reichthums gebettet; ſie glaubte eine paſſende und glänzende Partie für mich gefunden zu haben. Wir fuhren mehrmals hinüber zu Herrn v. W., deſſen Töchterlein mit ſeinem hübſchen Doſengeſicht und ſeinem pikanten, etwas ſcheuen Weſen wohl geeignet war, Intereſſe einzuflößen. Da die Poeten in Ober-

ſchleſien nicht wild wachſen, ſo war die Bekanntſchaft mit einem Dichter immerhin ein Ereigniß im Leben eines ſiebzehnjährigen Mädchens. Ich las meinen „Schill“, meine „Lambertine“ in dieſem feingebildeten Kreiſe vor — und zwar mit vielem Beifall, eine Roſe in meinem Knopfloch bewies mir, daß meine Poeſie einen kleinen Sieg davongetragen hatte. Auch die Eltern bezeugten mir ihre Sympathien. Die Gräfin hatte vielleicht in ihrer liebenswürdigen Fürſorge einige gewagte Andeutungen gemacht, mir aber ebenfalls angedeutet, daß man drüben zwar nicht Vermögen, aber doch eine feſte Lebensſtellung verlange. Das ging ſo über meinen Kopf hinweg, mein Herz hatte noch gar nicht mitgeſprochen; ich konnte noch keinen andern Wunſch haben, als das liebenswürdige Mädchen näher kennen zu lernen.

Nun war es auch Zeit, daß ich einmal nach Wiersbel hinüberkam. Graf Reichenbach fuhr voraus, um das Terrain zu rekognosciren, und er brachte mir eine freundliche Einladung des Onkels mit. So ging's denn wieder in die oberſchleſiſchen Wälder, in denen ich bisweilen in Begleitung von vier Hunden ſpazieren ging. Außerdem ſpielte ich mit dem Onkel Schach, debattirte mit ihm über die verſchiedenſten Fragen, wobei ich bemerken konnte, daß er trotz ſeiner ſtarren engliſchen Orthodoxie die weitherzigſte Toleranz beſaß und überhaupt eine unglaubliche Fülle von Kenntniſſen, die aber alle in einzelnen Schubläden ſteckten und ohne gegenſeitige Beziehung und Verbindung blieben. Die Souveränität der Frau Branntweininſpektorin anzutaſten wäre jetzt nutzlos geweſen; ſie erfreute ſich einer uneingeſchränkten Herrſchaft. Wir verkehrten jetzt in einer gewiſſen humoriſtiſchen Weiſe mit einander; es amüſirte mich, eine ſolche Semiramis auf dem Dorfe kennen gelernt zu haben, um deren Thronſeſſel die „Kerle“, mochten ſie nun auf Seminaren ſtudirt haben oder nicht, huldigend ſtanden. Ich las dabei viel, beſonders naturwiſſenſchaftliche Werke und Reiſebeſchreibungen und dichtete an meiner „Göttin“.

Durch Empfehlungen von Karl Roſenkranz hatte ich Be-

ziehungen zu der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig angeknüpft, war Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung“ geworden und hatte den Auftrag erhalten, eine größere Abhandlung über die Geschichte der neuesten deutschen Philosophie für „die Gegenwart“, eine Fortsetzung des Conversationslexikons zu schreiben. Dazu brauchte ich die Breslauer Universitätsbibliothek und dies sowohl, als auch die bevorstehende Aufführung meines „Ferdinand von Schill“ bestimmte mich, das Wanderleben in der Provinz aufzugeben und zunächst einen festen Wohnsitz in Breslau zu nehmen.

* * *

Kaum war ich in der Hauptstadt der Provinz angekommen und hatte am Schweidnitzer Stadtgraben ein festes Quartier bezogen, als auf einmal der Ruf zu den Waffen ertönte, ein Ruf, der sich bis auf die Halbinvaliden des zweiten Aufgebots erstreckte. Der Krieg stand vor der Thür und zwar der Krieg mit Oesterreich. „Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Klang“ ertönte von nah und fern; alle Dienstpflichtigen bis auf die letzten Jahrgänge eilten nach der Kaserne im Bürgerwerder. Schüchtern zeigten sich die Krieger des zweiten Aufgebots mit ihren Czackos und etwas abgetragenen Uniformen in den Straßen; denn dies Aufgebot war wie eine dunkle Sage und lag gleichsam in den Kammern begraben; jetzt, wo es auf einmal ans Licht hervortrat, wollte man noch nicht recht daran glauben. Ich selbst bedurfte noch meiner Militärpapiere von Königsberg, um in die Cadres der Armee eintreten zu können, mußte aber vorher wenigstens dem Bezirksfeldwebel von meiner Existenz Kenntniß geben. Ein Mann war viel werth in so theurer Zeit — und ich vermehrte immerhin die Armee um einen Kopf, was ja bei der Gesammtzahl in Betracht kam und mit beitrug zur Summe der aufgebotenen Macht, die gelegentlich dem Feinde Schrecken einjagen konnte.

Das Kriegsgewitter hatte sich so rasch zusammengezogen, daß alle Welt davon überrascht war. Preußen hatte seine Union, Oesterreich setzte den Bundestag wieder ein, und in das von Verfassungskämpfen zerrüttete Kurhessen rückte die Bundesexekutionsarmee ein. Radowitz, der Biograph der katholischen Heiligen und mit allen Legenden der Kirche vertraut, ein geistvoller Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV., strebte eine Bundesreform unter Preußens Führung an. Da stieß er auf Oesterreichs entschlossenen Widerstand und schien, ein Vorgänger Bismarcks, mit Blut und Eisen Preußens Vorherrschaft in Norddeutschland durchsetzen zu wollen. Ganz Preußen rasselte auf einmal von Waffen; es herrschte in der That eine kriegerische, eine gehobene Stimmung; man sah die deutsche Fahne wieder wehen, die der König bei seinem Umritt in Berlin vor sich hertragen ließ. Doch der Wind in den höchsten Kreisen drehte sich auf einmal; der Czar in Warschau hatte gesprochen und sein entscheidendes Wort zu Ungunsten Preußens in die Wagschale geworfen; Radowitz, der seine Politik scheitern sah, war zurückgetreten und hatte dem Freiherrn von Manteuffel das Feld geräumt; es kam bald darauf zu den Punktationen von Olmütz, bei denen der Fürst Schwarzenberg und Oesterreich triumphirten. Das zweite Aufgebot war, ehe ich dasselbe, in Ermangelung meiner noch immer nicht eingetroffenen Papiere, zum Siege führen konnte, wieder mit seiner verschlissenen Herrlichkeit in der Kammer begraben. Der Schimmel von Bronzell blieb das einzige Opfer des Krieges, der Vorläufer jener vielen tausend Opfer, welche sechzehn Jahre später der siegreiche Kampf Preußens mit Oesterreich gekostet hat.

In jene Zeit, in welcher die preußische Diplomatie Schritt für Schritt zurückwich, fielen die Aufführungen meines Dramas „Ferdinand von Schill“ in Breslau und am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin, die beide einen großen Erfolg hatten und von den Blättern damals als politische Ereignisse angesehen wurden; denn die Volksstimmung, mißvergnügt mit

dem ruhmlosen Rückzug der preußischen Politik, machte sich in stürmischen Demonstrationen Luft. Anlaß dazu gaben besonders die ersten Acte, in denen Schill und die Seinen und die Jünger des Tugendbundes der zögernden Kabinettspolitik der damaligen Regierung auf das entschiedenste den Krieg erklärten. Das war Wasser auf die Mühle der herrschenden Enttäuschung und Entrüstung. Das Drama hatte bei allen früheren Aufführungen nicht den geringsten Anstoß erregt. Jetzt wurde es in Berlin nach der ersten Aufführung verboten; in Breslau weigerte sich das Generalkommando Statisten herzugeben, doch ohne militärische Statisterie war gerade die Aufführung des „Schill" eine Unmöglichkeit. Der Patriotismus war damals unbequem, störend jeder Aufschwung der Gemüther. So wurde mir in Breslau der Erfolg meines „Schill" verkümmert, nachdem schon vorher mein mehrmals zur Aufführung bereits angesetzter „Robespierre" immer wieder von dem Repertoire verschwunden war. Die Breslauer Direktion weigerte sich auch, mir Honorar für den „Schill" zu zahlen, weil das Stück schon im Buchhandel erschienen sei. Nach dem damaligen Stande der Bundesgesetzgebung über das Eigenthum von dramatischen Werken war sie nicht einmal im Unrecht.

Mit Eifer schrieb ich nun an meiner großen Arbeit; ich hatte ja viele philosophische Werke gelesen; besonders diejenigen der Hegelschen Schule waren mir fast alle bekannt. Dagegen hatte ich auch viel nachzustudiren, die Werke Herbarts und seiner Jünger, die Schriften des jüngeren Fichte, Ulrici's und ihrer Richtung, auch Schopenhauers Werke, die mir damals noch fremd waren. Ich plünderte die philosophischen Fächer der Universitätsbibliothek, zum Nachtheil der anderen Schüler der Weltweisheit, welche manche dringlich erwünschte Schrift als ausgeliehen vermißten. So saß ich bei angestrengter ununterbrochener Arbeit; denn mit oberflächlicher Lektüre war mir nicht geholfen. Ich sollte über die ganze neuere Philosophie verständlich für das große Publikum schreiben. Das war an sich eine

ſchwierige Aufgabe; doch um ſie erfolgreich zu löſen, dazu gehörte gerade eine gründliche Kenntniß jener Werke. Klarheit und Durchſichtigkeit der Darſtellung iſt nie zu erreichen, wenn man nur flüchtig den Stoff geſtreift hat; erſt bei vollſtändiger Beherrſchung desſelben iſt eine allen Leſern zugängliche Behandlungsweiſe möglich.

Dieſe angreifenden Studien ſchadeten indeß meiner Geſundheit — und im Winter dieſes Jahres fühlte ich zum erſten Male ein körperliches Unbehagen, Stockungen der Blutcirkulation, Congeſtionen nach dem Herzen. Der Arzt verordnete Sitzbäder, doch der Zuſtand blieb im Ganzen unverändert, da ich die auf mir ruhende Arbeitslaſt nicht abzuſchütteln vermochte. Das Theater beſuchte ich niemals; ich hatte ganz mit ihm gebrochen. Mein geſellſchaftlicher Verkehr beſchränkte ſich auf Abendbeſuche in den befreundeten Kreiſen. Meinen guten Freunden draußen im Packhof auf dem Bürgerwerder blieb ich treu, ebenſo dem alten Nees von Eſenbeck, der jetzt dem Chriſtkatholicismus eifrig huldigte und mich zum geiſtlichen Dichter dieſer Gemeinde machte. In ihren Religionsſtunden wurden von den Kindern Gedichte von mir vorgetragen, und ich glaube auch, daß einzelne bei ihren gottesdienſtlichen Handlungen geſungen wurden. Etwa ein Jahrzehnt ſpäter neigte ſich der hochbetagte Greis dem Spiritismus zu und glaubte an die Niederſchriften der Geiſter und allerlei andere merkwürdige Thatſachen der neuen Geheimwiſſenſchaften.

Mit mir in einem Hauſe zuſammen wohnte Dr. Paur, welcher die Wittwe des Dichters Alfred von Sallet geheirathet hatte. Früher Gymnaſiallehrer, lebte er jetzt ganz ſeiner wiſſenſchaftlichen Muſe, die freilich durch ſeine politiſche Thätigkeit unterbrochen wurde, denn er war langjähriger Abgeordneter in Berlin und ſtets auf dem Platz, wo es galt, für geiſtige Freiheit einzuſtehen und die Cultusminiſterien zu bekämpfen, wenn ſie der preußiſchen Intelligenz ein zu enges Fahrwaſſer abſtecken wollten. Außerdem war Dr. Paur ein ausgezeichneter Danteforſcher und Dantekenner und hat ſich auf dieſem Gebiete Ver-

dienſte erworben, die von der deutſchen und italieniſchen Dantegemeinde anerkannt wurden.

Eine neue Bekanntſchaft führte mich in die Kreiſe der jüdiſchen Geſellſchaft, wo ein junges intereſſantes Mädchen meinen Gedichten Antheil entgegenbrachte. Es war die Tochter des Fabrikanten Bauer, Lina, die ſich ſchon damals durch geiſtige Regſamkeit auszeichnete und ſich ſpäter als Frau Lina Morgenſtern in Berlin durch gemeinnützige Wirkſamkeit als Pflegerin der Kindergärten und Volksküchen und durch zahlreiche Schriften über die Jugenderziehung und die Frauenfrage einen Namen gemacht hat. Ebenſo anregend waren die Kreiſe des jüdiſchen Arztes Dr. Pinoff, der auch mein Arzt war, der ſich ſpäter immer mehr der Waſſerheilkunde zuwendete, in Breslau ein größeres Etabliſſement errichtete und zuletzt die Anſtalt in Thalheim bei Bad Landeck leitete, bis der ruhige und klardenkende Mann ein Opfer geiſtiger Umnachtung wurde.

Auch die reichen Nachbarn des Grafen Reichenbach in der Provinz beſuchte ich in ihrem Palais in Breslau, doch mein Herz zog mich nach Olbersdorf, und ich war ſehr glücklich, als eine Einladung der Frau Baronin mich zu Weihnachten nach Olbersdorf rief. Ich hatte mit ihr inzwiſchen eifrig korreſpondirt; das Briefſchreiben war eine ihrer Paſſionen; aber es war kein mechaniſch betriebener Zettelkram; es waren ſtets die Ergüſſe eines reichen Geiſtes, und ich ſtehe nicht an, wenn ich die langjährige Korreſpondenz der Baronin zuſammenfaſſend überdenke, ſie in eine Linie zu ſtellen mit den hervorragendſten Briefſchreiberinnen unſerer klaſſiſchen Zeit und der franzöſiſchen Muſterliteratur: wie bei dieſen fehlte es auch in jenen Briefen nicht an hingeworfenen geiſtreichen Aperçu's, an einzelnen glänzenden Bemerkungen; aber ihren Hauptinhalt bildeten doch eingehende, oft originelle Betrachtungen von tieferem Inhalt, und der Umfang dieſer Briefe ging meiſtens weit über das Maß deſſen hinaus, was die heutige Reichspoſt mit einem einfachen Porto belegt

und was für die Ausbreitung der Gefühle und Gedanken der meiſten Sterblichen einen ausreichenden Raum gewährt.

Welche ſchönen Tage erlebt' ich in der Weihnachtswoche in Olbersdorf! Zwar die Natur draußen hatte ihr anmuthiges Gewand abgelegt; kahl und öde ſah der Park aus, der meiſtens aus Laubholzbäumen beſtand, in deren Umkreis nur hier und dort eine Weimutskiefer eingeſprenkelt war; doch die rieſigen Fichten, die vor dem Schloßthor Wache hielten, trugen noch ihr tiefes Grün zur Schau. Heimlich war's dann im Schloß, wo der hohe, durch zwei Stockwerke gehende Ritterſaal mit ſeinem Stuckaturplafond und den großen plaſtiſchen Götterfiguren in vier Ecken meiſtens mit intimeren Räumen vertauſcht wurde. Da gab es ja lauſchige Kabinette genug zu traulichen Geſprächen; überall waren die Wände mit ſchönen Gemälden und Kupferſtichen bedeckt; in den Glasſchränken funkelten die reichen Schätze des Kunſtgewerbes, die der Baron angeſammelt; freilich die zahlreichen Mappen mit Kupferſtichen, die Tabatieren und Edelſteinſammlungen waren unſichtbar in den Schränken eingeſchloſſen. Und in dieſen von regem Kunſtſinn geſchmückten Räumen ſchwanden uns die Stunden hin in lebendiger Unterhaltung; Geſang, der Vortrag von Gedichten und Kartenſpiel löſten ſich ab. Beliebt war ein kleines Familienhazard, ein onze-et-demi-Spiel, welches zu allerlei Neckereien und Scherzen Anlaß gab. Auch hier wie bei den ernſteren Geſprächen fühlte ich für Marie, das liebe anmuthige Mädchen, immer tiefere Sympathien und hatte das freudige Gefühl, daß ſie erwidert wurden. Von jetzt aber traten alle daneben auftauchenden weiblichen Geſtalten immer tiefer in den Schatten, denn im Herzen hatt' ich jetzt eine feſte Wahl getroffen.

Nach Breslau zurückgekehrt, vertieft' ich mich wieder in meine literariſchen Arbeiten. Zunächſt hatt' ich von Brockhaus den Auftrag erhalten, auch über die neuere Lyrik eine umfaſſende Abhandlung für die „Gegenwart" zu ſchreiben: ſpäter ſchloſſen ſich ähnliche daran über das neue Drama und den neuen Roman; ſie bildeten

die Grundlage, auf der ich meine „Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ aufbaute. Auch verfaßte ich einzelne Gedichte für meine „Göttin“, die meine Phantasie angelegentlich beschäftigte und die mir niemals bei den längeren Pausen meines Schaffens fremd wurde, sondern meine schöpferische Begeisterung immer wieder von neuem entflammte. Außerdem fand ich noch Muße, theoretische Botanik zu treiben zur Ergänzung meiner Feldblumenpraxis in Olbersdorf.

Doch war ich von dem vielen Arbeiten so angegriffen, daß meine Freunde mir ernstlich riethen, auf einige Zeit mich gänzlich davon loszureißen und eine Kur in freier, frischer Gebirgsluft zu unternehmen. Und so begab ich mich im April 1851 nach Görbersdorf, wo Fräulein von Colomb vor Kurzem eine Wasserheilanstalt begründet hatte, die sich eines guten Rufes erfreute.

* * *

Die Episode aus meinem Leben, die sich in Görbersdorf abspielt, hat für die Gegenwart ein doppeltes Interesse. Einmal ist dies Görbersdorf später einer der berühmtesten deutschen Kurorte geworden, wo zuerst die Heilung der Lungenschwindsucht wissenschaftlich begründet und praktisch durchgeführt und von wo aus alle die Filialen in Davos, Falkenheim ꝛc. gestiftet wurden. Dann aber war Frl. Marie von Colomb die erste deutsche Aerztin, die Vorgängerin der heutigen promovirten Medizinerinnen, in damaliger Zeit eine Ausnahmeerscheinung, die aber das volle Gefühl hatte, einer Erweiterung des Berufs der Frauen die Bahn zu brechen.

Görbersdorf liegt in einem reizenden Gebirgsthal, zwei Meilen hinter Waldenburg, dicht an der böhmischen Grenze, rings umgeben von schroffen bewaldeten Porphyrkegeln, den versteinerten Explosionen der Urzeit; sie steigen in der Nähe zum höchsten Gipfel der Waldenburger Berge an, dem Heidelberg. Schöne Schluchten ziehen sich rings in die Berge hinein — vor

allem der Büttner Grund, mit kolossalen Felsbildungen, die an das nahe Adersbach erinnern. Geht man diesen Grund zu Ende und besteigt den abschließenden Berg, so hat man eine herrliche Aussicht tief nach Böhmen hinein, links die Glatzer, rechts die Adersbacher Berge, Dörfer und Städte bis Königgrätz. Als ich hinkam, lag der Schnee noch fußhoch — einige Wochen später war die ganze Polarlandschaft verschwunden; es herrschte munterer Frühling, der Schnee war geschmolzen, und lustig rauschten die Bäche durch die grünen Thäler.

Wer das heutige Görbersdorf kennt, die von Dr. Brehmer errichteten Prachtpaläste und Villen, die schönen von ihm geschaffenen, sich hoch die Berge heranziehenden Parkanlagen mit neuen Aussichtspunkten, die seitwärts nach der Schneekoppe blicken und dem sich an sie angliedernden Kamme des Riesengebirges, der wird kaum in der Lage sein, sich das damalige bescheidene Görbersdorf mit seiner primitiven Kuranstalt, die im Grunde aus mehreren Dorfhäusern bestand, bei denen einige Verandas und Galerien für den Genuß freier Luft zurechtgemacht waren, vorstellen zu können. Der berühmte internationale Weltkurort, wo viele Genesung fanden, für manche, die zu spät ihn aufgesucht, auch die Todtenglocken läuteten, und die schlichten Dorfhäuser einer Wasserheilanstalt von schüchternem Provinzialruf — man kann sich keinen größeren Gegensatz denken!

Marie von Colomb war eine gescheidte, hochgebildete Dame. Sie hatte bei den Professoren der Breslauer Universität Anatomie und Physiologie studirt, ein Examen gemacht und war mit Leib und Seele Wasserärztin. Von allen Aerzten aufgegeben, hatte sie den damals so berühmten Naturarzt Priesnitz in Greifenberg aufgesucht, der sie gänzlich wiederherstellte. Dort blieb sie nach ihrer Genesung drei Jahre auf der hohen Schule der Wasserheilkunst und studirte dieselbe unter Leitung von Priesnitz. Ihre Begeisterung für die Sache ließ sie alle Schwierigkeiten überwinden, bis sie selbst eine Heilanstalt gegründet hatte. Sie war eine vierzigjährige Dame, mehr energisch als schön,

keineswegs von einseitiger Bildung, starkgeistig und freidenkend, für Philosophie und Poesie empfänglich: ich sehe sie noch immer vor mir mit den hohen Wasserstiefeln, die bei den unwegsamen Dorfstraßen unentbehrlich waren und als den Stab des Aeskulap einen mächtigen Krückstock in ihrer Hand, um den sich freilich keine Schlange ringelte. Von den neuen Aerztinnen unterschied sich Marie von Colomb in dem einen Punkt, daß sie auch Männer heilte und ihnen gegenüber so resolut und ohne Scheu zu Werke ging, wie die Aerzte sonst den Frauen gegenüber. Nachdem ich morgens abgerieben und in Leintücher gewickelt worden war, spazierte ich den Tag über, wie die andern, mit dem wunderthätigen Neptunsgürtel ausgerüstet, und als es wärmer geworden war, saß ich am Bach, mit den nackten Füßen darin herumpuddelnd wie die Dorfjungen. Ich brachte es glücklich nach vieler Uebung soweit, eine halbe Stunde lang am Bach und im Bach zu sitzen und gar nichts zu denken, nach türkischer Manier. In dieser Beschäftigung half mir ein Secondelieutenant aus Glatz, der ebensowenig sprach und dachte, sodaß wir uns beide nicht störten. Höchstens erzählte er stotternd, daß er solch ein Leben immer geführt und sich nie mit Denken und Sprechen beschäftigt habe. Wir beide waren indeß leichtere Patienten und machten nicht die sogenannte Pferdekur durch. Diese genoß ein dicker, apoplektischer Justizrath, der sich fast zu Tode getrunken und den der Schlag schon schockmal gerührt hatte. Der wurde um 4 Uhr geweckt, dann in drei nasse Leintücher gepackt, die er mit seinem corpus delicti erwärmen mußte; dann, wenn er hübsch warm war, drei Abreibungen, darauf Sitzbäder, jedes von einer Stunde, wobei ihm Wasser über den Kopf gegossen wurde — dann konnte er spazieren gehen. Ich selbst wanderte oft zur Douche, die sich ziemlich weit vom Dorfe jenseits der Dittersdorf-Friedländer Chaussee befand, und mein Begleiter war der Student der Medizin Brehmer aus Breslau, mit der anmuthigen Schwester des Fräulein von Colomb verlobt, der drüben die Schleusen der großmächtigen Douche

öffnete und die Waſſer auf mich herniederſtürzen ließ. Es war ein tüchtiger Mediziner, der über die Waſſerheilkunſt ſeiner Schwägerin ketzeriſche Anſichten hatte und ſich mehrere Jahre nachher zum Herrn und Gebieter der jungen, im erſten Aufkeimen begriffenen Anſtalt machte, die er in großartiger Weiſe umgeſtaltete zu einer weitberühmten Heilſtätte erſten Ranges. Die Verdienſte des Dr. Brehmer, der anfangs auf allen Kathedern aufs heftigſte angefeindet wurde, während ſich ſeine Lehren von der Heilbarkeit der Tuberkuloſe, denen ſchon anfangs Alexander von Humboldt ein freundliches Gehör ſchenkte, jetzt ſo eingebürgert haben, daß ſie gerade von den anfangs feindlichen Kathedern herab verkündet werden, ſind jetzt in weiteſten Kreiſen anerkannt. Ein großartiges Organiſationstalent hat er aber bewieſen durch die Einrichtung einer Monſtreanſtalt, eines Geſundheitspalaſtes und Geſundheitsparks mit geringen Mitteln. Wieviele ſind ihm ſpäter Dank ſchuldig geworden, auch ich; denn er hat einen meiner Söhne, den ich allerdings rechtzeitig zu ihm brachte, gründlich geheilt. Sein ſchroffer, unbeugſamer Geiſt hat ihm viel Haß und Feindſchaft zugezogen; mit der Regierung ſtand er ſtets auf feindlichem Fuße, und Auszeichnungen, wie ſie ſo manchem Kreisphyſikus zutheil wurden, Titel und Orden, hat er, ein Reformator auf dem Gebiete der Medizin und Hygiene, nie erhalten; ebenſowenig irgend welche Unterſtützung bei ſeinem großen Unternehmen; doch er hat es durchgeführt, feſt ſein Ziel im Auge behaltend, mit voller Entſchiedenheit, ohne ſich bei den Aerzten herumzubetteln oder den Patienten zu heucheln und zu ſchmeicheln, ſtets der Wahrheit die Ehre gebend und feſt überzeugt von dem Siege ſeines Princips.

Gegen alle, die ihm förderlich geweſen, hegte er die dankbarſten Geſinnungen: die architektoniſchen Zierden ſeines Parkes trugen den Namen eines Humboldt und der anderer Gelehrten, die ſeinem Beſtreben ihre ins Gewicht fallende Zuſtimmung ertheilt hatten. Auch mich als einen der älteſten Görbersdorfer Badegäſte hatte er nicht vergeſſen. So wenig ich dort arbeitete,

weil Fräulein von Colomb es mir verboten hatte: so nahm ich doch bisweilen die fliegenden Blätter meiner „Göttin“ mit ins Freie auf mein Lieblingsplätzchen am Berghang und Waldesrand und fügte diesen oder jenen Vers hinzu. An dieser Stelle trug später ein Fels meinen Namen, und Brehmer schmückte ihn dann noch, kurze Zeit vor seinem Tode, mit meinem von einem tüchtigen Breslauer Künstler geschaffenen Reliefporträt und einer Unterschrift, die besagte, daß ich hier im Jahre 1851 an meiner „Göttin“ gedichtet.

Mein Gesundheitszustand hatte sich etwas verbessert; doch es bedurfte noch einer Nachkur, und ich begab mich wieder in die oberschlesischen Wälder. Mein Onkel war mit seiner Begleiterin nach Leipzig gefahren, um mit einem dortigen berühmten Arzt Rücksprache zu nehmen, hatte aber Ordre ertheilt, daß ich in dem neuen Wohnhause in Wiersbel gastliche Aufnahme und Pflege fand. So lebt' ich dort jetzt in gänzlicher Vereinsamung; es vergingen Tage, an denen ich kaum ein paar Worte sprach, und ich war zufrieden, wenn mich irgend ein Vorübergehender grüßte, sei es deutsch oder polnisch, sodaß ich wenigstens guten Abend sagen konnte. Meine Abreibungen und sonstigen Experimente der Wasserkur setzte ich fort; ich hatte mir für die nöthigen Hülfsleistungen einen Schweinejungen dressirt — jedenfalls eine geniale Combination. In dieser Waldeinsamkeit, die nur durch gelegentliche Besuche in Mahlendorf unterbrochen wurde, vollendete ich nun „die Göttin“; auf den Spaziergängen im Walde kam mir manche dichterische Inspiration; ich fand manchen schwunghaften Vers, manches treffende Beiwort, das bei schon abgeschlossenen Gedichten an die Stelle eines minder glücklichen treten konnte — die Bilder der großen Revolutionsepoche, die ich nach den in Mahlendorf befindlichen Jahrgängen des Moniteur aus jener Zeit noch einmal gründlich durchstudirt, traten hier lebendig vor meine Seele.

Und als ich das Werk vollendet hatte, da zog es mich in den blühenden Frühling hinein nach Olbersdorf. Es waren herrliche Mai- und Junitage, und hier unter den rauschenden Park-

wipfeln, unter den Rosen des Blumengartens, ging mir das Herz auf. Es war mir ja vergönnt, mit Marie allein, ohne die Geschwister, nahe und weite Spaziergänge zu machen. Freilich wir hatten stets eine Anstandsdame bei uns, eine ältere Verwandte des Hauses, ein Fräulein von Pogkrell, die auch beim Grafen Reichenbach heimisch war, eine freundliche Dame, die bisweilen gemüthlich mit uns plauderte, bisweilen in bescheidener Entfernung zurückblieb und die wohl wußte, daß sie nur eine Art Ofenschirm war, um unsere feurige Liebe vor der Welt zu decken. Das Fräulein, aus einer alten Familie stammend, vielleicht die letzte ihres Geschlechtes, hatte eine schwärmerische Zuneigung für den Grafen Eduard von Reichenbach, die zuletzt ihren Geist verwirrte, sodaß sie im Breslauer Krankenhaus untergebracht werden mußte. Sie bildete sich ein, der Graf sei hingerichtet worden, und diese fixe Idee widerstand allen Bekehrungsversuchen, auch demjenigen, der vor allen Gerichten der Welt von überzeugender Beweiskraft gewesen wäre; denn der Graf erschien selbst in dem Krankenzimmer des Fräuleins leibhaftig und in voller Lebensgröße; doch vermochte er sie durchaus nicht davon zu überzeugen, daß er nicht hingerichtet worden sei. Mit dieser uns freundlich gesinnten Begleiterin wanderten wir nicht nur durch den Park, sondern auch aus demselben hinaus, vorbei an der künstlichen Burgruine, auf verschwiegenen Pfaden unter Haselgebüsch dem Zobten entgegen, oder wir kletterten auf steilen Wegen unter Buschwerk den Spittelberg hinauf, von wo aus man das ganze Panorama des Eulengebirges mit seinen Weberdörfern und der Stadt Reichenbach im Vordergrunde vor sich sah. Marie hatte ein gelbes Kleid an, das ihr reizend stand, und an einem dieser sonnenhellen Frühlingstage, beim Gesang der Nachtigall auf den schattigen Parkwegen, da gestanden wir uns unsere Liebe. In einer gereimten Ode, von der ich die ersten und letzten Verse hier mittheilen will, „Sabbathfrühe", hab' ich's besungen, wie ich dort an meine künftige Lebensgefährtin die entscheidende Frage richtete:

Sonntag morgen war's und kein Pflüger störte
Das Gefilde, das nur dem Lenz gehörte,
Der den Kranz im Haar und im Festgewande
Zog durch die Lande.
Durch kein Pfluggespann ins Gewölk vertrieben,
Saß die Lerche heut' noch bei ihren Lieben;
In der Furche schlürft sie den lebensvollen
Odem der Schollen.
Morgenfrische haucht in mein Herz Erquickung,
Froh ergeb' ich mich der verhängten Schickung;
Froher hasch' ich selbst in der Zukunft Schoße
Harrende Loose.
Treu von mir verklärt an der Kunst Altären
Soll jetzt Schönheit selbst mir die Welt verklären,
Mit der Lieb' im Bund mir das Leben schmücken,
Süß mich beglücken.
Glänzt ihr gelbes Kleid nicht im grünen Hage?
Jetzt den ersten Kuß und die letzte Frage:
Mein, Triumph! O sei wie der Morgen labend
Einst uns der Abend!

Freudig gab die Mutter ihre Zustimmung, der Vater knüpfte noch eine Bedingung daran, die aber nicht allzuschwer ins Gewicht fiel und welcher die Mutter alsbald eine für uns günstige Auslegung gab; man sprach schon bereits von dem Termin der Hochzeit. An meinen Vater schrieb ich über meine Verlobung: „Die Motive zu diesem Schritt sind einfach; ich fühle, daß ich dies einsame Leben nicht länger ertragen kann. Man vertrocknet dabei, es ist eigentlich gar keine Existenz. Ich wollte nach Paris reisen in der Hoffnung, dort irgend ein Glück zu machen oder zu finden. Ob es mir dort im Strudel erblüht wäre und zwar in gedeihlicher Weise, möcht' ich bezweifeln. Ich bin des herumziehenden Lebens müde — man kommt sich zuletzt überall so fremd vor; man faßt nirgends festen Fuß. Ebenso müde bin ich der ewigen Schwankungen der Neigung, des Hinundherschwebens zwischen dieser und jener. Das ist ein Vertrödeln der Empfindung, bei dem sie möglicher Weise gar verloren geht. Daß ich Marie von Seherr gewählt, dazu bestimmte mich in Wahrheit die Liebe. Ich würde ihre Vorzüge Dir schlecht aus-

einanderſetzen, ich kenne ſie kaum; ich weiß nur, daß ich ſie liebe, und zwar ſeit dem erſten Augenblicke, wo ſie vor mir, dem Demokraten, floh, wie ein ſchüchternes Reh, hatten's ihre Augen, die ſchönen, blauen, ſeelenvollen, weichen, ſchwärmeriſchen Augen mir angethan. Was bei einem Mädchen dauernd feſſeln kann, iſt und bleibt doch nur das Gemüth. Wenigſtens geht es mir ſo. Ich kenne genug geiſtreich raiſonnirende, ſpekulirende, witzelnde Damen; ich erkenne ihre Vorzüge an und kann mich mit ihnen gut unterhalten; aber zur Gattin will ich mir nur ein liebes, einfach herziges Mädchen erwählen. Marie iſt hübſch, hat ſchwarze Haare und blaue Augen, einen anmuthig lieblichen Ausdruck des Geſichts, eine nicht große, aber ſehr graziöſe Geſtalt, nichts von originellem ariſtokratiſchem Pli, ſondern ein anſpruchsloſes Weſen. Von der Tiefe und Größe ihrer Zuneigung hab' ich hundert Beweiſe; die unverkennbare Umwandlung ihrer Anſichten, die Charakterſtärke, mit der ſie einigen mit ihrer Wahl mißvergnügten ariſtokratiſchen Verwandten gegenübertritt."

Jetzt kam es vor allem darauf an, ſich eine Exiſtenz zu ſchaffen, zum mindeſten für regelmäßige Einnahme zu ſorgen, um ein Bedenken des Vaters zu entwaffnen, dem edelgeſinnten und gutherzigen Manne einige Beruhigung über das künftige Loos ſeiner Tochter zu gewähren. Hamburg war der Ort, wo ich dies am ſchnellſten zu erreichen hoffte. Meine Beziehungen zu Campe, zu den Theatern, die mich nicht vergeſſen hatten, indem das Stadttheater erſt vor Kurzem bei einem Gaſtſpiel des jetzt an der Wiener Burg engagirten Bogumil Dawiſon meine „Marſeillaiſe" zur Aufführung gebracht hatte, die vielen geſellſchaftlichen Kreiſe, in denen ich heimiſch war: alles das beſtimmte mich, an Hamburg zu denken, als den erſten Aufenthaltsort für uns. Bald traf ich in der Alſterſtadt ein und ſetzte dort alle Hebel in Bewegung, um mir eine literariſche Exiſtenz zu ſichern; doch trotz aller Bemühungen ſah ich bald ein, daß ich darauf verzichten mußte, eine feſte Stellung zu er-

halten; ich mußte mich beſchränken, dauernde Beziehungen zu einer größeren Zahl von Blättern anzuknüpfen. Ich ſchrieb in den „Hamburger Nachrichten“ Feuilletons, für die „Berliner Nationalzeitung“ Hamburger Briefe, die in den Hamburger Blättern wieder abgedruckt wurden; ich arbeitete regelmäßig an den von Feodor Wehl redigirten Jahreszeiten mit. Eine Zeit lang wurde mir Ausſicht auf die Redaktion einer Theaterzeitung gemacht; indeß zerſchlug ſich die Sache wieder. Auch von Seiten des „Hamburger Correſpondenten“, deſſen gründliche Umgeſtaltung beabſichtigt wurde, war mir eine Redaktionsſtellung in Zukunft zugedacht, leider kam es nicht dazu. Ich blieb alſo nach wie vor auf den Erwerb von Tag zu Tag und auf buchhändleriſche Honorare ſowie auf die Einnahmen von den Aufführungen meiner Stücke angewieſen. Im Eifer Geld zu erraffen, habe ich auch damals ſogar das Zuſammenarbeiten mit einem andern nicht verſchmäht, obſchon dasſelbe gegen meine Principien verſtieß und bei dichteriſchen Werken gänzlich unzuläſſig iſt. Feodor Wehl hatte den Stoff zu einem einactigen Luſtſpiel und die ſceniſche Gliederung desſelben fertig. Ich ſchrieb den Dialog dazu — und der Einacter „Ueberall Politik“ machte Glück und wurde an mehreren Bühnen gegeben. Wir hatten für unſere Firma damals das Pſeudonym Lehmann gewählt; Wehl hat ſpäter das Stück in ſeine geſammelten dramatiſchen Schriften aufgenommen. Weniger Glück hatte die Firma mit einem dramatiſchen Reißer, „der Zögling der Diplomaten“, einem Effect- und Senſationsſtück, das wir nach einem Roman von Eugen Sue gearbeitet hatten und von dem wir uns goldene Berge verſprachen. Das Stück wurde nirgends aufgeführt — aus welchen Gründen es die Bühnen ablehnten, weiß ich jetzt nicht mehr. Jedenfalls bin ich von der doppelten Verirrung, mit anderen dramatiſch zuſammen zu arbeiten und Bühnenſtücke ohne dichteriſchen Werth fabrikmäßig zu ſchreiben, für immer zurückgekommen.

Dieſe Verirrung war um ſo ſündhafter, als ich gerade in dieſer Zeit meine große Dichtung: „Die Göttin“ vollendet hatte,

jedenfalls das Bedeutendste, was ich bisher geschaffen, sodaß ich fest überzeugt war, mir damit eine Stelle auf dem deutschen Parnaß zu erobern. Ich bot sie Campe zum Verlag an und verlangte dafür 400 Thaler — ein Honorar, das immerhin für eine Dichtung ziemlich hoch war, auch wenn man den Maßstab der heutigen Honorare für Dichtwerke anlegt, die von den Verlegern meist mit zweifelnden Blicken angesehen werden; doch ich wußte ja, daß Campe für Heine's „Romanzero" 4000 Thaler gezahlt hatte und glaubte mit einer Null weniger wäre mein Abstand von dem gefeierten Liebling des Publikums hinlänglich in Rechnung gebracht. Campe sagte nicht Ja! und nicht Nein! Ich mußte ihm „die Göttin" vorlesen, natürlich bruchstückweise Tag für Tag, und er war sehr von der Dichtung erbaut. Die Folge davon war, daß er mir seine Kasse zur Verfügung stellte und mir auch das Geld zur Reise nach Paris gab, alles auf Conto der „Göttin". Er verlegte die Dichtung auch, aber einen Verlagsvertrag haben wir nie gemacht. Er liebte die Politik der freien Hand, die patriarchalische Schutzherrschaft über die Dichter. Auch bei den Romanen und Dichtungen von Max Waldau hat er das gleiche Princip beobachtet und sich nie contraktlich gebunden.

„Die Göttin" besteht aus einer Reihe von Gedichten in wechselnden Versmaßen; aber es ist doch keine auf einen Haufen zusammengeschüttete Lyrik; es geht durch das Ganze ein epischer Faden hindurch, und man könnte nur tadeln und hat getadelt, daß die epische Gleichmäßigkeit und Ruhe der Behandlung fehlt. In der That ist der Eindruck des Fragmentarischen nicht ganz überwunden, und die Knotenpunkte der Handlung sind nicht mit solcher Entschiedenheit hervorgehoben, wie es nicht bloß im Drama, sondern auch im Epos der Fall sein muß. Die Handlung selbst ist reich an den wirkungsvollsten Einschnitten und Katastrophen; doch es überwiegt die Lyrik der Stimmung und Betrachtung. Das Doppelgesicht des Werkes, welches zugleich Epos und Gedankendichtung ist, läßt eine recht einheitliche Wirkung nicht auf-

kommen. Die durchgehende Handlung besteht darin, daß die Heldin, Marie, nach einer schüchternen Jugendliebe, ins Kloster gebracht wird, dort Liebesbeziehungen zu einem jungen Edelmanne, Alphons de la Vigne, anzuknüpfen weiß, von diesem entführt, auf sein Schloß gebracht und geheirathet wird. Der Gatte ist ein Zögling der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, und Marie wird seine Schülerin. Beide begeben sich nach Paris, wo die Wogen der revolutionären Bewegung über sie hinweggehen. Alphons, als ein Gemäßigter, verfällt dem Gericht der Terroristen und wird verhaftet; ihm droht der Tod. Marie bietet alles auf, um ihn zu retten. Sie eilt zu Danton, zu Robespierre, deren Charakterbilder mit scharfen Zügen entworfen werden; zuletzt kommt sie zu Chaumette und den Männern des Gemeinderaths, welche gerade damit umgehen, ein Fest zu feiern, bei welchem der alte Cultus verhöhnt und zerstört werden und in dessen Mittelpunkte eine Göttin der Vernunft stehen soll. Marie, ein schönes Weib, erscheint ihnen geeignet, die Rolle der Göttin zu übernehmen, und Chaumette sichert ihr die Begnadigung ihres Gatten zu, wenn sie sich dazu entschließen würde. Nach innerem Kampfe faßt sie den Entschluß; das Fest wird gefeiert; sie wird im Triumph, in leichten Gewändern, durch die Straßen zum Dom von Notre-Dame gelangen, wo im wüsten Freiheitstaumel die Vernunft ihre Orgien feiert; und nachdem sie dies große Opfer gebracht, erfährt sie bei einer Nachfeier der Mänaden, einem wilden Maskenball, von Chaumette, daß sie sich vergeblich geopfert, daß ihr Gatte durch ein Versehen des trunkenen Wächters hingerichtet worden sei. Da bricht die Göttin in dem Saal zusammen. Ihrem Schmerz, ihrer Verzweiflung hingegeben, sitzt sie im einsamen Gemach; ihr Gemüth ist von den Gedanken zerrüttet, die auf sie einstürmen und in denen sie sich bald als das freie Weib, als die Göttin fühlt, bald wieder als ein gebrochenes, zerschmettertes Wesen, das zum Glauben ihrer Jugend zurückkehrt. Da feiert Robespierre das Fest des höchsten Wesens, und der Irrsinn bricht aus bei ihr,

ſie flucht den Gotteslehren und ruft dem Volke zu, daß ſie die Göttin ſei, die Vernunft, die ewig ſei wie die Welt. Das Volk verhöhnt ſie und lacht ſie aus. Sie kehrt in ihr Gemach zurück und ſtirbt dort, nach wilden Delirien, den Hungertod.

Das iſt das Skelett der Handlung; doch Fleiſch und Blut gibt ihr erſt die geiſtige Entwickelung der Heldin, die ſich zur Freiheit durchkämpft, aber untergeht an den Widerſprüchen, in welche ſie mit der Weltordnung und den Weltereigniſſen gerieth. Die Göttin der Vernunft wahnſinnig — das ſchien mir der Gipfel der weltgeſchichtlichen Ironie. Gezwungen und widerſtrebend hat ſie die Rolle der Göttin übernommen, welcher nur von den ſchlechten Inſtinkten des Volkes gehuldigt wird, aber in ihrem Geiſt, in ihrem Herzen fühlt ſie ein Etwas, das dieſer Göttin die tiefere Bedeutung gibt, ſodaß ſie das iſt, was ſie darſtellt, doch nicht im Sinne des Volkes. Das iſt das Hohe Lied vom Weibe, die Tragödie des nach geiſtiger Freiheit ringenden Weibes:

Sie aber ſingt ein ſeltnes Lied,
Das ſchmerzlicher die Bruſt zerreißt,
Von jeder Qual, die Gott beſchied
Dem freien kühnen Frauengeiſt;
Dem Geiſt, der nimmer müde ringt,
Der Welt Geheimniß zu erſchließen,
Der in die dunkeln Tiefen dringt,
Wo ew'ge Lebensbäche fließen;
Der kämpft ein Iſrael mit Gott
In banger Nächte Einſamkeit,
Und mit der Welt und ihrem Spott,
Und jedem Wahn der alten Zeit,
Doch keine milden Kränze flicht
Ums Haupt verklärend ihr das Licht.
Es hat mit ſeinen Feuerzungen
Die kühne Denkerin verſchlungen.
Wo deines Lebens Trümmer rauchen,
Da ſtirbt nicht nur ein einſam Herz;
Geſchlechter müſſen untertauchen
In dieſem Kampf, in dieſem Schmerz,
Auf der Arena der Gedanken
Die erſte Fahnenträgerin

Zerschellst du auch an ihren Schranken,
Einst stürzen auch die Schranken hin.
Der Geisterharem ist gesprengt,
Der Frau'n zum Liebesdienst verdammt,
Der ihnen rings die Welt verhängt,
Durch welche Allahs Sonne flammt.
Die freien Erbinnen des Lichts,
Nicht müß'ger Stunden Zeitvertreib,
Kein fleischgeworden geist'ges Nichts;
Nein, seine Gottheit fühlt das Weib.

Das ist der Grundakkord für das Ganze, der durch die dithyrambischen Vorgesänge „Venus Anadyomene", „Madonna und Magdalena", sowie durch die lyrischen Monologe der Heldin und auch noch durch ihre letzten Delirien hindurch geht. Im Zusammenhang mit dem Grundgedanken steht auch der aus selbständigen Balladen bestehende, eingeschobene Abschnitt: „die Frauen der That", der äußerlich dazu beiträgt, den Eindruck der Zerfahrenheit des Ganzen zu verstärken, der aber einige meiner besten Gedichte enthält, „Lucile Desmoulins", das in viele Anthologien übergegangen und oft declamirt worden ist, und „Die Vendeeerin". In der Göttin überwiegt das Lyrische, das oft ganz selbständig hervortritt, über das Epische, und es ist meistens eine schwunghafte Gedankenlyrik. In den letzten Abschnitten herrscht sogar die kraftgeniale Dichtweise vor, die vor gewagten Hyperbeln, kecken Sprachwendungen und Gedankengängen nicht zurückschreckt — und die Jüngstdeutschen würden, wenn sie sich überhaupt um die Erzeugnisse einer abgethanen Epoche kümmerten, manches Verwandte darin finden. Auch der liederartige Ton ist in der „Göttin" vertreten; ich weise nur auf das Gedicht:

Marie, am Fenster sitzest du,
Du einfach Bürgerkind

hin, das mehrfach, auch von Robert Franz und Wilhelm Jensen componirt wurde.

Die gleichzeitige Kritik nahm „die Göttin" mit dem größten Interesse auf, ebenso wie meine darauf folgende, viel einheit-

lichere Dichtung „Carlo Zeno“, in welcher der epiſche Ton vorwog. Julian Schmidt ſchrieb über beide ſeitenlange Eſſays in den „Grenzboten“, in denen er ſie zwar zum Theil gehörig zerzauſte, aber doch vieles darin anerkannte und ſchon durch den großen Umfang der Artikel und die eingehende Analyſe der Bedeutung derſelben gerecht wurde; Robert Prutz, Max Waldau und die große Mehrzahl der deutſchen Tagesblätter äußerten ſich anerkennend. Auch gediegene Literarhiſtoriker wie Hermann Kurz, Adolf Stern, Ignaz Hub u. a. verzeichneten dieſe Dichtungen unter den hervorragendſten Erſcheinungen lyriſch-epiſcher Poeſie. Wenn ſie ſpäter durch die Hamerlingſchen Epen verdrängt wurden, ganz abgeſehen von den neueſten der Scheffel-Wolffſchen Richtung, die ſich in ganz anderen Bahnen bewegten, wenn neuere Literaturgeſchichten ſie gar nicht kennen, obſchon ſie neben dem Bedeutendſten auch vielfach das Unbedeutende der letzten Jahrzehnte eingehend behandeln, ſo iſt das nur ein kleiner Beitrag zur Geſchichte des literariſchen Ruhms, der vielen Wandlungen ausgeſetzt iſt, deſſen letzte endgültige aber der Zukunft angehört.

* * *

Die Hochzeit war aus verſchiedenen Gründen auf das nächſte Frühjahr feſtgeſetzt: ſo blieb mir noch Zeit übrig, die längſt beabſichtigte Reiſe nach Paris auszuführen. Campe gab mir das Reiſegeld auf Abſchlag für das niemals contractlich feſtgeſetzte Honorar der „Göttin“ und zugleich gab er mir das erſte fertige Exemplar des „Romanzero“ für den Dichter mit. Der Verleger ſelbſt war entzückt von dieſen Poeſien ſeines Lieblings; kein Feinſchmecker in Hamburgs Auſternkellern koſtet mit größerem Hochgenuß die beſten Auſtern und die ſeltenſten Frühſtücksweine, als Campe die Verſe des Romanzero; er ſah ganz verzückt darein, wenn die Doktoren Trittau und Gallois ſie ihm vorlaſen. Das war ja „baar Genie“ und „baar Geld“ zugleich.

Ich hatte das Buch mit in den Waggon genommen. Mein Reisegefährte war der frühere Hamburger Operndirektor Cornet, der viel französisches Blut in den Adern und einen moussirenden Geist besaß. Auch er war wie ich entzückt von den Gedichten des kranken Poeten, und als wir durch die langweiligen, oft öden Strecken des Königreichs Hannover dahinfuhren, da lasen und declamirten wir Heine'sche Gedichte aus dem „Romanzero" und ergötzten uns weidlich an den „beiden Polen" und anderen kecken Humoresken, aus denen uns das Aroma des Heine'schen Esprit so würzhaft entgegenduftete.

Als ich in Paris angekommen war und die ersten Eindrücke der großartigen und prächtigen Weltstadt, die von allen Städten mein Liebling geblieben ist, in mich aufgenommen, die Hauptmerkwürdigkeiten besichtigt, die Boulevards und die elyseischen Felder durchwandert hatte, da lenkte ich meine Schritte in die rue d'Amsterdam, wo Heine damals wohnte. Es ging über den Hof in das Hintergebäude — zwei Treppen hoch. Heine erwartete mich schon; ich wurde sogleich vorgelassen. Ein schmaler Gang führte zwischen dem Fenster und einer spanischen Wand hindurch; am Fenster stand ein kleiner Tisch, an welchem Heine in besseren Tagen, die jetzt schon zu den großen Ausnahmen gehörten, eine Zeit lang aufsitzen durfte und an seinen Gedichten feilte; denn er war bekanntlich darin sehr peinlich und gewissenhaft, und gerade die keckſten Licenzen waren oft die Frucht der sorgfältigsten Feile. Hinter die spanische Wand tretend erblickte ich den kranken Dichter auf seinem Schmerzenslager, bleich, mit halb geschlossenen Augen, deren Lider er bisweilen nachhelfend mit den Fingern hob. Ich überreichte ihm das erste Exemplar des Romanzero; er war erfreut, sein Werk jetzt in der Hand zu halten, in der Gestalt, in welcher es die Wanderschaft durch Deutschland antreten sollte. Doch bald klagte er über die entsetzlichen Schmerzen, die ihm zur Nachtzeit den Schlaf raubten; ich kannte diese Klagen ja aus dem „Romanzero"; doch von den Lippen des Dichters selbst erklangen sie viel ergreifender. Seine

blaſſen Züge trugen den Stempel des ſchweren Leidens; aber ſie hatten zugleich etwas Verklärtes. Wie wenig Tröſtliches trat an ſein Schmerzenslager! Die „dicke Mathilde“ hab' ich nie geſehen; ſie ging den deutſchen Beſuchen aus dem Wege. Ebenſowenig traf ich die goldglänzende Mouchel, jenen Engel des Troſtes, der ſpäter dem hoffnungslos dahinſiechenden Dichter einen verſpäteten Liebesrauſch ins Herz geflößt! Ihren Beſuchen bei dem Todgeweihten verdanken wir ja das entzückende Gedicht von der „Paſſionsblume“.

Ich war öfters in der rue d'Amſterdam; wenn's dem Dichter erträglich zumuthe war, ſo betheiligte er ſich lebhaft an dem Geſpräch. Julius Campe, ſein reicher Onkel Salomon in Hamburg, die gleichzeitige deutſche Literatur, von der er in ſeiner Krankenſtube allerdings nur einzelne Zipfel erhaſchte, waren unerſchöpfliche Geſprächsthemata. Gutzkow war ihm verhaßt, Laube ein guter Freund; den Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen, Dingelſtedt, hatte er ja freundſchaftlich, wenn auch mit böſer Ironie beſungen, ebenſo den Poſa Herwegh, als er vor König Philipp und ſeinen uckermärkiſchen Granden ſtand. Auch über Politik ſprachen wir. Er war ein begeiſterter Verehrer des großen Napoleon und zugleich ein eifriger Gegner des damaligen Präſidenten der Republik — war der Dichter doch lange Jahre hindurch ein leider! nicht ganz uneigennütziger Anwalt Louis Philipp's geweſen.

Die düſtere verzweifelte Grundſtimmung des „Romanzero“, jener trübe Wolkenhimmel, auf dem ſich um ſo blendender die dicht emporpraſſelnden Raketen des Witzes abzeichneten, lernte man in dieſer Krankenſtube begreifen; denn mitten in dem Jammer und Elend des unheilbaren Leidens leuchtete bei Heine ſtets der übermüthige Witz auf — er hatte drollige zündende Einfälle. Einmal beſuchte ich ihn mit meinem Reiſegefährten Cornet, der eine nach den Theorien der heutigen Wagnerianer ſträfliche Vorliebe für Meyerbeer hatte. Heine hatte zwar auch nicht Richard Wagner geahnt, aber Meyerbeer war ſeine Anti-

pathie. So geriethen die beiden aneinander. „Das werden Sie doch nicht leugnen können", sagte Cornet, „daß Meyerbeer zwei Style hat, den deutschen und den italienischen". „Ja", sagte Heine, „zwei Stühle, aber er kann auf keinem sitzen." Die Gräfin d'Agoult, die Geliebte von Liszt, eine geistreiche Dame und damals gefeierte Schriftstellerin, verglich er mit einem in den Koth gefallenen Bonbon und von Moritz Hartmann sagte er, er sei ein schöner Mann, alle Frauenzimmer seien in ihn verliebt, nur die neun Musen nicht. Ich lernte übrigens den Dichter von „Kelch und Schwert", „Adam und Eva" und der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" damals in Paris kennen: er hatte etwas Ruhiges, Gediegenes und doch Feuriges in seinem Wesen und imponirte mir durch die glänzende Geläufigkeit, mit der er die französische Sprache beherrschte. Wir waren viel zusammen. Seine äußere Erscheinung war sympathisch, die Gesichtszüge ausdrucksvoll und schön geschnitten; in der Art, wie er sich trug und gab, erinnerte er ein wenig an Walesrodes pomphaftes Auftreten.

Ich las Heine meine Marseillaise und den ersten Act meiner Lambertine vor. Daß er günstig über mich dachte, geht aus einem neuerdings veröffentlichten Briefe aus jener Zeit hervor.

Von französischen Größen lernte ich, außer einigen deis minorum gentium, vor allem Victor Hugo kennen, dessen große poetische Begabung und gedankenreiche Dichtungen ich hochschätzte. Er hatte in seinem ganzen Wesen das Air eines geistigen Potentaten, einen großen Styl; war er doch bis zu seinem Tode von dem andächtigen Cultus seiner Getreuen umgeben und gefeiert. Es war ein kleiner Kreis, der sich in seiner Häuslichkeit, damals in der rue de la Tour d'Auvergne, um den Kamin versammelt hatte. Niemals ist indeß der Dreifuß politischer Prophezeiung mit größerem Unglück bestiegen worden, als in jenem Salon des großen Dichters. Mit Napoleon, dem Präsidenten, war man fertig, und während Victor Hugo mit der Kohlenzange im Kaminfeuer umherstöberte, beseitigte seine Tochter im

Handumdrehen alle Könige der Erde, wobei ſie auch der Königin Victoria nicht die geringſte Rückſicht und Schonung zu Theil werden ließ. Schon einige Tage ſpäter mußte der Dichter ins Exil wandern, und Prinz Louis Napoleon war der Herr von Frankreich — und Niemand hemmte ihn mehr auf dem Weg, den ſein Onkel gegangen, dem Weg zur Kaiſerkrone.

Mehrfach hab' ich ihn ſelbſt geſehen, den Präſidenten und Prätendenten, in jener Zeit, in welcher große entſcheidende Entſchlüſſe in ihm reiften. Er hatte etwas Dumpfes und Bückendes, mochte er nun allein in ſeiner Karoſſe ſitzen oder an der Spitze ſeiner Generale durch die Straßen reiten. So ſah ich ihn auf dem pont de Jena mit einem ſäbelraſſelnden Gefolge: die Saint-Arnaud, die Morny, die Perſigny hinter ihm. Sie ritten in ſcharfem Trabe, es machte auf mich den Eindruck von etwas Wildem, Abenteuerlichem; die Geſichter dieſer Männer hatten etwas Verwegenes, ihre Uniformen etwas Theatraliſches; es war ein Proberitt, den der „Staatsſtreich zu Pferde" machte. Keiner ſeiner Helden fehlte, nur die Heldin, welche im Elyſée das telegraphiſche Klavier ſpielte, um die Ordres an die Truppen zu ſenden, die unerbittlich alles niederwerfen ſollten, was ihnen in den Weg kam — die ſchöne Eugenie Montijo.

In der letzten Woche des Novembers 1851 verließ ich Paris — am 2. und 3. December triumphirten die trunkenen Prätorianer; es fanden die Metzeleien auf den Boulevards ſtatt, mit denen der im Herzen gutartige Cäſar, vom Cäſarenwahn ergriffen, ſeinen Namen befleckte. Napoleon I. haßte die Ideologen; Prinz Louis Napoleon war ein Ideologe, aber der große Kaiſer würde es ihm verziehen haben, denn er war es nur, weil die idées Napoléoniennes bei ihm zu einem Dogma erſtarrt waren. So bin ich durch meine verfrühte Abreiſe um ein großes geſchichtliches Schauſpiel oder Trauerſpiel gekommen, deſſen Zeuge ich in Paris hätte ſein können; vielleicht hätte eine verirrte Kugel den Neugierigen getroffen, denn die Kugeln trafen ja überall und ſchlugen überall ein, auf den Straßen,

auf den Balkons, in die Fenſter: es war das blinde Maſſacre, das in der großen Hauptſtadt der Revolutionen wüthete.

* * *

Schon bei meiner letzten Anweſenheit in Hamburg vor der Pariſer Reiſe hatte ich mich öfters in den patriciſchen Kreiſen bewegt: beim Rheder Sloman war ich häufig Tiſchgaſt geweſen, mit jungen Damen des vornehmen Kaufmannſtandes ſchoß ich auf dem Schießwerder nach der Scheibe, wobei ſich eine junge Patricierin von portugieſiſcher Herkunft, die aber ſchon lange in Hamburg heimiſch iſt, durch ihre Treffſicherheit auszeichnete. Außerdem war ich bisweilen bei einem Theekommers auf der weiblichen Hochſchule, die unter Leitung der Frau Wüſtenfeld ſtand und wo ich und Wehl öfters unſere Gedichte und Dichtungen vorlaſen. Es gab da intereſſante junge Damen, vor Allem ein Fräulein von Meyſenbug, ein Fräulein Margarethe Meyer, ein ſchönes achtzehnjähriges Mädchen, das aber noch nicht confirmirt war, weil es ſich dagegen geſträubt hatte. Wenn ich mich nicht irre, war es die Braut von Karl Schurz, die ſpäter dem Befreier Kinkels nach Amerika folgte, wo er bekanntlich die höchſten Staatsſtellen bekleidete. Auf eine Aufforderung, Vorleſungen über neue Literatur an der Hochſchule zu halten, hatte ich nicht ablehnend geantwortet, aber doch die Sache ganz im Ungewiſſen gelaſſen, das geſchah vor meiner Abreiſe nach Paris. Als ich zurückkehrte, fand ich mich bereits als Docent auf dem Lektionsplan verzeichnet: da mußte es freilich heißen: professor intermittet lectiones suas. Nach wie vor verkehrte ich in dem Helbertſchen Kreiſe; doch mit meinem Freunde, dem jungen Arzt, hatt' ich manche Lanze zu brechen. Ich hatte mich nämlich in Paris einer Ketzerei ſchuldig gemacht und bei dem Baron Dupotet im Palais Royal den Seſſionen der magnetiſchen Geſellſchaft beigewohnt, ja auch bei ihm Stunden genommen, um in die Geheimniſſe des thieriſchen Magnetismus und

die Kunſt, andere in magnetiſchen Schlaf zu verſetzen, näher eingeweiht zu werden. Ueber manche merkwürdige Erſcheinungen, die ich in den Seſſionen beobachtete, hab' ich damals im „Deutſchen Muſeum" von Prutz eingehend berichtet. Sie deckten ſich zum Theil mit dem, was man heutigen Tags Hypnoſe nennt; doch zeigten hochgradig nervöſe Mädchen, auch wenn ſie nicht in hypnotiſchen Schlaf verſunken waren, eine Abhängigkeit von dem Magnetiſeur und deſſen Willensregungen, die faſt an das Automatiſche grenzte. Ich ſelbſt zeigte in den Unterrichtsſtunden kein Talent zum Magnetiſiren; auch war es unmöglich, auf mich ſelbſt irgend welchen magnetiſchen Einfluß auszuüben. Ueber dieſe Experimente und Studien war nun der junge Dr. Helbert, der dies alles für Schwindel erklärte, ſehr entſetzt und eifrig beſtrebt, mir den Staar zu ſtechen. Ich hatte bei meiner Vertheidigung damals nicht den Anhalt, den ich heutigen Tags haben würde, und blieb ſo bei der Debatte in Nachtheil.

Obgleich nach Olbersdorf eingeladen, wohin mich auch die lebhafte Sehnſucht zog, meine Braut wiederzuſehen, ſchob ich doch meine Abreiſe immer wieder hinaus, weil ich gern eine für meine Zukunft günſtige Entſcheidung mit nach Schleſien gebracht hätte. Es handelte ſich nur noch um den „Hamburger Correſpondenten", der in ein Amtsblatt verwandelt werden ſollte. Für dieſen Fall wollte der Chefredakteur Runkel einen literariſchen Theil abzweigen und mir die Redaktion desſelben mit den Theaterkritiken anvertrauen. Der „Hamburger Correſpondent" war, wie Campe meinte, „die Pfarre", auf die hin ich heirathen wollte. Doch es kam zunächſt zu keiner Entſcheidung; ich mußte unverrichteter Sache nach Schleſien abreiſen. Nicht lange darauf wurde meine „Roſe vom Kaukaſus" am Hamburger Stadttheater mit Lina Fuhr in der Titelrolle aufgeführt und vom Publikum aufs Freundlichſte aufgenommen. Da mußte es mich überraſchen, daß gerade die Kritik im „Hamburger Correſpondenten" eine ſehr abfällige war. Ich ſchrieb damals an Wehl: „Meine halbjährigen Bemühungen ſchienen vergeblich ge-

weſen zu ſein. Oder ſollte das Bocken und Ausſchlagen des kritiſchen Eſels vielleicht nur den Grund haben, daß er einen andern wittert, der ihm das Futter fortfreſſen könnte?“

In Olbersdorf verlebte ich glückliche Weihnachtsfeiertage — ſchon vorher war unſere Verlobung officiell erklärt, allen Verwandten und in den Zeitungen angezeigt worden. Doch ich konnte nicht lange müßig in der ſchönen, vom Lenze einer jungen Liebe verklärten Winterlandſchaft ſitzen: ich mußte nach Breslau fahren, um die Univerſitätsbibliothek und die andern Bibliotheken für meine großen Arbeiten über die neue Lyrik, das neue Drama, den neuen Roman benutzen zu können. Es waren Arbeiten von nicht geringem Umfang, aber nicht deshalb zeitraubend, ſondern weil ſie ein eingehendes Quellenſtudium, eine unausgeſetzte Lektüre bei Tag und Nacht verlangten. Eine kurze Unterbrechung erlitt meine Arbeit durch eine Reiſe nach Oberſchleſien auf das Gut Spillers von Hauenſchild, des Dichters Max Waldau, der in kurzer Zeit mein Herzensfreund geworden. Seine Romane, jeanpaulſirend, reich an Geiſt und Empfindung und dabei von trefflicher Charakterzeichnung, waren wie ſeine neueſte Dichtung „Cordula“ bei Hoffmann und Campe erſchienen. Wir waren alſo Leidensgenoſſen, beide gleich abhängig von den Stimmungen unſeres gemeinſamen patriarchaliſchen Verlegers. In Breslau hatte mich Hauenſchild zuerſt aufgeſucht; er war noch ein paar Jahre jünger als ich und vor nicht langer Zeit von der Heidelberger Univerſität gekommen. Er war etwa von meiner Größe, hatte ein intereſſantes Geſicht mit ſchwärmeriſchen Augen und war etwas kränklich von Ausſehen. In der That litt er an einem Herzfehler, und doch ſtarb er wenige Jahre darauf nicht daran, ſondern am Typhus. Den frühen Tod eines ſo hochbegabten ſchleſiſchen Dichters, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, empfand ich wie einen Riß in meinem Leben. Auch Graf Strachwitz hatte ſehr jung ſein ſchönes Talent in einzelnen fulminanten Gedichten bekundet, ehe der Tod ihn hinwegraffte; doch Hauenſchild hatte nicht bloß

wir in Hamburg am Beſenbinderhof, ſpäter beinahe zehn Jahre lang in Breslau. Da erſchien meine Dichtung „Caolo Zeno“, die ich vorher in Berlin mit ſchönem, in allen Zeitungen anerkannten Erfolg vorgeleſen, vor einem Publikum, in welchem ſich Meyerbeer, der berühmte Philolog Boeckh, Fanny Lewald, Adolf Stahr, der Varnhagenſche Kreis und andere Notabilitäten befanden. Ich hatte mit dieſem Hohen Lied vom Manne die neue Bahn des tendenzloſen, dichteriſchen Schaffens betreten. Die Aufnahme ſeitens der Kritik war eine wohlwollende, ja glänzende. Und faſt zu gleicher Zeit erſchien auf dem Breslauer Stadttheater mein Luſtſpiel „Pitt und Fox“ mit durchſchlagendem Erfolg, das ſich bis auf den heutigen Tag auf den Repertoiren der deutſchen Bühnen erhalten hat und an der Burg in Wien noch immer ein gern geſehenes Stück iſt.

Zu den Beluſtigungen in Tſcheidt gehörte eine Haſenjagd, bei welcher Hauenſchild und ich denſelben Haſen trafen — dieſer halbe Haſe blieb meine einzige Siegesbeute. In Bauerwitz wohnten wir einer Verhandlung des niederen Clerus bei, bei welcher viel debattirt, viel Bier getrunken wurde, und ſo viel ich mich beſinne, ein ſehr plebejer Ton herrſchte.

Bei meiner Hochzeit durfte natürlich Hauenſchild nicht fehlen, der, was mich ſehr freute, für meine Braut die wärmſten Sympathien empfand und voll ihres Lobes war. Am 13. April 1852 wurde ich im Ritterſaal des Schloſſes Olbersdorf an einem improviſirten Altar von dem Paſtor Weinhold in Reichenbach, dem Vater des berühmten Germaniſten in Berlin, mit meiner Marie getraut, die mir 1896 nach 44jähriger glücklicher Ehe durch den Tod entriſſen wurde. Graf Reichenbach, Hauenſchild und zahlreiche Familienmitglieder wohnten der Trauung bei; der älteſte Bruder meiner Braut, ſpäter Generallandſchaftsdirektor in Schleſien, war zur Trauung von ſeinem Rittergut Haltauf herbeigekommen. Es war ein fröhlicher Hochzeitsſchmaus, und den Abend vorher beim Polterabend ging's luſtig zu in dem großen Schloſſe, und bis tief in die Nacht hinein wurden durch allerlei Mummenſchanz die Corridore und ſelbſt die Schlafzimmer beunruhigt.

Das iſt wohl der geeignetſte Abſchluß für die Odyſſee meiner Jugend, der es nicht an Stürmen jeder Art, nicht an herzkränkenden Leiden gefehlt hatte, auch nicht an Zauberinnen, Nymphen und Sirenen, vor deren Geſang ich mein Ohr nicht hinlänglich verſtopft hatte. Bei unſerer Hinreiſe nach Hamburg mußte ich mit meiner Frau in Charlottenburg campiren, da der Aufenthalt in Berlin mir noch immer verwehrt war. Doch das Jahr darauf ſetzte ich es durch Vermittlung des Dr. Ryno Quehl, der früher Redakteur des „Danziger Dampfbootes", ein großer Freund meiner Muſe und damals die rechte Hand von Manteuffel war, durch, daß ich für alle Zukunft von polizeilichen Chikanen verſchont blieb. Das erſte Jahr unſerer Ehe wohnten

Verlag von **Gebrüder Paetel** (Elwin Paetel) in Berlin W.

Hüffer. **Aus dem Leben Heinrich Heine's.** Von Hermann Hüffer. Octav. Geheftet 3 Mark; elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Hülsen. **Unter Friedrich dem Großen.** Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752—1773. Herausgegeben von Helene von Hülsen. Octav. Geheftet 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Jähns. **Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung.** Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reichs von Max Jähns. Octav. Geheftet 3 Mark; elegant gebunden 4 Mark.

Joseph. **Das Heidenröslein.** Von Eugen Joseph. Kl. Octav. Geheftet 2 Mark.

Münz. **Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli** von Sigmund Münz. Octav. Geheftet 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Petri. **Rothe Erde.** Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Octav. Geheftet 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Preuß. **Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense** aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Octav. Geheftet 3 Mark.

Schütze. **Theodor Storm.** Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum siebzigsten Geburtstag. Von Dr. Paul Schütze, Privatdocent an der Universität Kiel. Mit einem Porträt Theodor Storms. Octav. Geheftet 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Strasburger. **Streifzüge an der Riviera.** Von Eduard Strasburger. Gr. Octav. Geheftet 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Widmann. **Johannes Brahms in Erinnerungen** von J. V. Widmann. Zweite Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark; elegant gebunden 4 Mark.

Wille. **Fünfzehn Briefe von Richard Wagner.** Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Octav. Geheftet 2 Mark; elegant gebunden 3 Mark.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. ☜

Druck von G. Bernstein in Berlin.

PT 2250 .G8 Z8 1898 C.1
Aus meiner Jugend.
Stanford University Libraries
3 6105 039 831 040

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRAR
STANFORD, CALIFORNIA 94305